BIBLIOTEKA
MUZEUM ŚLĄSKIEGO
529
T

Am Sagenborn der Heimat.

Von Hugo Gnielczyk.

F
5
27

Arbeitsgemeinschaft
für
oberschlesische Volkskunde.

Am Sagenborn der Heimat

Sagen und Märchen aus dem Kreise Leobschütz

Herausgegeben
von
Hugo Gnielczyk

Verlag:
Adolph Rölle, Inhaber Oswald Erbrich, Leobschütz
1922

529
I

1939:595

Alle Rechte vorbehalten

Meinen lieben Eltern!

Vorwort.

In der Zeit, da das deutsche Volkstum in Fesseln liegt, wissen wir, was uns die Heimat ist. Was einst war, lebt wieder auf. Nichts soll vergessen werden. Und doch ist an Sagen, Märchen und anderer Volksdichtung schon vieles, vieles verloren gegangen. Schauen wir aber in das vorliegende Buch, so müssen wir sagen: Der Urelttern Erbe lebt noch im Volksgemüt weiter, wird bewahrt und wieder vererbt. Man kann mit Sicherheit sagen, daß noch einmal soviel Sagen im Volksmunde sind, als hier aufgezeichnet wurden. Allein, als einzelner, sie zu sammeln, ist fast unmöglich. So ist auch dies Buch unter Mitarbeit vieler Heimatfreunde zusammengestellt worden.

Dank sei allen denen, die zum Gelingen des Werkes beigetragen haben: den Großvätern, Großmüttern, Vätern, Müttern als Erzählern und Aufzeichnern der Sagen und der Märchen, den Kindern ebenfalls als Aufzeichnern der Sagen. Ihre Namen sind bei den Erzählungen angegeben. Als Sammlern von Sagen und Märchen danke ich den Herren: Bartsch-Breslau, früher Roben, Demand-Mocker, Fräulein Effner-Gröbnig, Frenzel-Zauchwitz, Güttler-Kreuzendorf, Hantke-Zülkowitz, Hillebrand-Peterwitz, Hofrichter-Leobschütz für die Sagen aus seinen Heimatbüchern, Kallabis-Steubendorf, Klehr-Soppau, stud. med. Krakowsky-Waissak, Fräulein Kubig-Sauerwitz, Professor Dr. Kühnau-Breslau für Ueberlassung der Sagen aus seinem vierbändigen Werke „Schlesische Sagen" und für mancherlei Rat, Lux-Raden, Menzler-Roben für Türmitz. Milsch-Sauerwitz, Mosler-Bauerwitz, Mrkwa-Leisnitz, Mucha-Leisnitz für Ueberlassung seiner Leisnitzer Chronik, in der

mit Fleiß selbst gesammelte Sagen stehen, Purschke-Königsdorf, Frau Reinelt-Breslau für Abdruckerlaubnis aus Philo vom Walde, Seminarl. Schimke-Leobschütz, Seidel-Dobersdorf, Wachs-Pilgersdorf. Ich danke den Herren Kreisschulräten Dr. Mikulla und Stenzel-Leobschütz für Anregung zur Sammlung von Volksdichtung durch Rundschreiben an die Schulen des Kreises, den Schriftleitungen der Leobschützer Rundschau, der Leobschützer Volkszeitung und der Leobschützer Zeitung für die öffentlichen Aufrufe. Endlich danke ich besonders Herrn Schriftsteller Richard Hanns Hoffmann-Leobschütz für Lesung der Handschrift und der Korrekturbogen.

Infolge der Stoffülle sind in diesem Bande nur Sagen und Märchen enthalten. Der zweite Teil der Volkspoesie des Kreises Leobschütz wird in Kürze folgen und enthalten: Lustige Schwänke nach Dichtung und Wahrheit, Weihnachts- u. a. Spiele, Lieder, Reime, Sprüche, Rätsel, Redensarten, Sitten und Gebräuche aus alter und neuer Zeit. Ich bitte für den zweiten Teil noch um Einsendungen, je eher, desto besser. Jeden Beitrag bitte möglichst für sich auf ein Blatt und nur auf einer Seite geschrieben.

Bratsch, im Oktober 1921.

Hugo Gnielczyk.

Was der Sagenborn rauscht

Die versunkene Stadt.

Die Stadt Bauerwitz, wie sie heute besteht, ist schon alt; aber sie ist nicht das eigentliche frühere „Baurwitz" oder „Baworow". Vor vielen, vielen Jahren, als die Stadt noch Baworow hieß, stand sie an einem anderen Orte. Wenn man zur „Lichania" hinausgeht, kommt man zu einer ringsum bekannten Quelle, die schon solange benutzt wird, als sich die ältesten Leute aus Bauerwitz erinnern können. Hier soll das alte Baworow gewesen sein. Es ist aber schon lange versunken. Wann, warum dies geschehen ist, und ob sich jemand gerettet hat, das weiß niemand mehr.

Mündliche Mitteilung von Konstantin Mosler, Bauerwitz.

Die beiden untergegangenen Dörfer in den Schmeisdorfer Erlen.

In den sogenannten Schmeisdorfer Erlen bei meinem Heimatsorte war in meiner Jugendzeit das „Krätschembürnel". An dieser Stelle sollen vor Zeiten zwei große Dörfer, deren Namen jedoch niemand mehr kennt, versunken sein. Mit welchen Gefühlen stand ich als Knabe oft vor dem Brünnlein, in dessen tiefem, rätselhaftem Grunde meine jugendliche Phantasie die Häuser jener Dörfer zu sehen vermeinte! Beim Schlammstechen fand man auf diesen Erlenwiesen längs der Zinna hinab an verschiedenen Stellen allerlei Gerätschaften, z. B. Töpfe, Teller, Löffel, morsches Bauholz, Futterkrippen. Am zahlreichsten waren diese Funde im „Gesieriche", wo einstmals der Rohrteich gewesen. Philo, Schlesien 1884, S. 30.

Der versunkene Demogreihof.

Vor vielen Jahren stand unterhalb des Dorfes Bratsch, wo jetzt das große Holzkreuz steht, ein Schloß. Einmal ging ein Knabe von dreizehn Jahren nach Türmitz. Als er zurückkam, war es gegen Mitternacht. Als er an dem Schlosse vorbeiging, sah er, daß es immer kleiner wurde, immer tiefer in die Erde versank. Da ging er näher, um besser sehen zu können. Auf einmal kam ein Hund mit Ketten angerannt. Der Knabe lief in voller Angst davon. Er drehte sich aber noch einmal um, und da sah er, daß das Schloß verschwunden war. Seitdem geht es dort um. Der Ort, wo das Schloß gestanden hat, heißt heute noch der Demogreihof. Was das heißt, weiß niemand. Manche nennen den Grund dort auch Wüsttürmitz. Es sollen da noch mehr Häuser gestanden haben. Beim Ackern stößt man öfter auf Mauergrund.

Handschriftlich von Irmgard Werner, Bratsch.

Das versunkene Gasthaus.

Der Weg von Liptin nach Katscher führt an einer Wiese vorüber. Hier befand sich in früherer Zeit ein kleiner Teich. Ein dichter Kranz von Schilf umgab seine Ufer. Verkrüppelte Weiden ließen ihre Schatten auf die schmutzig grünliche Wasserfläche fallen. Ein stiller, trauriger Ort.

Vor langer, langer Zeit stand hier ein Gasthaus. Nachdem auf ihm eine Reihe biederer Besitzer gewechselt hatte, kam es in die Hände eines gottlosen, geldgierigen Menschen. Bald blieben alle guten Leute der Schenke fern, und es fanden sich nur leichtsinnige Gesellen ein, die ein wüstes Treiben führten. Oft saßen sie auch während des Gottesdienstes bei dem tollen Wirt und zechten und tobten. Das betrübte den dortigen Seelsorger gar sehr. Auf ermahnende Worte erntete er nur Spott und Hohn.

So war die Karwoche herangekommen, in der jeder Christ Buße und Abtötung üben soll. Um dem Pfarrherrn eine ganz besondere Kränkung zu bereiten, veranstaltete der Wirt am Karfreitag eine Tanzmusik. Mehrere Stunden hatte schon das sündhafte Treiben gedauert, als die dritte Nachmittagsstunde heranrückte. Da erhob sich einer aus der trunkenen Schar und rief: „Jetzt beginnen in der Kirche die Klagelieder,

wir aber wollen fröhlich sein! Musikanten, lustig aufgespielt!" Weithin erscholl das Schmettern der Trompeten.

Da, auf einmal, ein mächtiger Donnerschlag, ein Klirren der Fenster, ein Krachen des Hauses in allen Fugen! Erschrocken und totenbleich starrten die Sünder einander an. Welch Entsetzen! Die Erde öffnet sich, und das Haus verschwindet mit allem, was darin ist, in die gähnende Tiefe. —

Hofrichter, Heimatkunde S. 497.

* * *

Dieselbe Sage wird von einem Gasthause im „Alten Dorfe" von Bratsch erzählt. Wo heute der alte Dorfbrunnen ist, soll das Gasthaus versunken sein.

Nach mündlicher Mitteilung von Josef Lux, Raden.

Sau-wudl-Burg-fand.

Vor vielen, vielen Jahren hütete auf einem Plane, in der Gegend auf Kreuzwald zu, im sogenannten Teichla ein Schweinehirt seine Herde. Eines Tages bemerkte er, wie eine Sau heftig im Ackerboden wühlte und nicht von der Stelle ging. Er schritt hin und sah, wie das Tier den Teil eines harten Gegenstandes freigelegt hatte. Er holte Leute herbei. Sie gruben nach, bis sie eine eiserne Glocke freigelegt hatten. Die Glocke brachten sie mit ins Dorf, und noch am gleichen Tage ließ man sie in unserem Turme aufhängen. Es ist dieselbe Glocke, die wir heute noch auf dem Turme haben, die jetzt wieder, seitdem wir die Glocken für den Krieg haben abliefern müssen, benutzt wird. Sie diente früher als Sturmglocke bei Feuersbrünsten. Beim Läuten gibt sie Töne von sich, die dumpf und im Viervierteltakt die Herkunft verraten. Man hört nämlich die Worte: „Sau-wudl-Burg-fand!" Das heißt: Die Sau wühlte, bis sie die Glocke fand. „Burg" soll darauf hinweisen, daß die Glocke einer Burgdorfkirche angehörte. Allgemein heißt es, dies Burgdorf soll das alte Leisnitz gewesen sein, das an dem Fundorte samt der Kirche unterging.

Handschriftlich von Albert Mucha-Leisnitz.

Die ausgewühlte Glocke von Deutsch-Neukirch.

Bei Deutsch-Neukirch soll einst eine Sau auf der Feldmark, die „Alte Stadt" genannt, in der Nähe des Potich-

grabens eine Glocke aufgewühlt haben. Diese Glocke hing lange Zeit im Vorbau einer Bauernwirtschaft in Bieskau und diente als Aveglocke. Vor 30 bis 40 Jahren wurde sie von dort abgehoben und lag dann hinter dem Hochaltare der Pfarrkirche in Deutsch-Neukirch. 1896 wurde sie mit einer anderen zersprungenen Glocke in Leobschütz von Mortzinek umgegossen.

Kühnau, Sagen, III, S. 538. Nach einer Mitteilung von Albert Macha in Ratibor.

Der Prophetenbrunnen in Leisnitz.

Bei dem Gärtner Joseph Richter in Leisnitz ist ein Brunnen, den die alten Leute Prophetenbrunnen nennen. Sobald das Wasser steigt und der Brunnen überläuft, ist ein schlimmes Jahr zu erwarten. Auf diese Weise sind fast alle großen Teuerungen angezeigt worden. Wenn der Brunnen überlief, ist der Lauf des Wassers so stark gewesen, daß sich das Rindvieh daraus satt trinken konnte. Gar verwunderlich war es, daß gerade in trockener Zeit eine solche absonderliche Wasserfülle eintrat. Das letzte Mal ist der Brunnen in dem Jahre 1913—14 gelaufen. Seither hat man davon nichts mehr gehört.

Bertold Heide, Leisnitz.

Der Graupenbrunnen bei Türmitz.

Wenn man von Türmitz nach Bratsch geht, sieht man links der Straße sumpfige Wiesen. Von ihnen erzählt uns folgende Sage: Ein Graupenhändler fuhr für die Leute in die Mühle. Als er sich auf den Rückweg machte, war es schon finster. Da die Straße noch nicht mit Bäumen bepflanzt war, verirrte er sich und kam auf die sumpfigen Wiesen. Dort versank er samt den Pferden und dem Wagen. Die Stelle, wo der Graupenhändler verschwunden ist, heißt heute noch der Graupenbrunnen. Man erzählt auch, daß der Brunnen keinen Grund haben soll.

Handschriftlich von Ernst Birke, Türmitz.

Das Graupenbrünnel bei Leobschütz.

Von der Quelle der Zinna bei Kreuzendorf bis an die Promenade von Leobschütz breiten sich am rechten Ufer des

Flüßchens grüne Wiesen aus, die an vielen Stellen mit Erlen- und Weidengebüsch bewachsen sind. Ganz nahe an Leobschütz, wo die Grenzscheide die Wiesen quer durchläuft, befindet sich im rechten Zinnaufer das „Graupenbrünnel" mit seinem silberklaren Wasser. Hier an dieser Stelle versank einst ein Fuhrmann mit Pferden und Wagen, als er mit Graupe aus der Stadt gefahren kam. Lange Zeit nachher noch kam mit dem Wasser Graupe aus der Erde hervorgequollen, weshalb noch heute das Brünnlein „Graupenbrünnel" genannt wird. Philo, Schlesien S. 18.

Der Escherbrunnen in Kreuzendorf.

Zwischen der Erbrichterei und der Besitzung des jetzigen Ortsvorstehers in meinem Heimatsdorfe ist ein schöner Obst- und Blumengarten angelegt, der dem Erbrichter Dittrich gehört. Dieser Garten führt den Namen „Eschergarten". In früherer Zeit stand hier ein Bauerngut, welches der Mittelpunkt der verschiedensten Spukgeschichten war. Zuletzt wollte niemand mehr auf dieser Wirtschaft wohnen, und so standen die Gebäude wüst und leer, bis sie zuletzt zum Abbruch verkauft wurden; den Acker, der dazu gehörte, erstand ein Bauer des Dorfes, Lichteblau. In diesem Garten war ein Brunnen, den niemand zufüllen konnte. So viel Schutt und Boden man auch hinunter schüttete, der „Escherbrunnen" blieb immer offen. In seiner grundlosen Tiefe sah man alle möglichen Fratzen und Gestalten. Es sollen sich noch eine Menge anderer Sagen an diesen Brunnen knüpfen, die jetzt schon vergessen sind; möglich, daß einzelne alte Leute in Kreuzendorf noch davon zu erzählen wissen. Heute ist der „Escherbrunnen", glaube ich, verschüttet.

Philo, Schlesien S. 22.

Das Graupebörnel.

Links von dem nach Sabschütz führenden Wege unterhalb der Windmühle befindet sich in einem Wiesengrunde ein Brunnen. In diesem soll ein Mann mit Namen Graupe ertrunken sein. Der Ertrunkene ging seitdem an dieser Stelle um, und der Brunnen erhielt den Namen Graupebörnel.

Handschriftlich von Prof. P. Dittrich in Breslau, 1896.
Kühnau, Sagen III, S. 333.

Von Ho-ha, dem versunkenen Bäcker bei Hohndorf.

Vor einigen hundert Jahren fuhr ein Bäcker aus Katscher nach Leobschütz nach Brot. Das wäre ja nichts Ungewöhnliches; doch in damaliger Zeit waren die Wege mitunter steil und schlecht. Als der Bäcker bis in die Nähe von Hohndorf kam, mußte er ein Stück vom Dorfe vorbei einen steilen Berg hinab fahren. Dort konnten die Pferde den Wagen nicht erhalten. Der Bäcker wollte den Wagen zum Stehen bringen, vermochte es aber nicht. Da er keinen Stein zum Unterlegen bei der Hand hatte, nahm er ein Brot und schob es vor ein Rad. Dies aber sollte ihm zum Unheil gereichen; denn als er noch ein zweites und drittes unter die Räder steckte, begann der Wagen zu versinken. Der Bäcker wollte ihn retten, und er trieb die Pferde unter dem Zuruf: „Ho-ha!" an. Es nutzte alles nichts, obgleich er immer Ho-ha! rief und die Pferde mit der Peitsche schlug. Der Wagen, die Pferde und der Bäcker dazu versanken immer mehr. Er rief dabei immerfort: „Ho-ha!", bis ihn die Erde gänzlich verschlungen hatte. Das war die Strafe Gottes, weil er das Brot unter die Wagenräder gelegt hatte.

Der Grund, wo dies geschah, heißt heute noch im Volksmunde der Höllengrund. Es soll Leute gegeben haben, die den versunkenen Bäcker in stillen Nächten oft sein Ho-ha! haben rufen hören. Auch sind des Nachts beim Höllengrunde Leute schon öfters vom Wege abgekommen. Stundenlang sind sie auf den Feldern umhergeirrt; erst in den frühen Morgenstunden fanden sie ihren Weg wieder.

Handschriftlich von Marie Kaul, Zülkowitz.

Der Glaube an verborgene Schätze in Schlesien, besonders in Kreuzendorf.

Was man gern besitzt und besitzen möchte, das glaubt man auch gern. So ist es mit dem Glauben an verborgene Schätze. So mancher Schlesier — und war er auch schon auf dem besten Wege der Grube zu — gab die Hoffnung, den süßen Glauben nicht auf, daß es ihm hier doch noch vielleicht einmal besser gehen könne, daß er doch noch einmal zum glücklichen Schatzgräber werden könne. Dieser Wahn ließ ihn sein herbes Los wieder rosiger erscheinen, er vergaß

darüber Sorge und Kummer und Arbeit und Mühe. Heute ist dieser Glaube schwächer geworden, aber durchaus nicht erstorben. Die Schätze waren nach dem Volksglauben durch irgendeine geistige Macht da- und dorthin verbannt. Daß sie von Vorfahren zu Kriegszeiten vergraben worden sein könnten, diese Annahme war ausgeschlossen. Am öftersten dachte man sich darunter gemünztes Geld der Gegenwart, dann wohl auch lautere Klumpen roten Goldes. Ein verborgener Schatz verriet sich dadurch, daß nachts in der Geisterstunde blaue Flämmchen über der Stelle hin und her huschten, oder plötzlich eine große Feuerflamme aufsprang. Schweigsam vor allem mußte man sofort nachgraben und durfte sich durch kein Schreckbild von Erscheinungen, die der Böse vorüberziehen ließ, abwehren lassen. Aus meiner Jugendzeit erinnere ich mich, daß der Vorbesitzer meines jetzt in Trümmern liegenden Vaterhauses erklärte: Im Keller des dazugehörigen „Lehmses" (Gewölbe, Schüttboden) liege ein großer Schatz begraben, wie ihm sein Vater oft versichert habe. Leider ist dieser Keller vor einigen Stunden bei Umänderung des „Lehmses" in eine Wohnung zugeschüttet worden, ohne daß jemand dem Schatze nachgegraben hätte. Nach einer alten Tradition soll mein Vaterhaus (es war uralt) im Dreißigjährigen Kriege längere Zeit Wachtlokal der Schweden gewesen sein. Möglich also, daß der Schatz aus jener Zeit herrührte. Wir wissen ja, daß die schwedischen Kriegsknechte viele Schätze (Monstranzen, Kelche, goldene Kreuze), vergruben, manche dann bis auf unsere Zeiten liegen blieben, da der betreffende Soldat in der Schlacht fiel oder durch andere Schickungen abgehalten wurde, seine Beute dem Versteck zu entreißen. Das Haus, in dem ich geboren bin und das ursprünglich meinem Vater gehörte, liegt ganz unten im Dorfe, erst, als ich schon 6 Jahre zählte, kaufte mein Vater die jetzige Besitzung im Oberdorfe. Dort, in der Nähe jenes ersten Vaterhauses waren verborgene Schätze in der Erde; denn mein Vater erzählte so: Das Nachbarhaus von uns (jetzt Restauration) gehörte meiner Mutter Vater. Eines Nachts, als der Großvater gerade noch etwas im Hofe zu tun hatte, springt auf einmal hinten im Hause ein Feuerlein auf, brennt eine Weile und ist verschwunden. Wochen vergingen. Da, eines Abends ist es wieder da, diesmal aber viel größer, so daß der Großvater glaubt, sein Haus

brenne. Nun verging ein halbes Jahr, ohne daß etwas von ihm zu sehen war. Doch es kam wieder, und diesmal sprang es mitten im Hofe unter dem großen Kaulbirnbaume auf. Unterdes war dem Großvater gesagt worden, er solle, wenn das Feuer wieder aufspringe, schnell etwas hineinwerfen, einen Löffel, ein Messer, dann werde etwas oben bleiben, wenn das Feuer wieder verloschen sei. Als der Großvater das Feuer unter dem Birnbaum sah, warf er seinen Feuerstuhl hinein — an andern Morgen lag eine fremdländische Goldmünze dort, die niemand kannte. Den folgenden Abend fing der Großvater mit einem gewissen Schäfer Heinrich an zu graben. Es dauerte nicht lange, da sprach auf einmal jemand: „Du, du, was machst du denn da?“ Die beiden sahen sich jedoch nicht um. Da kommt ein ganz altes Weib und schreit in einem fort: „Du, du, bei Weib! Bei Weib!“ — Diese Worte waren in solch durchdringendem, kreischenden Tone gesprochen, daß sich der Großvater vor Entsetzen umsah. Das Weib war verschwunden, und nichts fand man als ein weißes Porzellankrügel, das mit Schmutz angefüllt war. Aus dem Krügel habe ich selbst noch getrunken. Später sprang das Feuer noch oftmals bei unserem eigenen Hause hinten an der Scheuer auf; es wollte aber niemand mehr nachgraben, denn alle hatten Furcht und Entsetzen.

Philo, Schlesien, 1884, S. 47 f.

Der Schatz unter der Kapelle in Comeise.

Auf dem Grunde des Herrn Peter steht eine Kapelle. Dort sollte ein Geldschatz verborgen sein. Er konnte aber nur in der Johannisnacht gehoben werden. Beim Heben dieses Schatzes durfte auch nicht gesprochen werden. Zwei Männer aus Comeise gingen hinaus, um den Geldschatz zu heben. Als sie ein Stück gegraben hatten, fanden sie einen eisernen Topf. Sie nahmen ihn heraus und teilten ihn. Als aber der eine eine Handvoll Geld mehr hatte, so sagte der andere: „Du teilst nicht christlich.“ Als er die Worte gesagt hatte, verschwand der Schatz vor ihren Augen, auch dasjenige Geld, das sie in den Taschen hatten. Ein graues Männchen tauchte vor ihren Augen auf und sagte: „Wenn ihr genügsam gewesen wäret, so hättet ihr den Schatz behalten können.“

Handschriftlich aus Comeise.

Der Teufel hindert als Briefträger die Hebung des Schatzes.

Ein Bauer ging an seiner Wiese entlang. Da sah er über der Wiese drüben in einer Weide Geld „brennen". Nun hatte er aber nichts bei sich, um es in das Feuerchen zu werfen, er läuft also nach Hause, um ein Messer zu holen (denn wenn man etwas Eisernes in die Flamme wirft, so ist der Schatz gebannt und kann nicht mehr versinken.) Gerade als er in den Hof tritt, kommt ihm ein Briefträger entgegen und gibt ihm einen Brief. Er nimmt den Brief, reißt ihn auf, es ist nichts darin, der Briefträger ist verschwunden. Da war es der Teufel gewesen, der ihn unter der Maske des Briefträgers so lange aufgehalten hatte, daß er nun mit dem Messer nicht mehr zurecht kommen konnte. Zwar eilte er, so schnell er konnte, aber das Feuer war erloschen.

Kühnau, Sagen III, S. 692. Mündlich von Schuhmacher Cl. aus Langenau bei Katscher.

Der eingemauerte Schatz.

In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ging es in einem Hause am Ring von Bauerwitz um. Man hörte abends in der Wand ein geisterhaftes Klopfen, und durch die Stube ging ein Stöhnen, das sich niemand erklären konnte. Dabei wurden auch die Stühle gerückt. Wo dies geschah, war große Furcht im Hause. Mehrere Leute, die am Abend dort zusammenkamen, um sich zu überzeugen, ob alles wahr sei, sahen, wie die Stühle gerückt wurden, sie hörten das Klopfen und das Stöhnen, bemerkten aber keinen Menschen. Als das Haus eingerissen wurde, fand man in der Mauer einen Topf mit Maria Theresia-Dukaten.

Mündliche Mitteilung von Konstantin Mosler, Bauerwitz.

Hebung verborgener Schätze.

Von den Bauerwitzern wurde früher gesagt, daß am Palmsonntage der vergrabene Schatz oder verborgenes Geld brenne. Wo sich so ein Schein zeigt, soll man, während in der Kirche die Zeremonien gehalten werden, nachgraben.

Handschriftlich von Konstantin Mosler, Bauerwitz.

Der Nachtjäger und das wütende Heer.

Im Nachtjäger der Schlesier erkennen wir deutlich den Wodan der alten Germanen. Mit Windeseile durchsauft er das Luftreich und zeigt seine Macht besonders im Sturm und Gewitter. Die Gestalt des Nachtjägers ist in den einzelnen Teilen Schlesiens verschieden. Bald erscheint er als kopfloser Reiter, bald als Jägersmann auf dreiköpfigem Pferde, bald als Fußgänger mit der Flinte auf dem Rücken. Hinterdrein zieht ein großes Gefolge von Hunden, Wölfen, Graumännchen und anderen luftigen Gestalten. Jägerruf, Horngeblase, Peitschengeknall, Hundegekläff, gespenstisches Geräusch und Gerassel verraten laut den wilden Zug und bringen die Menschen in Furcht und Entsetzen. Kleine Kinder werden im Gebirge mit dem Nachtjäger zum Schlafen gezwungen. Sein Gefolge besteht aus lauter „wandernden Seelen" in den verschiedensten Gestalten. Teils denkt man sich unter ihm einen Junker, der zur Strafe für seine Sonntagsentheiligung bis an den jüngsten Tag ruhelos jagen müsse, teils ist er auch wieder der Teufel selbst.

Einzelne Sagen vom Nachtjäger folgen.

Im Kreise Leobschütz liegt das Dorf Sauerwitz, woselbst mein Vater in seiner Jugend die Weberei erlernte. Jeden Sonnabend, sobald es abends dunkel geworden war, durfte er seine Mutter in Kreuzendorf besuchen und den Sonntag bei ihr verleben. Die beiden Dörfer mögen ungefähr zwei gute Stunden von einander entfernt liegen. Jedesmal, so erzählt mein Vater, wenn ich im Finstern durch den Badewitzer Wald ging: da auf einmal war es, als ob der ganze Wald zusammenbräche; deutlich hörte man es schießen, und auch Hundegebell war zu vernehmen. Zuerst ahnte ich nicht, was dieses bedeute; bis mich dann der Waldheger darüber aufklärte. Nun wußte ichs gleich. Es war der Nachtjäger mit seinem wilden Heere. Das jagte durch die Bäume und Sträucher, daß es ein Entsetzen war. Genau habe ich den Nachtjäger nicht gesehen, aber der Waldheger erzählte mir, er sei ein schwarzer Mann, dem 5—6 Hündchen folgen, welche fortwährend kläffen. Furcht braucht man vor dem Nachtjäger nicht zu haben, nur muß man acht geben, daß man keines von den Hündchen tritt. Sie laufen einem lange Zeit unter den Beinen herum, bis sie dann auf einmal wieder ver-

schwunden sind. Wer sich vor dem Nachtjäger schützen will, der muß auf der Straße den „Deistelrain" entlang gehen. So habe ich es auch stets gemacht, und darum ist mir nie etwas Uebles passiert. Philo, Schlesien, S. 3.

Der Nachtjäger bei Trenkau.

Einst ging ein Mann bei später Nachtstunde die sogenannte Buchwaldstraße zwischen Leobschütz und Trenkau. Auf einmal vernahm er lautes Peitschengeknall, Hundegebell und dröhnende Hellarufe. Plötzlich jagte ein langer Zug finsterer Schatten an ihm vorüber, wobei man die verschiedensten Tiergestalten erkennen konnte. Auch ein Reiter auf windschnellem Roß war dabei, der beständig seinen eigenen Kopf als Fangball in die Lüfte warf. In einem Hui waren alle vorüber. Philo, Schlesien, S. 4.

Die Totenhand des wilden Jägers.

Früher war von Bratsch nach Sauerwitz viel Wald. In stürmischen Nächten hörten die Leute dort Hunde bellen und Jäger schießen. Sie sagten, der wilde Jäger sei auf der Jagd.

Einmal ging ein Mann in der Nacht hinaus. Er machte das Bellen der Hunde nach. Als er des anderen Tags abends bei seiner Familie saß, streckte auf einmal eine Hand eine Totenhand herein. Eine Stimme sprach: „Hast du mir helfen jagen, kannst du mir helfen nagen." Die Hand wurde auf das Fensterbrett gelegt und blieb dort liegen.

Handschriftlich von Hedwig Peschke, Bratsch.

Der Nachtjäger zwischen Bratsch und Türmitz.

In früheren Zeiten fuhr der Nachtjäger noch auf den Grenzen herum. Als ein Mann einmal von Bratsch nach Türmitz ging und in die Nähe der Grenze, die die Bratscher und Türmitzer Feldmark von einander trennt, kam, sah er oben auf dem Berge einen feurigen Punkt. Da es um Mitternacht war, wußte er, daß es der Nachtjäger war. Er dachte, noch über die Grenze zu kommen. Aber gerade, als er sie überschreiten wollte, sauste der Jäger an ihm vorbei,

Okresní Archiv Bruntál

und er hörte hinter ihm eine ganze Meute laut kläffender Hündchen. Der Jäger hatte keinen Kopf.

Handschriftlich von Franz Körner, Türmitz.

Die Hündlein des Nachtjägers stören die Feldarbeit.

Wenn die Leute nach Mitternacht auf die Wiese Gras hauen gingen, ist ein Nachtjäger mit einer Anzahl Hündlein gekommen. Die Hündlein liefen immer unter der Sense umher, und die Leute konnten nicht mähen. Sie mußten nach Hause gehen und konnten die Arbeit erst vor Tagesanbruch fertig machen. Handschriftlich von Berta Hanel, Türmitz.

Der Nachtjäger und seine aufhockenden Hunde.

Mein Urgroßvater, der ein Zimmermann war, kam eines Abends spät von der Arbeit nach Hause. Als er das Ende des Waldes erreichte, trat auf einmal der Nachtjäger, ein feuriges Gespenst, aus dem Walde und schritt vor ihm her. Ihm folgte eine große Schar schwarzer räudiger Hunde mit glühenden Augen. Die Hunde ließen ein schauriges Gewimmer hören. Manche Hunde hockten meinem Urgroßvater auf die Schultern auf. Vor Schreck konnte er nicht sprechen. Er lief, um dem Gespenst zu entfliehen. Aber es schritt stets vor ihm her. Keuchend hatte er die Nähe des Dorfes erreicht. Plötzlich waren Nachtjäger und Nachthunde verschwunden. Erleichterten Herzens betrat der Urgroßvater das Dorf. Handschriftlich von Paul Hermann, Türmitz.

Der Nachtjäger auf den Türmitzer Feldern.

Es war einmal ein Mann bis spät abends auf seinem Acker. Da ist der Nachtjäger mit seinen Hunden gekommen. Die Hunde sind um die Pferde des Bauern herumgesprungen. Auch zu anderen Leuten sind die Hunde gelaufen. Sie haben ihnen aber nichts getan, sondern sie nur angebellt. Manchmal sind die Hunde sogar in das Dorf gekommen.

Handschriftlich von Elisabeth Demel, Türmitz.

Der Waldjäger bei Pilgersdorf.

Die Leute erzählen sich, daß es vor vielen Jahren im Kiefernwalde umging. Verschiedenen, die dort vorübergingen, soll der Waldjäger mit seinen vielen Hündchen begegnet sein. Je mehr die Furchtsamen sich entfernen wollten, desto mehr purzelten die Hündchen unter fürchterlichem Gekläff vor den Füßen der Fliehenden dahin. Dann sahen sie noch mehrere Irrlichter, und so gelangten sie unter Todesangst ins Dorf. Handschriftlich von Wilhelm Heidrich, Pilgersdorf.

Vom Nachtjäger und dem dreibeinigen Pferde.

Vor langer Zeit ging ein Bauer aus einem Nachbarorte in der Mitternachtsstunde nach Hause. Als er in seinem Gehöfte angekommen war, hörte er mit einem Male ein Heulen und Bellen vieler kleiner Hunde, dazwischen den Dreischlag eines galoppierenden Pferdes. Hm, dachte er sich, das ist der Nachtjäger mit seinem dreifüßigen Pferde. Dem kannst du heute einen Schabernack spielen. Er rief seinen Hund und hetzte ihn auf den Nachtjäger. Als der nun bei dem Gehöfte vorbeiritt, schrie auf einmal draußen unter dem Geheul sämtlicher Hunde eine fürchterliche Stimme: „Hast du mir helfen hetzen, kannst du mir auch helfen setzen!“ Und über das Hoftor flog mit einem Ruck ein vollständiges Pferdebein.

So war aus dem Schabernack für den Aermsten ein furchtbarer Ernst geworden. Er wußte nicht, was er mit dem Pferdebein anfangen sollte. Er ging oder lief zu seinem Nachbarn, dann zu dem Richter; aber niemand konnte ihm sagen, was er tun sollte, um das Bein los zu werden. Endlich faßte er sich ein Herz und erzählte die Geschichte dem Geistlichen des Ortes. Der Pfarrer, ein leutseliger Herr, sagte ihm: „Das mit dem Pferdebein gefällt mir nicht. Hättest du nur nicht den Hund auf den Nachtjäger gehetzt; denn er ist niemand anders als der Leibhaftige selber. Da gibt es nur ein Mittel, dich von dem Teufelsbein zu befreien, und das heißt: Du nimmt eine Schaufel und das Pferdebein. Dann gehst du damit in der Mitternachtsstunde, das Bein auf dem Deichselrücken schleppend, so lange, bis du an eine Stelle kommst, wo die Grenzen dreier Gemeinden zusammenstoßen.

Dort sollst du das Bein vergraben, doch darfst du dich auf dem Gange dahin nicht umsehen, sonst bist du verloren."

Alles war leichter gesagt als getan; aber es mußte gemacht werden, sonst wurde der Bauer das Pferdebein nicht los. Wo er es auch versteckte, es war immer wieder bei ihm. In der nächsten Nacht nahm er Schaufel und Pferdebein. Er schleppte das Bein, so wie es ihm geheißen worden war, auf den Treffpunkt dreier Grenzen zu. Wie er aber auf der Grenze entlang ging, erhob sich hinter ihm ein so furchtbarer Sturm und ein solches Geheul, als wenn alle Geister der Hölle losgelassen worden wären. Doch er schritt rüstig aus und tat, wie ihm gesagt worden war. Je näher er zu den drei Grenzen kam, um so schauerlicher wurde das Geheul.

Er grub dort schnell ein Loch, warf das Bein hinein und warf das Loch wieder zu. Als er damit fertig war, hörte mit einem Male das Geheule und Getöse auf, und er konnte ruhig nach Hause gehen.

Das alles hatte der Bauer richtig gemacht; aber er ist nicht zu Wohlstand gelangt. Auf der Besitzung ruht heute noch der Fluch. Aus der großen Wirtschaft ist eine kleine geworden, und jetzt noch geht es dort schlecht.

Handschriftlich von Marie Kaul, Zülkowitz.

Der wilde Jäger in Steubendorf.

Im „Hintergrunde" bei Steubendorf hauste vor vielen Jahren der wilde Jäger. Einmal reinigten zwei Männer die Quellen im Hintergrunde. Sie wollten auch über Mittag dort bleiben. Als es Mittag war, kam der wilde Jäger. Die Hunde bellten und winselten. Die Sträucher bogen sich bis auf die Erde. Nach kurzer Zeit war der wilde Jäger wieder fort. Die erschrockenen Männer liefen auf und davon. Sie sahen den Nachtjäger am Wischkenberge heruntergehen.

Jede Mitternacht konnte man ihn im Dorfe hinaufschreiten sehen. Die Leute fürchteten sich vor ihm sehr. Der Herr Lichtblau schickte einmal, als der wilde Jäger wieder daherzog, seinen Hund zum Fenster hinaus. Da warf der wilde Jäger ihm einen Knochen zum Fenster in die Stube hinein und sprach: „Wenn Du mir hast helfen jagen, so kannst Du mir auch helfen nagen".

Handschriftlich aus Steubendorf.

Der Reiter ohne Kopf im Walde.

Es war einmal ein alter Mann in Bratsch, der ging jeden Abend in den Wald. Einmal sah er dort einen Reiter, der hatte keinen Kopf, und um den Reiter liefen viele kleine Hündchen. Als die Hündchen den Mann sahen, sprangen alle um ihn herum. Der Mann konnte sich schlecht fortbewegen. Da schlich er ganz langsam fort.

Handschriftlich von Ludmilla Trämpusch, Bratsch.

Der grüne Jäger.

Ein Mann ging eines Abends um zwölf Uhr in Dobersdorf auf der Straße. Als er vor das Schloßtor kam, lagen viele Hunde dort, und ein grüner Jäger stand neben ihm. Der Mann wollte sich durchdrängen und weitergehen; aber sie ließen ihn nicht vorbei. So blieb es bis ein Uhr, dann war der Spuk verschwunden. Der Mann ging nach Hause und erzählte alles.

Als es wieder Abend wurde, legte er sich ins Bett und war eingeschlafen. Als er um Mitternacht erwachte, saß neben ihm ein Geist. Da sagte der Mann: „Wer bist Du?" Der Geist antwortete: „Eine alte Hexe hat mich verwünscht, und jetzt muß ich als Jäger umhergehen." Der Mann fragte: „Was willst Du? Mach, daß Du fortkommst!" Dann nahm er sein Gewehr und schoß nach ihm. Aber der Geist verschwand, und die Kugel ging in die Wand.

Handschriftlich von Emma Wenzel, Dobersdorf.

Der Schimmelreiter von Poßnitz.

Der frühere Besitzer des Dominiums Poßnitz mit Namen Biberall muß ein harter Herr gewesen sein; denn er fand im Grabe keine Ruhe. Nach seinem Tode ritt er jede Nacht über seine Felder. Dabei kam er auch oft in der frühesten Morgenstunde zur Kaluza-Mühle. Im Stalle war die Müllerin gerade beim Melken. Da sprang der Geist des Verstorbenen in den Stall, schlug der Müllerin den Melkscheffel mit der Milch aus der Hand und verschwand unter teuflischem Gelächter.

Weil die Frau Angst hatte, mußte fortan ihr Mann beim Melken zugegen sein. Der Geist wagte es von da an nicht

mehr, in den Stall zu kommen; aber sein hölliſches Gelächter ertönte ringsum weithin durch die Nacht. Die Müllersleute ſahen ihn oft auf einem Schimmel, der keinen Kopf hatte, wild davon reiten.

* * *

Von demſelben Biberall wird erzählt, daß er jede Nacht aus dem Grabe ſtieg und die Leute beunruhigte. Um ihn im Grabe feſtzuhalten, ſetzte man ſchwere eiſerne Denkmäler darauf. Sie ſtanden noch vor kurzer Zeit an der Kirchmauer. Das Grab des Gutsherrn iſt nicht mehr vorhanden. Sein Geiſt wird auch nicht mehr geſehen.

Nach Mitteilung ſeiner Frau, handſchriftlich von Seidel, Dobersdorf.

Der Schimmelreiter in Mocker.

Der frühere Gutsherr von Mocker reitet auf einem Schimmel ohne Kopf durch das Dorf. Wenn man in der Geiſterſtunde durch die Hofeſtadt geht, erſcheint er. Viele wollen ihn ſchon geſehen haben.

Nach mündlicher Mitteilung von Hans Demand, Mocker.

Der Gutsherr mit dem abgeſchnittenen Kopfe.

In Löwitz war ein reicher Gutsherr. Er hatte ein ſchönes Schloß. Ihm dienten auch viele Knechte. Jeden Abend, wenn ſie die Pferde gefüttert hatten, ſchlug er ſie mit der Peitſche.

Als der Herr geſtorben war, wollte man ihn begraben; er war aber zu ſchwer. Die Träger konnten ihn nicht von der Stelle bringen. Da wurde er auf einen Wagen geladen, und vier Pferde wurden vorgeſpannt. Aber auch die Pferde erzogen ihn nicht. Da haben ſie ihm den Kopf abgeſchnitten. Jetzt konnten ſie ihn fahren und tragen, und ſo wurde er begraben. Man ſagt, daß um Mitternacht der Gutsherr als Reiter ohne Kopf umgeht. In der Hand hält er eine Stange, oben daran ſteckt ſein Kopf. Er kommt immer zum Schornſtein herausgeritten, und auch im Pferdeſtalle geht es um.

Handſchriftlich von Joſef Wicke, Bratſch.

Der Reiter ohne Kopf in Dobersdorf.

Zur Zeit, als der Rittergutsbeſitzer geſtorben war, begab es ſich, daß nachts ein junger Herr den Weg von Dobers-

dorf nach Mocker ging. Als er zu der Brücke kam, erblickte er einen Reiter vor sich. Er dachte sich zuerst nichts dabei und ging auf ihn zu. Als er aber näher kam, bemerkte er, daß der Reiter und auch das Pferd keinen Kopf hatten. Er blickte auf die Uhr; sie zeigte die zwölfte Stunde. Da wußte er, daß er einen Geist vor sich hatte. Er überlegte eine Weile, was er tun sollte. Er wollte weiter gehen; aber das Gespenst kam ihm nach. Da drehte er sich um, nahm den Degen, den er trug, und machte dreimal das Kreuzzeichen über den Reiter. Hierauf verschwanden Pferd und Reiter, und der Herr ging seines Weges davon.

Handschriftlich von Marie Neugebauer.

Der erfüllte Wunsch des Jägers.

Es war einmal ein Jäger, der eines Tages auf die Jagd ging. Er erjagte einen Hirsch, der aber noch nicht ganz tot war. Er riß dem Jäger mit einer Kralle eine große Wunde. Daran mußte er sterben. Auf seinem Totenbette hatte er sich gewünscht, bis ans Ende der Welt jagen zu gehen.

Eines Tages gingen einige Frauen in der Nacht auf das Feld, um Schoten zu pflücken. Es war ungefähr in den Stunden von 10 bis 12. Da sah sich eine Frau einmal um. Sie erschrak und sprach: „Dort kommt ein Mann, der wie ein Baum groß ist." Die anderen Frauen blickten sich um; aber sie sahen keinen Mann. Die eine sprach wieder: „Er hat 11 kleine Hunde bei sich." Die anderen hörten nur die Hunde kläffen, sahen aber nichts. Dann sagte die Frau: „Legt Euch ruhig nieder, jetzt geht er vorbei." Als er fort war, gingen die Frauen nach Hause.

Das war der Mann, der sich gewünscht hatte, bis zum Ende der Welt jagen zu können.

Handschriftlich von Agnes Matzner, Türmitz.

Die Windin in Peterwitz.

Mancher Vater sagt heute noch, wenn draußen zur Winterzeit der Sturm um das Haus tobt und die Kinder in der Stube unartig sind: „Stille jetzt! Heute geht die Windin selber. Hört nur, wie sie draußen schimpft und heult."

Handschriftlich von Emil Hillebrand, Peterwitz.

Melusine, die Windin.

Einmal hatte sich ein Leisnitzer verirrt und kam in ein verwunschenes Schloß. Dort wohnte eine überaus schöne Jungfrau, die sich Melusine nannte. Sie trat dem Verirrten entgegen und bat ihn zu bleiben, sie zu heiraten und dadurch zu erlösen. Er bat sich eine Bedenkzeit aus, während der er seine Angehörigen um Rat fragte. Alle rieten ihm ab, nur ein Bruder seines Vaters redete ihm zu. Er wollte aber erst die Jungfrau sehen. Beide gingen zusammen in das verwunschene Schloß und wurden dort aufs beste bewirtet. Darauf wurde die Hochzeit gefeiert. Melusine lebte mit ihrem Manne glücklich und zufrieden. Nur eins hatte sie sich vor der Hochzeit ausgebeten: An jedem Sonnabendnachmittag wollte sie in einer Kammer für sich allein sein. Er versprach ihr gern, sie allein zu lassen. Als aber jedes Kind, das sie bekamen, einen Fehler hatte, eins hatte sogar nur ein Auge auf der Stirn, wurde der Mann mißtrauisch gegen seine Frau.

Eines Sonnabends schlich er sich an die Kammer, wo sie war, und blickte durch das Schlüsselloch hinein. Da sah er zu seinem Entsetzen, daß sie halb Fisch, halb Mensch war. Mit einem Perlmutterkamme kämmte sie ihre goldenen Locken. Voll Ingrimm wollte der Mann seine Frau erschießen; er tat es aber nicht, sondern zog sich unbemerkt zurück. Melusine aber mußte seine Neugier bemerkt haben; denn sie war ihm von nun an nicht mehr so zugetan. Er wollte auch nicht mehr länger mit ihr zusammen leben und verwünschte sie. Da öffnete sie traurig ein Fenster und fuhr, in einen kühlen Wind verwandelt, hinaus. Wenn es stürmt und wettert, fährt sie durch die Luft. Deshalb nennt das Volk Melusine auch die Windin.

Nach Erzählung von Albert Mucha handschriftlich von Paul Mrkwa, beide in Leisnitz.

* * *

Dieselbe Sage berichtet Herr Konstantin Mosler aus Bauerwitz. Melusine kam aber noch 14 Tage nach ihrem Verschwinden und stillte das kleine Kind und badete es. Danach ließ sie sich nicht mehr sehen. Sie soll auch zwei Schwestern gehabt haben.

Die Erlösung der Melusina.

Einmal waren drei Männer auf der Wiese und mähten. Sie setzten sich nach getaner Arbeit auf die Wiese in einen Kreis zusammen und erzählten sich verschiedene Geschichten, auch von der Melusina. Auf einmal entstand ein großer Wind. Eine Frauensperson stand plötzlich vor den drei Männern und sprach: „Ich bin die, von der Ihr eben gesprochen habt Wenn Ihr das tut, was ich Euch sage, bin ich erlöst. Ihr müßt die drei Plagen, die ich auszustehen habe, über Euch ergehen lassen. Zuerst kommt eine große Kälte, da haltet aus! Danach kommt eine glühende Hitze, da werdet nicht verzagt. Sie vergeht. Das Dritte ist der Sturm. In dem Sturme werdet Ihr verschiedene Ungeheuer sehen; aber habt keine Angst, sondern haltet aus!"

Die drei Männer versprachen zu tun, was Melusina verlangte. Sie versprach ihnen auch einen großen Lohn und verschwand.

Alsbald setzte eine große Kälte ein; aber die drei setzten sich eng zusammen; wenn sie auch mit den Zähnen klapperten, so hielten sie doch aus. Die Kälte wich einer brennenden Hitze, daß sie zu verschmachten glaubten. Der eine wollte davon gehen, aber er ließ sich von den anderen bereden, auszuhalten. Nach der Hitze kam der Sturm. In diesem sahen sie fürchterliche Ungestalten, die ihnen drohten, so daß alle drei davonlaufen wollten; doch erinnerten sie sich an die unglückliche Melusina und hielten standhaft aus. Mit einem Donnerschlage verschwand endlich alles. Melusina erschien, winkte ihnen, daß sie erlöst sei und beschenkte sie reichlich.

Nach mündlicher Mitteilung von Konstantin Mosler, Bauerwitz.

Fengsmännel und Fengsweibel in den Fenislöchern bei Leobschütz.

Mein Urgroßvater erzählte, daß zu gewissen Zeiten die Fengsweibel in die Stadt kämen und daß es gefährlich sei, Kinder auf der Straße herumlaufen zu lassen, weil sie die Kinder für die ihrigen vertauschen, ebenso gefährlich, als wenn Zigeuner da seien, die in dem Geruche stehen, Kinder zu stehlen.

Als Wohnung der Fengsmännel und Fengsweibel galten die „Fenislöcher", die man auf folgende Weise finden kann.

Es soll nämlich von dem Hofe der katholischen Elementarschule in Leobschütz und zwar von dem einen Turme der ihren Hof begrenzenden alten Stadtmauer ein Gang nach dem 1¼ Stunde entfernten, in Oesterreich liegenden Burghofe der Burg Füllstein, deren Ruinen noch vorhanden sind, führen. Als nun die Bahn von Leobschütz nach Rasselwitz in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts gebaut wurde, eröffnete man mit großer Feierlichkeit einen Sandsteinbruch zwischen den Orten Füllstein und Matzdorf und stieß dabei auf einen in den Fels gehauenen Gang, der als ein Teil des genannten Ganges bezeichnet wurde und den das österreichische Volk „Fenislöcher" nannte. Ich versuchte, ein Stück in diesem Gange vorzudringen, kam aber wegen des massenhaft die Höhlung füllenden Trümmergesteins nicht weit. Auf meine Frage, warum die Höhlung „Fenislöcher" heiße, wurde geantwortet: Da drinnen wohnen „Fengsmannlan und -weiblan". Das Volk glaubte, daß diese Fengsmannlan ihre kleinen, häßlichen Kinder gegen solche von Menschen austauschten, und nannten diese fremden Kinder „Wechselbälge" oder „Bälger". Dieser Ausdruck wird auch angewandt für ein ungeratenes, aus der Art geschlagenes Kind. Allgemein galt als ein solcher Wechselbalg ein bestimmter Mensch, der in dem an das Gymnasium anstoßenden Schneider'schen Hause wohnte. Er war sehr klein und hatte einen sehr großen Kopf. Auch sein Vater galt als Simpel.

Handschriftlich mitgeteilt von Prof. P. Dittrich in Breslau, einem geborenen Leobschützer.
Kühnau, Sagen II, S. 124.

Die Bergmännchen in den Schachtbergen bei Hohndorf.

Vor langen, langen Jahren gab es in Hohndorf in den sogenannten Schachtbergen noch die Bergmännchen. Sie sollen nach alter Sage körperlich klein gewesen sein, aber einen großen Kopf gehabt haben. Sie sollen trotzdessen flink und stark gewesen sein.

Da die Bergmännchen auch Kinder hatten und die Bergweiblein nichts tun wollten, hatten es die Kinder schlecht. Um ihre Sachen in Ordnung zu halten, hatten sie es auf die Frauen der in der Nähe wohnenden Menschen abgesehen.

Meistens hatten sie mit Wöchnerinnen Glück, von denen sie eine oder die andere zu entführen versuchten.

Dies geschah nun auch einmal in der Hohndorfer Kolonie, wo die Bergmännchen eine Wöchnerin, die ihr Kind in der Mittagszeit allein liegen ließ und sich im Hofe beschäftigte, entführten. Die Mittagszeit war für die Bergmännchen die geeignete Zeit, wenn die Frauen unbewacht blieben. Jetzt war der Jammer des Mannes groß Allein, was war anzufangen?

Eines Tages war der Gevatter der entführten Frau in der Mittagsstunde noch draußen im Schachtfelde beschäftigt. Als er nach Hause ging, sah er seine entführte Gevatterin an der nahen Quelle stehen; doch war sie an eine starke Kette angeschmiedet, so daß sie nicht fortkonnte. Sie wusch für die Kinder der Bergmännchen Windeln. Er fragte sie, was er tun müßte, um sie zu befreien. Da sagte sie ihm folgendes: „Wenn Ihr mich befreien wollt, so müßt Ihr ein Schwert besorgen, mit dem sieben Personen geköpft worden sind; denn nur ein solches kann die starke Kette zerhauen. Dann müßt Ihr noch das schnellste Pferd besorgen, das Ihr bekommen könnt, um mit ihm zu entfliehen. In vierzehn Tagen bin ich wieder um dieselbe Zeit an derselben Stelle."

Der Mann und der Gevatter sorgten nun für ein sehr schnelles Pferd und für ein Schwert, mit dem schon sieben Menschen geköpft worden waren. Mehr durften es auch nicht sein. Die Besorgung des Schwertes machte ihnen viel Schwierigkeit, da in der damaligen Zeit die Verbrecher meistens gehängt wurden. Jedoch hatten sie sich eins zu verschaffen gewußt.

Als die vierzehn Tage um waren, zog der Gevatter mit dem schnellen Pferde und dem Schwerte hinaus auf das Schachtfeld, um sein angefangenes Werk zu vollenden und die Gevatterin zu befreien. Und richtig! Um die Mittagsstunde war die Frau wieder an der Quelle und wusch. Schnell entschlossen trat er, ohne ein Wort zu reden, hinzu, durchschlug die starke Kette mit dem Schwerte, durch das sieben geköpft worden waren, hob die Frau schnell auf das Pferd und schwang sich selber hinauf. Dann trieb er das Pferd zu größter Eile an.

Da erwachten die Bergmännchen aus ihrer Mittagsruhe, und als sie zu der Quelle kamen, war ihre Marianna schon fort. Die Männchen eilten den Beiden nach und drohten, sie samt dem Pferde zu zerreißen. Da der Gevatter aber das schnellste Pferd der Umgegend hatte, erreichten die Bergmännchen die Beiden nicht. Als sie kurz vor dem Dorfe waren und die Bergmännchen sie nicht mehr einholen konnten, riefen die Männchen traurig nach: „Marianna, erzähl' bloß nichts!"

Ueber die Errettung der Frau herrschte eine große Freude. Die Frauen waren von nun an in der Mittagsstunde sehr vorsichtig. Handschriftlich von Marie Kaul, Zülkowitz.

Die Bergmännchen im Tonberge bei Wanowitz.

Die Bergmännchen waren kleine Wesen von sehr häßlichem Aussehen, deren Aufenthaltsort der Tonberg war. Wenn in einem Orte der Umgegend Brot gebacken wurde, so kamen sie, um zu helfen. Die Bergmännchen liebten es auch, Kinder aus den Häusern zu nehmen. Die Menschen legten deshalb den Kindern Nadeln ins Bettchen, um das Herausnehmen zu verhindern.

Eines Tages wurde einmal ein Kind genommen. Da sagte das Männchen, welches bei dem Vater des Kindes verkehrte, zu diesem, er werde das Kind zurückerhalten, wenn es ihm gelänge, das Männchen über irgend ein Ding zur Verwunderung zu bringen. Der Vater hatte nun eines Tages Eierschalen in den Händen und stellte damit verschiedene Versuche an. Da kam das Männchen dazu und fragte den Mann, was er da mache. Er meinte, er wolle in den Eierschalen Bier brauen. So etwas war dem Männchen noch nicht vorgekommen, und erstaunt über solches Beginnen sagte es: „Do bin ech doch schont a so alt wie der ungarische Wald ond ech ho no nech so was gesahn, doß ma ei Eierschalo Bier braut." Da war es geschehen, was das Männchen zur Verwunderung gebracht hatte, das Kind war gerettet und wurde sofort zurückgebracht.

Eines Tages ging eine Frau früh morgens nach dem Nachbarorte Deutsch-Neukirch. Da sah sie unterwegs auf dem Tonberge Rauch aufsteigen. Die Frau hatte noch nichts gegessen und rief, halb im Scherz: „Ihr Bergmännchen,

backt mir auch einen Kuchen mit!" Als sie später des Weges zurückkam, stand mitten auf dem Wege ein Kuchen, welcher auf einem Zinnteller lag. Die Frau war hocherfreut über die Gabe und aß das gute Gebäck mit Vergnügen. Den Zinnteller aber schenkte sie der Kirche.

Ein andermal pflügte ein Knecht in der Nähe des Tonberges. Auch er sah Rauch aufsteigen und rief begehrlich, die Bergmännchen sollten ihm einen Kuchen mitbacken. Kaum hatte er den Wunsch ausgesprochen, so erschien schon ein Bergmännchen mit einem Kuchen, den es ihm darreichte, zugleich aber verlangte, der Knecht müsse durchaus das Backwerk von einem eisernen Tische essen und mit einem eisernen Messer zerschneiden und zwar sogleich jetzt auf dem Felde. Wenn er das nicht vollbringe, so solle es ihm übel ergehen. Der Knecht dachte nicht lange nach, kurz entschlossen drehte er den Pflug um und benutzte die Pflugschar als Tisch, den Reutel aber als Messer.

Einst kam ein Bergmännchen zu einem Bauer und bat ihn, er solle seinen Leiterwagen mit vier Schimmeln bespannen, und das Männlein mit all seinen Genossen aufsitzen lassen und an einen bestimmten Ort fortschaffen. Der Bauer war bedenklich und willigte erst ein, als das Bergmännchen ihm versprach, daß sein Tun seinem Seelenheil nichts schaden werde. Am bestimmten Tage kam der Bauer mit seinem Gespann an die verabredete Stelle und wunderte sich sehr, als er niemanden weiter erblickte als das Bergmännchen, das die Bestellung bei ihm gemacht hatte. Es dauerte einige Zeit, bis das Männchen den Befehl zum Abfahren gab. Nun konnte der Bauer bemerken, daß der Wagen gar nicht so leicht war, wie er angenommen hatte. Seine vier Schimmel hatten gewaltig zu ziehen, um den Wagen von der Stelle zu bringen. Als das Bergmännchen sah, wie der Mann über die Last verwundert war, fragte es ihn, ob er denn einmal sehen wolle, was er geladen habe. „Ja," sagte der Fuhrmann, „wenn es meiner Seele nicht schadet." Da rief das Männchen: „Ihr Bergmännchen alle, nun nehmt Eure Kappen ab." Da konnte der Bauer erkennen, daß sein ganzer Wagen voll Bergmännchen saß, kein Fleckchen war leer, sie hockten auf den Langbäumen, klammerten sich an die Sprossen, und selbst die Räder waren dicht besetzt. Endlich kam der Wagen an dem bestimmten

Orte an, die Bergmännchen sprangen ab, und der Bauer drehte nach reicher Belohnung um. Als er fragte, warum sie denn fortgezogen seien, gaben sie an, die Menschen wären schon zu schlau geworden.

Schriftlich von Seminarist Max Kaluza aus Wanowitz. (Durch H. von Woikowsky-Biedau.) Kühnau, Sagen II, S. 127 f.

Die Heinzelmännchen in der Eiche bei Roben.

Vor vielen hundert Jahren lebten in der Eiche am Bahndamm Heinzelmännchen. Sie waren unsichtbar. Des Abends, wenn die Leute schliefen, kamen sie zu den Bäckern, Schneidern und Schustern und machten die Arbeit fertig, die die Handwerker nicht fertig gebracht hatten. Früh, wenn die Meister aufstanden, lag die Arbeit fix und fertig da. Niemand aber war mehr zu sehen.

So kamen die Heinzelmännchen auch zu einem Schneider. Eines Abends gaben der Meister und die Meisterin acht, um die Heinzelmännchen zu sehen. Als es Mitternacht war, kamen sie, setzten sich gleich an den Tisch und schneiderten so schnell als möglich. Als sie die Sachen fertig hatten, sprangen sie wieder fort. Am folgenden Morgen sprach die Meisterin: „Wir wollen für die kleinen Heinzelmännchen etwas Kleidung nähen". Am Abend waren die Kleider für die Heinzelmännchen fertig. Sie wurden auf den Tisch gelegt. Um Mitternacht kamen die Männchen wieder, zogen die Kleidung an und sprangen hinaus. Von da an wurden die Heinzelmännchen nicht mehr gesehen.

Handschriftlich von Hawranke, Roben.

Krautplätze der Fennesweibchen.

Im Berge hinter der Scholzerei von Pilgersdorf wohnten die Fennesweiblein. Sie konnten gut backen, kochen und braten. Einmal tat gerade bei der Krautlandwiese ein Knecht vom Scholzen ackern. Der hat 's gerochen, daß sie buken und gesehen, wie sie Kraut zu den Krautplätzen hackten. Da rief er zu den Fennesweiblein hinüber, sie sollten einen Krautplatz für ihn mitbacken. Und es tat auch nicht lange dauern, da kam ein Weiblein mit einem Platze zu ihm. Sie sagte: „Doo bring ich dir etz enn Krautplotz; ober du

muußt daan off enn eiserna Tische assa, wenn nicht, doo wirst de emgebracht". Da hat nun der Knecht den Pflug umgedreht und hat den Krautplatz darauf gegessen.

Nach mundartlicher Handschrift von Elisabeth Scheithauer, Pilgersdorf.

Der Rauchplatz wie ein Brotschieber.

Ein Knecht aus Pilgersdorf war auf dem Felde ackern, da hörte er, wie die Fennesweiblein Brot buken. Er schrie: „Backt mirr enn Raachplatz mett!" Zu Mittag kam ein Fennesweiblein und brachte ihm einen Rauchplatz. Er war so groß wie ein Brotschieber. Der Knecht konnte ihn nicht hinabzwingen. Da sagte er zum Pferde: „Beiß auch einmal hinein!" Da sagte das Weiblein zum Knechte: „Dos wor dei Gelecke!" (Das war dein Glück!)

Nach mundartlicher Handschrift von Hedwig Krischker, Pilgersdorf.

Die Fingsweiblein in Gröbnig.

Die Fingsweiblein kamen erst im Mai zum Vorschein und blieben nur über den Sommer da. Wenn es Winter wurde, so sah man sie nicht. Im Sommer halfen sie den Leuten in der Nacht arbeiten. Wenn die Leute sich vorgenommen hatten, etwas zu tun, da war die Arbeit schon gemacht. Sie hatten große Vorliebe für Möhrenplätzchen, welche sie meisterhaft zu backen verstanden. Als ein Bauer einst aufs Feld fuhr und merkte, daß sie Plätzchen backen wollten, da sprach er zu ihnen: „Backt mir auch einen Platz mit!" Als der Bauer nach Hause fuhr und bereits auf die Kuchenbäckerei vergessen hatte, kamen drei Weibchen und brachten einen großen Platz getragen.

Sie hatten auch Freude an kleinen Kindern. Sie krochen zum Schlüsselloch hinein und horchten, ob die Kindesmutter schlief. Wenn die Mutter sicher sein wollte, nahm sie sich eine Schere mit ins Bett, und kamen die Fingsweiblein, zwickte sie damit. Davor hatten sie große Angst und krochen wieder zum Schlüsselloch hinaus. Diese Fingsweiblein sind einmal durch einen wüsten Gesellen verscheucht worden. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß sie Zipfelmützen am Kopfe hatten, die sie unsichtbar machten. Dieser wüste Geselle wollte sich daher auch einmal unsichtbar machen und begab

sich in die Nähe des sogenannten Weinberges hinter dem Dorfe. Dort legte er sich wie schlafend hin und als die kleinen Weibchen kamen und in seiner Nähe spielten, erwischte er eine Mütze. Auf den Ruf „Dieb" kamen alle Fingsweibchen, um ihm die Mütze wegzunehmen. Allein sie bezwangen ihn nicht.

Durch Frl. Effner handschriftlich aus Gröbnig.

Das Fennesweibchen in Bleischwitz.

Ein Bauer hat ein Fennesweibchen fortführen müssen. Dabei sagte es zu dem Bauern, er solle drei Säcke mitnehmen. Er mußte im Walde Laub einsacken. Dann sagte es: „Das Laub muß reichen bis auf das dritte Glied". Als der Bauer nach Hause kam, war in drei Säcken lauter Gold. Das Gold reichte bis auf das dritte Glied. Also war es wahr, was das Fennesweiblein gesagt hatte.

Handschriftlich von Aloisia Kremser, Boblowitz.

Das Venusweiblein trinkt Petersilienwasser.

Auf dem Gute in Raden war einmal ein Schaffer. Er hatte einmal ein Venusweib gefangen und es an einen Baumstamm gebunden, damit es ihm nicht entwiche. Es wußte alles, was gut und nützlich war. Einmal ging der Schaffer in die Kirche, da sprach er zur Köchin: „Mach ja nicht das Venusweiblein los!" Als er eine Weile in der Kirche war, sprach das Venusweiblein zur Köchin: „Ach, mir ist soviel schlecht. Gib mir ein wenig Petersilie". Die Köchin sagte: „Nein, ich darf dir nichts geben". „Da gib mir wenigstens das Wasser, mit dem Du die Petersilie abwäschst". Da gab ihm die Köchin das Wasser. Kaum hatte das Venusweiblein das Wasser getrunken, war es los und lief davon. Der Schaffer kam gerade aus der Kirche und sah das Venusweiblein laufen. Da rief der Schaffer noch einmal nach: „Wann ist Zeit zum Säen?" Da schrie das Venusweiblein zurück: „Wenn der Acker fertig und der Samen im Sacke ist". Handschriftlich von Max Beigel, Raden.

Das gefangene Feenesweiblein.

Es sind schon viele Jahre vergangen, seit sich in Pilgersdorf, das zu damaliger Zeit noch Pilgrimsdorf hieß, die

schöne Sage abgespielt hat, die ich jetzt erzählen will. Ich habe sie von meinem Großvater.

In Pilgersdorf lebte vor sehr langer Zeit ein reicher Bauer. Der hatte einmal das Glück, ein Feenesweiblein zu fangen. Die Feenesweiblein waren gar sehr rar; aber glücklich der, der eine erwischte; denn sie sagten ihm allerhand nützliches Zeug. Und wißt ihr auch, wie solche Feenesweiblein aussahen? Sie waren ganz klein und krüpplich, alt und sahen ganz abscheulich aus. Sie hatten auch keinen einzigen Zahn mehr im Munde

Der Pilgersdorfer Bauer hatte sein Feenesweiblein Tag und Nacht an eine lange Kette angebunden, und wenn er aufs Feld säen fahren wollte, da fragte er jedesmal das Weiblein: „Ist heute Zeit zum Säen?" Und da sagte es: „Heute säst Du!" Ein andermal gab es ihm zur Antwort: „Heute säst Du nicht!" Der Bauer befolgte den Rat immer gut. Er hatte Jahr für Jahr schöne Ernten, und er war bald der Reichste in Pilgersdorf.

Das Feenesweiblein blieb halt Tag für Tag und Jahr für Jahr an der Kette gefangen. Es war sehr unglücklich, das arme Wesen. Es war an einem Sonntage, da alle beim Bauern daheim waren. Auf einmal fing das Feenesweiblein an zu dreseln und zu bitten: „Ach, laßt mich doch los, ich werde ja nicht fortlaufen". Den Bauern aber erbarmte es nicht. Er hatte ein hartes Herz und verbot es allen, das Feenesweiblein loszulassen. Erst, als ihn sein Weib auch noch bat, ging er selber und machte die Kette los. Da war gleich mit einem Satze mein Feenesweiblein hinten draußen — auf Nimmerwiedersehen.

Jetzt war der Schreck in der Wirtschaft groß, und der Bauer selbst rannte wie besessen im Hofe herum. Dabei schrie er in einem fort: „Wer wird mir jetzt auch sagen, wann ich säen soll?" Im letzten Augenblicke kam ihm noch ein Gedanke. Er rannte schnell dem Feenesweiblein nach und brüllte hinter ihm her: „He, wann soll ich denn säen, wann soll ich denn säen?" Als er bald keinen Atem mehr kriegen und nicht mehr laufen konnte, brüllte er ihm das letzte Mal nach: „Wann ist denn Zeit zum Säen?" Da drehte sich das Feenesweiblein um und schrie: „Wenn der Acker fertig ist und der Samen im Sacke, Du Tölpel!"

Danach lief das Feeneseiblein immer weiter, was es nur laufen konnte, bis es in einem großen Walde verschwand. Der Bauer aber ging beschämt nach Hause und schrieb sich den letzten Rat vom Feeneseiblein gut hinter die Ohren sein ganzes Leben lang.

Nach einer mundartlichen Handschrift von Emil Hillebrand, Peterwitz.

Fenisweibchen bei der Musik in Türmitz.

An den langen Winterabenden erzählt uns der Großvater von Fenisweibchen und Feuermännern. Die Fenisweibchen waren kleine zierliche Weiblein. Sie sollen von Sauerwitz nach Türmitz zur Musik gekommen sein. Wenn dann ein junger Bursche sie begleitete, so durfte er nur bis zu einer bestimmten Stelle mitkommen. Dort sprachen sie: „Weiter darfst Du nicht, hier ist unser Bereich". Dann breiteten sie ein weißes Tüchlein aus, sprangen darauf und versanken in die Tiefe.

Handschriftlich von Franz Körner, Türmitz.

Die Femesmännchen in Soppau.

Früher waren Femesmännchen in den Soppauer Steinbrüchen. Wenn in Soppau Tanz war, kamen sie herunter und tanzten. Auch gingen sie öfter zum Fleischer Kopp und kauften Fleisch. Sie zeigten immer, von welchem Fleisch sie haben wollten. Der Fleischer wurde eines Tages darüber böse, denn sie faßten dabei das Fleisch an. Da hackte er dem einen Femesmännchen den Finger ab. Stöhnend und schimpfend lief das Männchen mit den anderen davon.

Eines Tages war der Herr Kopp nach Bratsch um Vieh gefahren. Als er den Wagen nach Hause lenkte und bei den Steinbrüchen vorbeifuhr, blieben auf einmal die Pferde stehen. Der Wagen war nicht von der Stelle zu bekommen. Da kamen Männer und schlugen mit Besen für die Räder. Dann konnte der Wagen weiter fahren. Die Femesmännchen hatten den Wagen verhext.

Die Femesmännchen vertauschten auch Dorfkinder mit ihren Bälgen. Dann wurden alle auf Leiterwagen fortgeführt, wohin, das ist unbekannt.

Handschriftlich von Emil Seidel, Soppau.

Von den Fennismännchen.

Westlich von Ratibor liegt ein kleines Städtchen, Katscher. In seiner Nähe liegen mehrere Gipsgruben, die durch die Sage von den Fennismännchen weit bekannt sind. Dort waren schon sehr oft Leute verschwunden, ohne daß jemand wußte, wohin sie gekommen wären. Eines Tages aber wurde das Geheimnis entdeckt. Einige Leute sahen nämlich, wie auf einem Tümpel plötzlich ein Schiff angefahren kam, das von Fennismännchen gesteuert wurde. Auf jenem Schiffe wurden nun alle Menschen entführt, die sie erlangen konnten. Unter der Erde aber soll noch ein großer See liegen, auf dem die kleinen Geister hin und her fahren. Dort sind alle Menschen untergebracht, und es ist ihnen kaum möglich, wieder zu den Ihrigen zurückzukehren.

Mitgeteilt von Joachim Koterba, Ratibor.

Die Bergmännchen und die Fänismännchen zu Hohndorf.

Die Bergmännchen hausten einst auch in Hohndorf. Man erzählt sich, daß hier in alten Zeiten Gold gesucht wurde, worauf auch noch die Namen „Goldfluß" und „Goldberg" hindeuten. Wo Gold ist, dort dürfen auch die Bergmännchen nicht fehlen. Sie sind aber den Räubern ihrer Schätze feindlich gesinnt und suchen ihnen auf jede Weise zu schaden. Besonders vertauschen sie gern ihre häßlichen Kinder mit den hübschen Menschenkindern, und die Wechselbälge waren dann eine entsetzliche Plage für die Pflegeeltern. Endlich gelang es, die unheimlichen Gesellen zu entfernen. Der Großvater des Bauergutsbesitzers am Goldberge war es, der sie fortführte, ins Gebirge hinein. Die Bergmännchen, die sich unsichtbar gemacht hatten, stiegen auf einen Erntewagen. Doch vier kräftige Pferde konnten den Wagen nicht fortbringen, so schwer belastet war er. Man sagt, die Kobolde hätten ihre reichen Schätze mitgenommen, deshalb die große Last. Seit dieser Zeit wird in Hohndorf kein Gold mehr gefunden. Besser als die Bergmännchen waren die Fänismännchen dem Menschengeschlecht gesinnt. Früher konnte man häufig aus Erdlöchern und hinter Ackerschollen Rauch aufsteigen sehen. Da buken die Fänismännchen in ihren

Höhlen Kuchen. Auch konnte man sie den Teig kneten sehen und die Kuchen klatschen hören. Ein Ackerknecht sah einst den Rauch und hörte die Männchen klappern. Da er hungrig war und zugleich neugierig, rief er: „Klitsch, klatsch, klebe an, backt mir einen Kuchen mit.“ Sie taten es, doch sagten sie ihm, er müsse den Kuchen auf einem eisernen Tisch essen. Der pfiffige Knecht wußte sich zu helfen, er drehte den Pflug um und benutzte die Pflugschar als Tisch.

Von Seminarist Franz Peikert aus Hohndorf, Kr. Leobschütz. 1910. (Durch Herrn von Woikowsky-Biedau), Kühnau, Sagen II, S. 126.

Die Venixweiblein als Gehilfen.

In alten Zeiten war es sehr schön; denn wenn man müde war, legte man sich schlafen; in der Nacht erschienen dann schon die Venixweiblein und machten die Arbeit zu Ende. Dem Fleischer machten sie die Wurst. Die Gesellen waren faul. Einem Tischler hatten sie einen Sarg, Stühle und andere Tischlerarbeiten gemacht.

Einst hatte ein Schneider viel Arbeit. Er sollte des Bürgermeisters Rock fertigstellen. Er aber legte sich auf's Ohr und schnarchte. Als er aufstand, war der Rock fertig. Weil die Venixweibchen keine Kleider hatten, legte die Schneiderfrau ihnen schöne kleine Röcke hin. Die Venixweiblein kamen, schlüpften hinein und waren von da an nicht mehr gesehen.

Handschriftlich von Marie Beigel, Türmitz.

Der Kuchen der Heinzelmännchen.

Vor ungefähr zweihundert Jahren fuhr zwischen Große und dem Harinkenberg ein Bauer auf das Feld, um zu pflügen. Als er sich umsah, erblickte er einen kleinen Mann, der einen langen weißen Bart hatte. Als der Bauer ihn sah, fürchtete er sich sehr und wußte nicht, ob er fortlaufen oder stehen bleiben sollte. Der Zwerg aber sagte: „Fürchte Dich nicht; denn ich will Dich nur fragen, was Du hier tust.“ „Ich pflüge“, antwortete der Landmann. Dann fragte er: „Was ist denn das für ein Rauch dort am Berge?“ Da erwiderte der Zwerg: „Wir haben morgen ein großes Fest; da backen wir Kuchen.“ Der Bauer sprach:

„Da werde ich wohl auch ein Stück Kuchen bekommen.“ „Fahre noch ein paarmal herum, dann wird der Kuchen fertig sein.“

Bald darauf kam der Zwerg mit einem schönen Stück Kuchen und sprach: „Du mußt ihn aber auf einem eisernen Tisch essen, sonst geht Dir 's an den Kragen.“ Der Landmann aber wußte sich bald Rat. Er drehte den Pflug um, und darauf aß er den Kuchen. Der Zwerg sprach: „Das war Dein Glück. Das hat Dir wohl der Teufel gesagt.“

Die Sage ist heut noch bekannt, und man weiß auch, daß die Heinzelmännchen vom Harinkenberge bis zur Große einen unterirdischn Gang gehabt haben.

Handschriftlich von Berta Kieslich, Dobersdorf.

Der giftige Kuchen der Fenske-Weibel.

Am Dorfende von Leisnitz auf Klein-Berndau zu hatten die Fenske-Weibel auf einem Hügel (Wirtschaft Ferdinand Rothkegel) einen Backofen. Ein Leisnitzer ging einst von Leisnitz nach Klein-Berndau und bat im Vorübergehen die Weibel um einen Kuchen. Beim Rückwege fand er am Fuße des Hügels ein seidnes Tuch, in das etwas eingewickelt war. Es war ein Kuchen der Fenske-Weibel. Davon gab der Bauer seinem Hunde, der bald darauf verendete.

Nach Mitteilung von Albert Mucha, handschriftlich von Paul. Mrkwa, beide in Leisnitz.

Plietsche, Plaatsche, Raacheplatze.

Im Garten der Georg Bernhardt'schen Besitzung hatten die Fänske-Weibel lange Zeit ein Backhaus. An bestimmten Tagen konnten die Leute, die den Weg nach Teschenau gehen mußten, deutlich hören, wie darin gebacken wurde. So hörte es einst ein schlichtes Bäuerlein, das eben Dünger auf das Feld fuhr. Es rief kurzerhand:

„Plietsche, Plaatsche,
Backt m'r o enn Raacheplatze.“

Als das Bäuerlein mit dem leeren Wagen zurückfuhr, fand es plötzlich auf ihm den gewünschten Raacheplatz

(Raache heißt Rauch; Platz ein flachrundes Gebäck) vor, der jedoch bei näherem Zusehen sich als Erdklumpen erwies.

Einige Zeit darauf wanderten die Fänske-Dinger aus. Ein Bauer fuhr sie auf einem Leiterwagen nach dem sogenannten Kunisberge (nach Sabschütz zu). Von da zogen sie weiter und haben sich seither nicht mehr blicken lassen.

Handschriftlich von Albert Mucha, Leisnitz.

Die Fänske-Dinger in Leisnitz.

Uralt ist die Sage von den Fänske-Dingern. Die Lammelgasse hatte früher recht hohe Wegeseiten, in denen die Fänske-Dinger wohnten. Diese waren zwergenhafte Wesen, häßlich und zudem arglistig. Sie stahlen gern Kinder oder vertauschten sie. So soll es einer Frau geschehen sein, daß sie eines Tages ein fremdes Kind, einen sogenannten Wechselbalg, statt ihres eigenen neben sich vorfand. Es hatte einen ziemlich großen Kopf und am ganzen Leibe den Ausschlag. Die Frau ahnte wohl, daß die Fänske-Weibel ihr den Streich mit dem Kinde gespielt hatten, doch versuchte sie mit dem fremden Kinde ein Gespräch anzuknüpfen, um so Gewißheit zu erhalten, ob das Kind wirklich ein Wechselbalg sei. Sie hatte nämlich gehört, das die Fänske-Kinder eine besondere eigentümliche Redeweise besäßen; doch das Kind blieb auf alle Fragen die Antwort schuldig. Die Frau beschloß am selben Tage noch zu Verwandten nach Peterwitz zu gehen, um ihnen ihr Leid zu klagen. Das fremde Kind nahm sie mit, und zwar trug sie es, in ein Tuch gebunden, auf dem Rücken. Als sie die Lammel-Gasse entlang ging, sah ein Fänske-Weibel das Kind und fragte es, wohin es gebracht werden solle. Darauf antwortete das Kind ahnungslos:

„Uff Peterwitz zum Wiegen,
Doß mir 's konn geniegen!"

Nun wußte die Frau, daß sie von den Fänske-Dingern betrogen war. Sie warf das fremde Kind sofort auf die Erde und ging nach Hause. Leider schweigt sich die Sage darüber aus, ob sie daheim ihr eigen Kind wieder vorfand.

Handschriftlich von Albert Mucha, Leisnitz.

Das Heulpeterle bei den Erdmännchen.

Landleute hatten einen kleinen Jungen, der immer, wenn die Eltern in Arbeit waren, schrie und heulte, und den sie deshalb „Heulpeterle" nannten. Als sie nun wieder einmal aufs Feld gehen mußten, beschlossen sie, den Jungen mitzunehmen. Am Rande der Wiese stand eine Linde, unter die legten sie das Kind und dachten: da mag es heulen, so lange es will, es wird wohl endlich aufhören. Als es nun Abend wurde und die Eltern nach ihrem Kinde sahen, war es nicht mehr da. Sie suchten und fragten, niemand wußte, wo es hingekommen war. Es mußte gestohlen worden sein. Die Eltern trauerten und klagten, aber es half nichts, das Kind blieb verschwunden. Mittlerweile waren 15 Jahre vergangen. Da tritt eines schönen Tages ein junger Mensch zu den Eltern in die Stube und gibt sich als ihr Sohn, das Heulpeterle, zu erkennen. In der Hand trägt er, in ein Tuch gebunden, eine Anzahl Edelsteine. Da ist die Freude groß, und er muß sich setzen und erzählen, wie es ihm ergangen und wie er damals unter der Linde weggekommen sei. Und er erzählt: Seht, sagt er, wie ich daliege und aus Leibeskräften schreie, da raspelt es an der Erde, ein Stein wälzt sich zur Seite, und einige kleine graue Männchen stehen neben mir, die Erdmännchen, und sie fassen mich und ziehen mich hinunter in die Erde. Da war nun ein großer Raum, und sie sagen zu mir, erst wollten sie mir das Heulen abgewöhnen, und da kriege ich einen Schlag, daß ich acht Tage lang schwieg. Dann fing ich wieder an, ein zweiter Schlag machte mich vierzehn Tage lang schweigen, und so fort, bis ich ganz stille war. Sie fütterten mich und pflegten mich gut, und als ich größer wurde, mußte ich mit arbeiten. Sie gruben und schaufelten nach kostbaren Steinen, bohrten Quellen, die ans Tageslicht drangen und den Menschen als Brunnen dienten, sie mahlten Steine zu feinem Mehl und backten Brot, das Steinbrot, und auch Butter stellten sie aus Steinen her, die Steinbutter, und das schmeckte alles so gut, davon lebten sie und ich. Als ich nun erwachsen war, sagten sie zu mir: „Nun hast Du arbeiten gelernt; hier nimm diese Edelsteine, wir bringen Dich zum Tageslicht. Nun gehe und verdiene Dir selbst Dein Brot." So war Heulpeterle ein tüchtiger, arbeitsamer Mensch geworden, und reich dazu.

Mündlich von der Köchin Anna Cl. aus Langenau bei Katscher. 1905. Kühnau, Sagen II, S. 130.

Fenisweibchen vertauschen ein wunderschönes Kind.

Es war einmal eine Frau in Türmitz, die hatte ein sehr schönes Kind. Alle Leute bewunderten es. Eines Tages in der Dunkelstunde war die Frau draußen und fütterte das Vieh. Da kamen Fenis-Weibchen, nahmen ihr das wunderschöne Kind und legten ihr ein häßliches in das Bett. Als die Frau in die Stube hereinkam und das häßliche Kind sah, wußte sie nicht, was sie mit ihm tun sollte. Sie ging zu den Leuten und erzählte ihnen alles. Da sagten ihr die Nachbarn, sie solle eine Rute von einer Trauerbirke holen und das Kind so schlagen, bis das Blut kommt. Die Frau befolgte den Rat. Als sie nun so schlug, verschwand das häßliche Kind, und ihr Kind lag wieder im Bette; aber es war noch mehr zerschlagen, als das häßliche Kind, das verschwunden war. Handschriftlich von Matzner, Türmitz.

Wie die Fenis-Weiblan Hochzeit feierten.

Der alte Vetter Maneel (Emanuel Neugebauer) reiste öfters mit Ripsöl, Wagenschmiere usw. Als er wieder einmal unterwegs war, kam er auf dem Rückwege gegen Abend bis nach Wanowitz. Dort ging er zu einem Bauern und bat, ihn über Nacht zu halten. Der Bauer sagte: „Recht gern würden wir Euch halten, aber heute geht es nicht, heute haben wir die Stube den Fenis-Weiblan vermietet, sie wollen Hochzeit feiern." „Ach", sagte Vetter Maneel, „das macht nischt, ich bin mit den Fenis-Weiblan gar gutt, mich lassen sie schon hier." So blieb er wirklich in der Stube, legte sich dort auf den Fußboden und schlief ein. Um 12 Uhr nachts hörte er auf einmal ein Geräusch, da kamen die Fenis-Weiblan zum Schornstein herunter und zum Ofentürchen heraus. Sie stießen an Vetter Maneels Fuß. Schon wollten sie ihn hinausweisen, da sie nicht gerne Menschen dabei gehabt hätten. Als sie aber sahen, daß es Vetter Maneel war, erlaubten ihm die Fenis-Weiblan, daß er in der Stube bleiben konnte. In jener Nacht, sah Vetter Maneel, wie die Hochzeit gefeiert wurde. Es waren viele kleine Weiblein, die sehr schön, wunderschön gekleidet waren. Auf dem Tische wurde getanzt. Vetter Maneel konnte die zierlichen Füßchen und die geschickten Bewegungen be-

wundern. So etwas Schönes hatte er noch nie gesehen. Am besten gefielen ihm die niedlichen Absätzchen an den Schuhen, an denen konnte er sich nicht satt sehen. Die Fenis-Weiblan meinten es so gut mit Vetter Maneel, daß sie ihm sogar einmal „schenkten" (Schnaps.) Als die Uhr aber „1" schlug, verschwanden die Fenis-Weiblein wieder durch den Ofen in den Schornstein. Vetter Maneel schlief ein, und am andern Morgen ging er wieder nach Hause.

(Therese W.)

Wie die Fenis-Weiblein ein Kind vertauschten.

Bei einem Bauern war ein kleines Kind von einigen Wochen. Die Mutter holte eines Tages vom Boden Mehl zum Brotbacken. In dieser kurzen Zeit kam ein Fenis-Weiblein, nahm das Kind aus der Wiege und legte einen Wechselbalg mit einem großen Kopf hinein. Unterdessen war der Bauer vom Felde gekommen. Er ging in die Stube und fand das häßliche Kind. Seine Frau, die er fragte, was mit dem Kinde geschehen sei, konnte ihm keinen Bescheid geben. Da holte sich der Bauer eine Rute und schlug das Kind ganz fürchterlich. Die Fenis-Weiblein konnten das nicht sehen, es tat ihnen leid, und sie brachten dem Bauern wieder das richtige Kind zurück. (Therese W.)

Die Vertreibung des Wechselbalges durch Schlagen mit einem stumpfen Besen.

In einer großen Wirtschaft waren die Leute beim Dreschen. Eine junge Mutter wollte mit arbeiten, ließ ihr kleines Kind in der Wiege liegen und ging nach der Scheune, um dreschen zu helfen. Als sie wieder in die Stube zurückkommt, ist ihr Kind weg, und ein häßliches Ding liegt in der Wiege, mit dickem Strudelkopf, und schreit in einem fort. Das Kind war also ausgewechselt und ein Wechselbalg in die Wiege gelegt worden. Die Nachbarinnen gaben ihr nun den Rat, sie sollte mit einem stumpfen Besen so lange schlagen, bis sie ihr eigentliches Kind zurückerhalte. Sie tat das denn auch und schlug so unbarmherzig zu, daß der Wechselbalg sich entsetzlich krümmte und schrie. Aber sie

hörte nicht auf, und schon sah man blutige Striemen auf seinem Körper. Da wird auf einmal die Tür aufgerissen und ihr eigenes Kind wird hereingeschoben, ebenso zerschlagen wie der Wechselbalg, der nun plötzlich verschwunden ist.

Mündlich von Köchin Anna Cl. aus Langenau bei Katscher. 1905. Kühnau, Sagen II, S. 158.

Rauferei zweier Fenixweibchen.

Früher gab es in unserem Dorfe Bratsch auch Fenixweibchen. Sie hatten ihren Aufenthalt bei den Fischteichen der Waletschke, das liegt in der Talschlucht gegen Sauerwitz zu. Es sind dort heute noch die Teichdämme zu sehen.

Die Fenixweibchen kamen immer abends in der Dämmerstunde ins Dorf und trieben da ihr Unwesen. Mit Vorliebe gingen sie in jene Häuser, wo ganz kleine Kinder waren. Wenn die Mutter schlief, vertauschten sie die Wickelkinder; für sie legten die Fenixweibchen kleine Fenixkinder ins Bett.

So kamen sie auch einmal an einem stockfinsteren, stürmischen Novemberabende zu dem Gärtnerstellenbesitzer Schalich. Der Hausvater war gerade einmal zum Nachbar gegangen. Es war sonst niemand im Hause, als die Mutter mit ihrem kleinen Kinde. Sie lag schon im Bette, schlief aber noch nicht. Plötzlich hörte sie unter den Fenstern der Stube vom Hofe her kurze trippelnde Schritte. Sie kamen durch den Hausflur bis an die Stubentür, die ganz leise geöffnet wurde. Herein kamen zwei winzige Fenixweibchen. Neugierig guckten sie in der Stube umher und sahen das kleine Kind in der Mutter Arm. Die Mutter war vor Schreck und Furcht wie gelähmt. Sie konnte sich weder rühren, noch um Hilfe rufen.

Nun fingen die Fenixweibchen an, mit ihren feinen Stimmen zu wispern: „De peeft!“ („Sie schläft!“) sagte das erste. „Nein, de peeft nie!“ sagte das andere. Darüber bekamen sie Streit miteinander. Sie packten sich bei den Haaren und zogen, zerrten und schippelten sich gegenseitig fest daran.

Die Mutter hatte sich endlich von ihrem Schrecken erholt und schrie laut um Hilfe. Plötzlich waren die beiden Fenixweibchen verschwunden. Am anderen Morgen aber lagen in der Stube an der Stelle, wo sie sich gerauft hatten, zwei

große Werkputzen (Flachsbüschel) zum Zeichen, daß die Mutter nicht geträumt hatte. Seit jener Nacht kamen die Fenixweibchen nicht mehr ins Dorf. Es heißt, daß sie durch Menschenstimmen nicht erschreckt werden dürfen, sonst geht ihnen die Zaubermacht verloren.

Handschriftlich von Rosa Willmann.

Den Wechselbalg muß man tüchtig durchhauen.

Von den Fenix-Weiblein oder Kebes-Weiblein und Männlein erzählte man uns allerlei. Ein Kind, das noch nicht sechs Wochen alt war, durften die Eltern nicht allein zu Hause lassen; denn in Abwesenheit der Eltern kamen die Kebesweiblein und Männlein bei verschlossenen Türen und Fenstern durch das Schlüsselloch, nahmen das Kind weg und legten eins von ihren Kindern in das Bett und verschwanden wieder mit dem geraubten Kinde durch das Schlüsselloch. Sie raubten die Kinder aus dem Grunde, weil sie Zwerge waren und ihren Stamm durch Vertauschen der Kinder kräftigen wollten. Ein solches vertauschtes Kind gedieh aber nicht, und die Leute erkannten daran den Wechselbalg. Einen solchen Wechselbalg konnte man nur dadurch wieder loswerden, daß man ihn unbarmherzig schlug. Die Kebesweiblein schlichen ungesehen von den Menschen ums Haus und sahen, wie das Kind geschlagen wurde und hörten sein Schreien. In Abwesenheit der Leute brachten sie das rechte Kind wieder durch das Schlüsselloch zurück, nachdem sie es ebenso geschlagen hatten. Sie legten das vertauschte Kind wieder ins Bett und nahmen ihr Kind auf demselben Wege durch's Schlüsselloch wieder zurück. Die vom Felde heimgekehrten Eltern erkannten natürlich ihr Kind wieder, und die Freude war groß.

Nach mundartlicher Handschrift von Emma Gnilka, Leobschütz.

Der Wechselbalg.

Einmal hatte ein Venixweibchen einer Frau ihr Kind genommen und ihr ihr häßliches Kind gegeben. Das Kind aß und trank. Es wurde alt, aber es konnte nicht laufen und nicht sprechen. Da sagten andere Frauen zu der Mutter, sie solle Wasser in Eierschalen gießen und in der Stube ein

Feuer anzünden. Dann sollte das Kind allein in der Stube bleiben. Die Tür müsse sie ein wenig offen lassen und sehen, was das Kind machen werde. Das Kind tappte um das Feuer herum und rief: „Man wird alt wie ein Haus und lernt doch nicht aus.“ Da geriet die Frau in Zorn und prügelte das Kind. Plötzlich kam das Venixweibchen und sprach: „Hier hast du deinen Balg, gib mein Kind her!“ So erhielt die Frau ihr Kind zurück.

Handschriftlich von Marie Beigel, Türmitz.

Die Verbannung der Bergmännchen aus den Schachtbergen.

Als die Bergmännchen noch in der hiesigen Gegend hausten, gab es ringsum sehr viel Wald. Doch die Wälder wurden ausgerodet, weil die Dörfer sich immer mehr vergrößerten und bevölkerten. Das gerodete Land wurde zu Ackerland gemacht, und dies war nichts für die Bergmännchen. Da sie immer mehr verdrängt wurden, machten sie den Menschen allerlei Schabernack. Die Menschen suchten daraufhin allerlei Mittel zu gebrauchen, um sich der Kobolde zu erwehren. Schließlich wurden sie ins Gebirge in die Verbannung geschickt.

Nun aber war guter Rat teuer: wie sie fortbringen? Die Bergmännchen waren sich bald einig. Ein Bauer, der die stärksten Pferde besaß, sollte die Bergmännchen ins Gebirge fahren. Es wurde dabei verabredet, er dürfe die Pferde nicht schlagen, und er müßte den stärksten und größten Leiterwagen aus der ganzen Umgegend besorgen.

Als alles bereit war, ging die Fahrt los. Die Bergmännchen hatten ihre Zipfelmützen aufgesetzt. Da waren sie unsichtbar; nur einer blieb als Führer sichtbar.

Infolge der schlechten Wege, die früher waren, und der großen Menge der Kobolde schwitzten die Pferde sehr. Die Fahrt in die Verbannung ging ganz langsam vorwärts. Nach einigen Tagen erreichten sie endlich ihr Ziel. Der Anführer fragte den Bauern, ob er einmal sehen wolle, was er gefahren habe, da doch die Fahrt so langsam ging und die Last so schwer war. Der Bauer sagte: „Ja, ich möchte doch wenigstens sehen, wen ich gefahren habe.“ Auf den Befehl

des Führers mußten die Kobolde ihre Mützen abziehen und wurden sichtbar. Der Bauer sah zu seinem Erstaunen, daß an allen Leitersprossen, an jedem Leiterbaume und überall, wo es nur möglich war, sogar auf den Pferden, auf den Kummeten, auf den Schwänzen die Bergmännchen hingen oder saßen. Jetzt wunderte sich der Bauer nicht mehr, daß seine Pferde so geschwitzt hatten und warum er ohne Peitsche fahren mußte.

Der Führer fragte dann den Bauern, was die Fahrt koste. Der Bauer, der gesehen hatte, was er/ ins Gebirge gefahren hatte, verlangte einen hohen Preis. Die Bergmännchen wollten nicht soviel geben. Da der Bauer aber nicht von seinem Preise abging, bezahlten sie ihn doch.

Er fuhr mit seinem Gelde nach Hause. Es brachte ihm aber keinen Segen, denn er hatte nichts als Unglück, ebenso seine Nachkommen. Auch dem letzten Besitzer ging es noch schlecht. Dem jetzigen Bauern geht es besser. Es wird wohl die Zeit der Bergmännchen vorüber sein. Seit jener Verbannung ist kein einziges mehr gesehen worden.

Handschriftlich von Marie Kaul, Zülkowitz.

Die Verbannung der Fenixweibchen und -Männchen geschah auch in Bratsch in derselben Weise. Sie wurden nach den Peterwitzer „Mühlteichen" gefahren. Nach Handschrift von Martha Berger, Bratsch. Die Sage ist im Kreise L. allgemein.

Wo die Fenis-Weiblein jetzt sind.

Einmal waren alle Fenis-Weiblein bei einem Besitzer in der Stube versammelt. Man hatte die Gelegenheit abgewartet, schloß nun alles ab und nahm sie gefangen. Ein Bauer des Ortes führte sie auf einem Leiterwagen in den „Grätscher" Wald, drei Meilen hinter Troppau (wahrscheinlich Grätz). Auf jeder Leitersprosse soll ein Weiblein gesessen haben, ohne die andern, die noch auf dem Wagen waren. In dem Grätscher Walde bleiben die Fenis-Weiblein 100 Jahre, dann kommen sie wieder. Die 100 Jahre sind bald um!

Handschriftlich von Hildegard Kubig nach Erzählung von Johanna B.

Der Wassermann fordert jedes Jahr ein Menschenopfer.

Unweit des Dorfes Schlegenberg bei Leobschütz liegt die sogenannte „Walke", eine Wassermühle. In dem großen Mühlteiche, der teilweise mit dichtem Schilfe umwachsen ist, lebt ein uralter Wassermann. Derselbe reißt jedes Jahr einen Menschen zu sich in die Tiefe.

Von der Oppa bei Jägerndorf wird dasselbe erzählt.

Aus Kreuzendorf. Philo, Schlesien. 1884. S. 22.

Wassermänner zu Hohndorf.

Wassermänner hat es früher in Hohndorf gegeben, noch zu Zeiten meines Großvaters, als noch die großen herrschaftlichen Fischteiche, der Ober- und der Niederteich, die ganze Niederung der Goldzinna bedeckten. Doch jetzt sind die Teiche entwässert und in Wiesengrund umgewandelt, und die Wassermänner sind verschwunden. Nicht einmal den Charakter derselben weiß man mehr.

Von Seminarist Franz Peikert aus Hohndorf, Kreis Leobschütz. 1910. (Durch Herrn von Woikowsky, Biedau). Kühnau, Sagen II, S. 253.

Der Wassermann als Jüngelchen.

Aus Ratsch bei Katscher ging einmal ein Weib in die Kirche, bei Mondlicht in die Rorate. Bei der Linde hinter der Wassermühle, wo ein Bildstock steht, sieht sie ein Jüngelchen. „Inne Jengla," spricht sie, „giehst 'n a oo Katscher eis Stadtla?" (gehst Du denn auch nach Katscher ins Städtel). Da springt's in die Bäche und fängt an zu katschern (pantschen). Und wie es so katschert, kriegt es die Bäuerin mit dem Schrecken, daß sie halbtot nach Katscher kam und bald verstarb.

Aus Katscher. Nach dem mundartlichen Bericht von Drechsler in Mitt. Heft 1. 1894/95. S. 27. Kühnau, Sagen II, S. 253.

Der Wassermann sitzt auf der Brücke oder auf der Schütze.

Ein Bauer sieht den Wassermann mittags um 12 Uhr auf einer Brücke sitzen — es war da ein „Fluder" (Bach) — und sieht, wie er sich die Läuse aus dem Pelze sucht.

Ein anderer Bauer sieht ihn am „Fluder" auf der Schütze (Sperrladen) sitzen, und wie er näher kommt, stürzt er ins Wasser.

Mündlich von Schuhmacher Cl. aus Langenau bei Katscher. 1905. Kühnau, Sagen II, S. 254.

Der Wassermann als Gans.

Einer Frau aus Langenau bei Katscher begegnet einmal der Wassermann „an der Bäche", und zuletzt ist er als Gans vor ihr hin- und hergehopst. Sie wollte ihn gern fangen und deckte schnell ihr Waschschäffel über ihn. Er hob es aber mitsamt dem Weibe in die Höhe, und wenn sie nicht fortgelaufen wäre, so hätte er sie ins Wasser gezogen.

Nach Drechsler. Kühnau, Sagen II, S. 255.

Der Wassermann als Hund und als Mann auf dem Wasser hinrennend.

Da ging einmal ein Weib ins Gras, und es dauerte nicht lange, da kam ein kleines Hundel zu ihr. Sie hat sich aber dabei nichts gedacht. Auf einmal sieht sie, wie das Hundel oben auf dem Wasser hinrennt. In einer Weile kam ein Mann, der fragte das Weib, ob sie nichts gesehen hätte. Sie hat ihm aber nicht geantwortet, sondern hat gebetet, und wie sie sich ans Herz geschlagen hat, da ist er geradeso wie das Hundel auf dem Wasser hingerannt und hat gesagt: „Das war Dein Glück, sonst hätte ich Dich mit ins Wasser geschleppt."

Nach dem mundartlichen Bericht von Drechsler. Kühnau, Sagen II, S. 254.

Der schwimmende Wassermann und der Wassermann als schwarzer Ziegenbock.

Eine hochbejahrte Frau erzählt: „Wir wohnten an der Bâche, und im Frühjahr kommt immer großes Wasser. Abends sagt mein Vater zu mir: „Mädel, hol nur geschwinde ein' Krug Wasser, eh' die Flut kommt." Ich gehe hinab und sehe auf dem Wasser etwas Schwarzes sitzen, mit einem roten Käppchen. Es sitzt auf einer Stange, wiegt sich hin

und her und schwimmt die Bäche hinunter. Ich guck' mir's an, schöpfe Wasser und erzähl's dem Vater. „Aber, Mädel, hast Du Glück! Das war ja der Wassermann," sagte er.

Und einmal komme ich vom Rocken heim und mußte über eine Brücke gehen. Es war schon spät in der Nacht. Da plätschert's und klatscht's und sieht aus wie ein schwarzer Ziegenbock. Wie's aber zwölfe schlägt, da war's, wie wenn's in die Hände klatscht, daß es über die Wiese schallt, und es fuhr schnell im Graben hinunter. Ja, ja, damals gab's noch viel solches Futter; heute ist alles verbrannt, aber damals hat's einen vexiert und geäschert."

Von einer alten Frau aus dem „Stadtla" Katscher. Nach dem mundartlichen Bericht von Drechsler. Kühnau, Sagen II, S. 255.

Der gute und der böse Wassermann.

Es waren einmal zwei Wassermänner, der eine war fromm, der andre nicht. Der gute konnte oben auf dem Wasser gehen, dem andern ging's bis zum Halse. Da hat oft der böse gefragt, wieso das käme, und der fromme hat ihn zurechtgewiesen und gesagt: „Du mußt danach leben."

Das eine Mal waren sie zusammen in der Kirche. Da stand hinter dem Altar ein Mann, der eine Kuhhaut in der Hand hatte und schrieb. Da mußte der fromme lachen. Und als sie zusammen übers Wasser gingen, ging dem frommen das Wasser bis zum Halse. Und warum? Weil er über den Mann in der Kirche gelacht hatte, da hat ihn der liebe Gott gestraft.

Aus der Gegend von Katscher. Nach dem mundartlichen Bericht von Drechsler. Kühnau, Sagen II, S. 256.

Der Wassermann in der Gestalt eines Schimmels.

Ein Bauer sieht auf einer Wiese ein weißes Pferd grasen. Da denkt er: Den Schimmel könntest du brauchen, du wirst dich draufsetzen und heimreiten. Kaum aber hat er das Pferd bestiegen, das ihn ganz fromm hatte herankommen lassen, da fängt es an zu springen und jagt einem Fluder (Bache) zu. Gerade kann er noch herabspringen, da stürzt schon das Pferd ins Wasser und spricht: „Das war Dein Glück, sonst wärest Du verloren gewesen." Jetzt sah

der Bauer, daß das der Wassermann gewesen war, der sich in ein Pferd verwandelt hatte, um Menschen ins Wasser zu locken.

Mündlich von Schuhmacher Cl. aus Langenau bei Katscher.

Wie man sich des Wassermanns erwehrt.

Allen denen zeigt sich der Wassermann, die im Zeichen des Wassermanns geboren sind.

Man muß sich neunmal geweihtes Johannisbrot in die Kleider nähen, dann hat er keinen „Fug" (Gewalt über einen). Der verstorbene Wiesenmüller bei Katscher hat sich, so wird gesagt, oft mit dem Wassermanne herumgeprügelt. Nur wenn er zweimal geweihtes Brot gegessen hatte, hat er ihn bezwungen.

Aus Katscher. Drechsler. Kühnau, Sagen II, S. 256

Der Wassermann in der Umgegend von Katscher.

Bei Kösling in der Nähe von Katscher befindet sich eine Wiese. Dorthin gingen einmal zwei Mägde Heu machen, und als sie das Heu gewendet hatten — die Sonne schien so heiß und trocknete so hübsch — da gingen sie nach dem Wasser hinüber, um sich zu waschen. Die eine ging voraus und traf den Wassermann, der auf der Wiese vor dem Wasser herumging. Als ihn die Magd erkannte, rief sie der andern zu, die noch zurück war, sie solle nicht kommen, der Wassermann sei da. Der aber ist gleich ins Wasser gesprungen und hat höhnisch gelacht.

Die erste von den Mägden hat sich später verheiratet, und wie sie einmal mit ihrem Manne an den „Krautfeldern" (Dorf Krotfeld bei Katscher) spazieren geht, da kommt ein Mann an ihnen vorbei, der sieht sie so sonderbar an und geht vor ihnen her. Da sieht sie, wie es vom Saume seiner Jacke immer so „herabtröppelt". „Du," spricht sie zu ihrem Manne, „das ist der Wassermann." Und nun sehen sie, wie er hinuntergeht nach der Wiesenmühle, denn dort war seine Behausung, und man hat ihn dort öfter gesehen.

Mündlich von Frau Schuhmacher Cl. aus Langenau bei Katscher Kühnau, Sagen II, S. 256.

Der Wassermann stiehlt ein Kind.

Neben der „Bleiche" bei Katscher befindet sich eine Mühle, die heißt Gipsmühle. Dort wohnte einst ein junges Ehepaar, das hatte ein kleines Mädchen. Das Kind spielte immer auf der Wiese und am Teiche neben der Mühle. Die Leute hatten oft das junge Paar gewarnt, sie sollten doch das Kind nicht immer allein zum Teiche laufen lassen. Dort hause der Wassermann, der werde es einmal holen. Manche wollten gesehen haben, wie er um die Mühle schlich, und richtig — eines Tages war das Mädchen verschwunden. Alles wird durchsucht, die ganze Mühle, der Teich -- der Brunnen wird ganz ausgeschöpft — nichts ist zu finden. Da sind die jungen Leute fortgezogen, sie mochten nicht mehr an dem Orte bleiben, wo der Wassermann ihnen das Kind gestohlen hatte. Und seit der Zeit will niemand mehr die Mühle pachten, der Kinder hat, aus Furcht, es könnte ihm ebenso gehen.

Mündlich von der Köchin Cl. aus Langenau bei Katscher.

* * *

Bei den Gipsgruben (bei Dirschel) hat einmal der Wassermann in der Mittagstunde ein Kind erwischt und ist mit ihm in den Brunnen gesprungen. Man hat den ganzen Brunnen durchsucht, aber das Kind ist nicht mehr zu finden gewesen.

Mündlich von Schuhmacher Cl. aus Langenau bei Katscher. Kühnau, Sagen II, S. 158.

Besuch zweier Burschen in Wassermanns Heim.

Zwei hübsche Mädel kamen immer ins Gasthaus zum Tanze. Wenn es aber 11 Uhr war, verschwanden sie. Zwei Burschen, die schon lange auf sie aufmerksam sind, besprechen sich, daß sie die Mädchen begleiten wollen. Als nun wieder einmal Tanz ist, gehen sie ihnen nach und werden auch nicht abgewiesen. Es ist ein weiter Weg zwischen Feldern und Wiesen, und schon schilt einer der Burschen über die Länge des Weges, da gehen sie vom Wege ab einer Wiese zu. Plötzlich bildet sich vor ihnen einen Wasserfläche, die teilt sich, und eine Treppe führt in die Tiefe. Als sie unten ankommen, befinden sie sich in einer Stube, da war es so prächtig „wie

im Himmel". Auf der Ofenbank stehen lauter umgestürzte Töpfe. „Die sollt ihr nicht anrühren," sagt die eine, „denn darunter sind Seelen." Aber der eine Bursche ist neugierig und dreht den einen Topf um. Da sind die Mädchen auf einmal ängstlich und drängen die Burschen zum Weggange. „Macht nur flink," sagen sie, „daß Ihr hinaufkommt, gleich wird der Vater oder die Mutter da sein, und dann ist es um Euch geschehen." Die Burschen kamen glücklich oben an, wo ihnen der Wassermann nichts mehr schaden konnte. Als sie sich aber umsahen, war der See verschwunden.

Mündlich von Frau Schuhmacher Cl. aus Langenau bei Katscher. Kühnau, Sagen II, S. 582.

Das Wassermännchen in Bleischwitz.

Es ist einmal ein Mann aus der Fabrik nach Bleischwitz gekommen. Wie er über die Brücke ging, ist ihm ein Wassermännchen auf den Rücken gehüpft. Es hat ein kleines Pfeifchen im Munde gehabt. Der Mann hat es müssen bis nach Waissak tragen. Dort, wo die Kapelle ist, hat er das Männchen wieder verloren.

Handschriftlich von Aloisia Kremser, Boblowitz.

In Wassermanns Reich.

In einem Dorfe zwischen Wanowitz und Bladen wohnte vor etwa hundert Jahren ein Wassermann, der zwei schöne Töchter hatte. Sie kamen oft nach Wanowitz zum Tanz; aber niemand wußte, wem die Mädchen gehörten. Sie waren fremd im Dorfe. Eines Abends kamen sie wieder zum Tanz. Da machten sich zwei junge Burschen auf und fragten die Mädchen, ob sie sie nach Hause begleiten dürften. Sie durften mitgehen. Sie kamen zu einem Weidenstrauch. Die Mädchen nahmen eine Rute und schlugen in das Wasser des Teiches. Das Wasser teilte sich und sie konnten hindurch gehen. Die Mädchen sagten: „Wenn auf dem Wasser blaue Blasen sind, so ist der Vater böse, sind aber helle Blasen, so ist der Vater gut." Diesmal waren helle Blasen, und der Wassermann freute sich, daß die Mädchen die Burschen mitbrachten. Zum Dank für die Begleitung gab der Wassermann den Burschen den zusammengefegten Kehricht. Dann

wurden sie von ihm durch den Teich hinauf geführt. Als sie am Teiche vorüber gegangen waren, lachte der eine den Wassermann aus und warf den Kehricht in den Wind. Der andere trug ihn noch ein Stück weiter. Unterdessen war der Kehricht zu lauter Gold geworden. Jetzt lachte der eine nicht mehr, sondern suchte nach dem weggeworfenen Kehricht; aber er fand nichts mehr. Von dem Tage an kamen die Mädchen nie wieder. Handschriftlich von Ernst Birke, Türmitz.

Die Rache des Wassermannes.

In einem unserer Dörfer wohnte ein Fleischer, der als ein Grobian weit und breit bekannt war. Einmal ging ein altes Mütterchen zu ihm und bat um einen Knochen zur Suppe, weil sie doch gar nichts mehr zu essen hatte. Der Fleischer aber trieb sie hinaus und hetzte den Hund auf sie. Da war das Mütterlein so verzweifelt, und es ging zu einem tiefen Wasser und wollte hineinspringen, weil sie doch so einsam und verlassen war. Da kam auf einmal ein Mann in einem roten Kleide aus dem Wasser und sprach: „Liebes Mütterlein, weint nicht mehr, ich werde Euch den Knochen von dem Fleischer bringen; ich weiß alles. Wartet hier auf mich!" Und er ging zu dem Fleischer. Als er in den Laden kam, erkannte der Fleischer sofort, daß er der Wassermann war. Der Wassermann sagte zu ihm: „Gebt mir den Knochen, den Ihr vorhin dem Mütterlein nicht gegeben habt! Ich bin der Wassermann!" Er dachte, der Fleischer würde vor ihm Angst haben und ihm den Knochen geben. Aber weit gefehlt! Der Fleischer sagte zu ihm: „Legt einmal Eure Hand hierher! Ich werde Euch den Knochen geben." Er nahm aber ein Beil und hieb dem Wassermann die rechte Hand ab und sagte: „So, da habt Ihr Knochen und tragt sie dem alten Weibe!" Da sagte der Wassermann: „Das sollt Ihr büßen!" Er ging dann zu einem anderen Fleischer, kaufte die Knochen und trug sie dem Weib. Das sagte ihm tausend „Vergelt's Gott".

Der Fleischer aber hatte jetzt doch ein bißchen Angst und machte immer einen großen Bogen um das Wasser. Einmal ging er spät abends nach Hause. Es hatte vorher stark geregnet, so daß lauter Pfützen auf der Straße standen. Auf einmal stand der Wassermann vor ihm und sagte: „So,

jetzt werden wir zusammen abrechnen!" Er warf den Fleischer um und drückte ihn mit dem Gesichte so lange in eine Regenpfütze, bis er tot war. Dann ließ er ihn liegen und ging fort. Nächsten Tag fanden ihn Leute, und sie wunderten sich sehr, daß er in der kleinen Pfütze ertrinken konnte. Da hörte auch das Mütterlein davon, lief hin und erzählte den Leuten alles. Es sagte: „Ja, ja, der Wassermann hilft den armen, braven Leuten; aber er bestraft auch die bösen."

Handschriftlich von Marie Thusek, Burg Branitz.

Der alte Wassermann und der Flooſch.

Ein alter Flooſch (Feldhüter) war eines schönen Mittags beim Hohndorfer Hokenteich. (Gemeint ist der frühere Dominialteich, der schon seit langer Zeit trocken gelegt ist.) Da stand er sinnend vor einem Schlammloch und hatte seine Schnupftabakdose in der Hand. Da er gerade eine Prieſe nehmen wollte, klopfte ihm jemand auf die Schulter und sprach: „Vetter Hanſſeff, schenkt mir aa a Pries!" „Recht hatzlich garn!" sagte der Feldhüter, der sich umwandte und den Wassermann erkannte. Da die beiden sich schon öfter getroffen hatten, waren sie miteinander schon näher bekannt.

Der Wassermann erzählte unter anderem, daß sie sich heute wohl das letzte Mal getroffen haben würden, denn er werde in acht Tagen um die Mittagszeit mit seinem Sohne um die Herrschaft ringen. Wenn er dem Sohne unterliege, würden sie sich nicht mehr sehen. Er solle in acht Tagen an derselben Stelle erscheinen, und wenn dann blutigrote Wellen emporsteigen würden, so sei er von seinem Sohne überwunden worden. Würden die Wellen aber weiß bleiben, so sei er weiter der Herr.

Der alte Feldhüter traf am bestimmten Tage zur festgesetzten Stunde an demselben Orte ein. Auf einmal fing das Wasser des Sumpfloches an sich zu bewegen und wellte mächtig auf. Plötzlich bemerkte der alte Mann, daß rote Wellen zum Vorschein kamen. Dann beruhigte sich das Wasser wieder, und der alte Flooſch ging traurig von dannen. Er hat seinen Freund Wassermann nicht mehr gesehen.

Handschriftlich von Marie Kaul, Zülkowitz.

Der Wassermann im Backhause.

An der Zinna bei Bauerwitz waren in einem Backhause fünf oder sechs Frauen beisammen und backten. Auf einmal ging nach 12 Uhr die Tür allein auf, und herein kam ein zwergenhafter roter Mann und lachte immerfort. Die Weiber sahen ihn erschrocken an, nur die eine fragte, warum er so lache. Er antwortete nichts, sondern lachte so häßlich weiter, daß die Frauen nicht arbeiten konnten. Jetzt erkannten sie, daß es der Wassermann war. Der hat sich nachher umgedreht, ist hinausgegangen und hat die Tür hinter sich zugeschlagen. Dann hörten die Frauen ein Geplätscher im Wasser und das Lachen: Hahaha. Als ich noch 8 Jahre alt war (1873) sagten die Frauen, wenn jemand zum Backhause gehen wollte, er solle nicht dorthin gehen, denn da sei der Wassermann.

Mündliche Mitteilung von Konstantin Mosler, Bauerwitz.

Wassermanns Töchter in Bauerwitz.

Der Bauerwitzer Wassermann hatte drei Töchter, die waren sehr schön. Sie kamen oft zur Tanzmusik in die Stadt. Es fanden sich bald drei Burschen zu ihnen. Als die Mädchen nach Hause gehen wollten, hätten sie die drei Burschen gern begleitet, um zu sehen, wohin sie gingen, denn niemand kannte sie. Die Mädchen sagten, sie sollten dableiben, sie fänden alleine den Weg. Ein Bursche aber soll ihnen nachgegangen sein. Da sah er, daß die drei Mädchen an ein Wasser gingen. Die eine schlug mit einer Rute auf das Wasser. Es teilte sich und sie gingen in die Tiefe hinab. Er hat nichts mehr von ihnen gesehen, obgleich er bis früh dort stehen geblieben ist.

Mündliche Mitteilung von Konstantin Mosler, Bauerwitz.

Der Wassermann an der Zinnabrücke.

Früher gingen die Bauerwitzer Handwerker, die Schuhmacher, die Kürschner, die Weber, besonders aber die Schaufelschmiede zu Fuß auf die Jahrmärkte. Am meisten zogen sie nach Ujest, Friedland, Groß-Strehlitz und Oppeln. Um zeitig dort zu sein, wanderten sie in der Nacht dahin. Einmal, als sie zur hölzernen Zinnabrücke kamen, saß dort mitten

drauf der Wassermann, ganz rot gekleidet, so groß wie ein kleines Kind. Er wollte die Leute nicht durchlassen. Er hatte etwas in der Hand, womit er nach den Seiten schlug. Niemand wollte vorbei gehen. Sie kehrten um. Da kamen wieder andere Handwerker, die auch zum Jahrmarkte wollten. Ihnen erzählten die ersten, was sie gesehen hatten. Sagte einer: „Das wäre noch schöner. Ich bin schon überall gewesen, habe nichts gesehen, kam mir auch nichts in den Weg. Also los, wir gehen drauf!" Sie kamen wieder an die Brücke. Der Wassermann saß noch da, aber nicht in der Mitte, sondern nur am Rande. Wie er so viele kommen sah, ist er in das Wasser gesprungen und hat alle stark bespritzt.

Mündliche Mitteilung von Konstantin Mosler, Bauerwitz.

Die beiden Wassermänner in Leisnitz.

In den Wasserlöchern auf den Rohrwiesen sollen zwei Wassermänner gehaust haben. Es waren zwei, halb Fisch, halb Mensch, verwachsene häßliche Wesen. Auf dem Kopfe trugen sie ein rotes Käppchen. In der Abenddämmerung kamen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und suchten mitunter die Wohnungen der Menschen auf. Bösartig sollen sie selten gewesen sein. Leider ist keine genaue Sage von ihnen hier bekannt.

Handschriftlich von Albert Mucha, Leisnitz.

Anmerkung. Der Wassermann ist eine slawische Sagenfigur. Unser Kreis ist schon solange deutsch, daß an vielen Orten die Wassermannssagen nur verschwommen vorhanden oder ganz verschwunden sind. G.

Der rauchende Wassermann in Bleischwitz.

In meinem Heimatdorfe Bleischwitz erzählte uns der Bauerauszügler Mathias Prczemek, genannt Prczemek Mathees folgendes vom Wassermann: Ich ging einmal auf dem Damme spazieren und rauchte mein Pfeifchen. Wie ich zur schwarzen Brücke komme, sitzt der Wassermann mit seinem roten Käppchen auf dem Wehre. Er kommt auf mich zu und spricht: „Vetter, gabt mirr a beßla Feier!" Ich nehme ein Hölzchen, zünde es in der Pfeife an und geb' es ihm. Er zündet sich die Zigarre an, bedankt sich fein und springt mit einem Plumps beim Wehre ins Wasser hinein.

Nach mundartlicher Handschrift von Emma Gnilka, Leobschütz.

Vom Wassermann in Michelsdorf.

Am Nordwestrande von Michelsdorf liegen die Wiesen der Ortschaft. Der tief liegende Teil ist sumpfig und hat Schlammlöcher mit stehendem Wasser und Schilfrohr. An sie schließt sich die Sage vom Wassermann an. Das Geschrei der Wildenten legt man sich als seine Stimme aus.

Handschriftlich von Schimke, Semlhr., Leobschütz.

Die Wassermädchen.

Wenn früher in Türmitz Tanz war, kamen auch manchmal Wassermädchen zum Tanz. Sie hatten schöne Kleider an, aber der Saum war immer naß. Sie tanzten auch mit den anderen Leuten. Um elf Uhr nachts waren sie da; wenn die Uhr zwölf schlug, waren sie verschwunden. Sie hatten einen Zauberstab, mit dem schlugen sie auf das Wasser. Da teilte es sich, und die Wassermädchen gingen trocken in ihre Wohnung zurück. Handschriftlich von Elfriede Protsch, Türmitz.

Das Geschenk von Wassermanns Töchtern.

In Sauerwitz war einmal Tanz. Dazu waren auch die Töchter des Wassermannes geladen. Der Wassermann hatte ihnen gesagt: „Um zwölf Uhr kommt Ihr wieder nach Hause!"

Als die Töchter des Wassermannes auf dem Saale waren, tanzten sie immer mit einer Frau. Um zwölf Uhr nahmen sie die Frau mit nach Hause. Sie sollte ihnen die Stube auskehren. Als die Frau die Stube ausgefegt hatte, sagten sie, sie solle sich das Kehricht mitnehmen. Zu Hause öffnete die Frau die Schürze, da sah sie, daß das Kehricht zu Gold geworden war. Handschriftlich von Josefa Strauch, Bratsch.

Wassermanns Töchter beim Tanz in Hohndorf.

In früherer Zeit kamen in die Hohndorfer Rent, gemeint ist die Brauerei, zu jeder Tanzmusik auch immer ein paar Wassermannstöchter. Da sie nun ganz hübsche, anständige Mädchen und tüchtige Tänzerinnen waren, wurden sie viel zum Tanze geholt.

Als die Mädchen zum Tanze kamen, hatte in der ersten Zeit niemand eine Ahnung, was es für Tänzerinnen waren.

Um einhalbzwölf verschwanden sie immer, da der Wassermann seine Töchter nicht länger ausgehen ließ.

Nach einiger Zeit hatte eine sich doch verraten, daß sie Wassermannstöchter seien. Da die jungen Burschen am liebsten die ganze Nacht mit solch lustigen Mädchen getanzt hätten, hatten sie sich einmal verabredet, die Wassermannstöchter nicht nach Hause zu lassen, sondern es sollte kurz vor einhalbzwölf ein tüchtig langes Stück gespielt werden, das bis nach Mitternacht dauerte. Mit den Wasserfräuleins wollten sie dann solange tanzen, bis Mitternacht vorüber war.

Der Streich wurde auch ausgeführt, und die Wassermädchen hatten ihren Ausgang überschritten. Dies aber hat die Burschen von Hohndorf um ihre lustigen Tänzerinnen gebracht; denn der alte Wassermann hat seine Töchter nie wieder zur Tanzmusik erscheinen lassen, und sie sind auch nicht mehr gesehen worden.

Handschriftlich von Marie Kaul, Zülkowitz.

Eine Wasserjungfer in Bratsch.

Als meine Urgroßmutter noch jung war, ging sie auch manchmal zum Tanze. Dorthin kam auch öfter ein schönes Mädchen, das aber immer die Schürzenbänder naß hatte. Niemand kannte es, und niemand wußte, woher es kam und wohin es ging.

Einmal folgten ihm drei junge Burschen, als es nach Hause eilte. Sie wollten erfahren, wohin es sich begab. Jedoch haben sie es nicht erfahren können; denn der erste verunglückte in der Aberspachgasse, indem er sich ein Bein brach. Der zweite fiel ein Stück weiter. Der dritte, der allein weiter schritt, kam nicht mehr zurück.

Nach einigen Tagen sah man auf den Helderwiesen Wäsche bleichen; sobald jemand näher kam, verschwand sie. Von der Zeit an kam das Mädchen nicht mehr zum Tanze. Man vermutete, daß es eine Wasserjungfer gewesen sei.

Handschriftlich von Martha Berger, Bratsch.

Eine Mühlmagd als Gevatterin des Wassermannes.

Es waren einmal ein paar Mühlmägde beim Grasen. Und während sie so sicheln, da kommt aus einer Weide eine

Häätsche (Kröte) gekrochen wie ein Schlurf (schlürfendes Ding). Da sagte die eine: „Geh, Alte, geh nur, wenn du wirst schütten (Junge haben), da werde ich bei dir Pate sein!"

Nach ein paar Wochen kommt die Hebamme zu ihr und spricht: „Was du versprochen hast, das mußt du halten, sonst kommst du in Teufels Küche und um dein Leben." Da fällt ihr die Sache von der Häätsche ein und sie sieht wohl, daß ihre vorwitzige Bemerkung von damals bitterer Ernst geworden ist. Sie zieht sich die Sonntagskleider an, und die Hebamme bringt sie zu der Weide mit den gelben Ruten. Sie schlägt mit einer von diesen Ruten auf den Bach, das Wasser teilt sich, und Treppenstufen werden sichtbar, die bis hinunter auf den Grund führen. Sie gehen hinab in eine Stube, und hier liegt die Häätsche im Wochenbett wie ein Weibsbild. Es war aber die „Wassermännin", die sich in eine Häätsche verwandelt hatte. Wie nun der Wassermann einmal aus der Stube hinausgeht, da sagt die Kindelmutter zur Gevatterin: „Gevatterin, wenn Ihr werdet heimgehen, da wird ein Wettergeräusch sein, wie ein Schießen; geht aber in Eurem Schritt ruhig fort, und seht Euch nicht um." Als sie nun aus der Kirche zurück sind, da wird gegessen und getrunken. Dabei sagt die Häätsche: „Gevatterin, ehe Ihr werdet fortgehen, kehrt zuvor „ärschlich" (rücklings gewendet) die Stube aus, von vorn nach hinten — das ist Euer Lohn." Das tut sie. Der Wassermann aber sagt: „Gevatterin, laßt den Staub, laßt!" Sie nahm sich jedoch vom Gröbsten mit. Und beim Fortgehen hört sie ein starkes Schießen und Donnern, sie sieht sich aber nicht um, läuft in ihre Kammer, und als sie den Kehricht hingeworfen hat, da ist's lauter Gold. „Ach", meint sie, „hätte ich nur ordentlich ausgekehrt".

Kühnau, Sagen II, S. 259.
Nach mundartl. Bericht von Drechsler.

Wie ein Mädchen ein Wasserweib wird.

Es waren einmal ein Vater und eine Mutter, die hatten drei Mädel. Und in dem Dorfe war alle drei Wochen einmal Tanzmusik, da sind halt die Mädel auch zum Tanze gegangen. Die eine aber hat gar nicht getanzt und mußte immer im Winkel stehen. Das eine Mal kommt nun ein ganz hübscher Herr zu ihr und will mit ihr tanzen. Sie geht auch, und

bei dem Tanze sieht die andere, daß ihm aus den Aermeln Wasser läuft. Da wußte sie, daß das der Wassermann sei.

Wie die Musik aus ist, hat der Herr das Mädel, mit dem er immer getanzt hat, gefragt, ob sie mitkomme, und sie ist auch gleich bereit gewesen, mitzugehen. Da gehen sie zusammen bis an die Baache. Da hat's halt nichts genutzt, sie mußte halt mit ihm hinunter ins Wasser, und er hat ihr gesagt, wer er wäre.

Nach langer Zeit sind der Vater und die Mutter einmal in der Kirche, und die Tochter, die sie schon überall gesucht hatten, kommt auf einmal mit einem kleinen Kinde in die Kirche. Nun hat der Vater gewartet, bis die Kirche aus war, dann geht er ihr nach, und sie muß mit ihm nach Hause gehen, ob sie will oder nicht und muß erzählen, wie es ihr ergangen ist. Sie freut sich, wieder bei den Eltern zu sein; denn dort im Wasser war es kalt, und der Wassermann unfreundlich. Es dauert nicht lange, da tut sich die Stubentür auf, und der Wassermann kommt herein. Da hat er gleich das Kind genommen und zerteilen wollen, weil sie ihn verlassen hatte. Sie aber schreit auf: „Ehe ich mir lasse mein Kindel zerreißen, will ich lieber ein Wasserweib bleiben!" Und so gehen sie wieder miteinander fort — für immer.

Aus der Gegend von Katscher nach dem mundartl. Bericht von Dreßler. Kühnau, Sagen II, S. 260.

Der Wassermann beim Müller.

In Stolzmütz ist eine Wassermühle an der Zinna, die beim Dorfe vorbeifließt. In Stolzmütz zeigt sich der Wassermann immer mittags und nachts von 11 bis 12 Uhr.

Der Müller trieb einmal seine beiden Pferde gegen Mittag, als er mit der Arbeit fertig war, in die Bache. So sagen die Leute in St. auf die Zinna. Auf einmal war ein drittes Pferd bei seinen zweien. Es war ein Rappen. Als beide Pferde des Müllers in den Stall geführt wurden, kam es mit. Der Müller wußte bald: Das ist der Wassermann. Der Rappen stellte sich auch in den Stall an die Krippe und fraß. Als dann Getreide eingefahren wurde, wollte er auch eingespannt sein. Der Müller spannte ihn ein. So fuhren alle drei Pferde Getreide ein. Dann gingen sie wieder in den Stall. Der Rappen blieb mehrere Tage da. Aber da

mochte ihm wohl das Futter nicht mehr geschmeckt haben, eines Tages war er verschwunden. Das Getreide aber, das der Wassermann als Pferd in die Scheune eingefahren hatte, lag nächsten Tag im Hofe ausgeschüttet.

In die Mühle kommt der Wassermann überhaupt oft. Er tut so, als ob er dort zu Hause wäre. Er ißt mit der Müllerfamilie. Am Abend legt er sich in ein Bett und schläft. Dann ist er wieder verschwunden.

Nach mündlicher Mitteilung von Frau Koenig, Stolzmütz.

Wassermanns Töchter in Stolzmütz.

Der Wassermann von Stolzmütz hatte zwei Töchter. Wenn Hochzeit oder Kirmes im Dorfe war, kamen sie immer zur Tanzmusik. Die Leute erkannten sie an den Füßen; denn jede hatte einen Pferdefuß. Sonst sahen sie wie die anderen Bauernmädchen aus.

Beim Tanze durften sie immer nur bis 12 Uhr nachts bleiben. Dann gingen sie fort. Einmal aber hielten sie einige junge Burschen bis nach 12 Uhr zurück. Als die Töchter des Wassermanns dies bemerkten, erschraken sie und sprachen: „Kommt jetzt alle mit! Wenn das Wasser sich rot färben wird, hat uns der Vater erschlagen, weil wir solange fortgeblieben sind".

Weil viele Leute beisammen waren, hatten sie keine Angst. Sie gingen mit den Töchtern des Wassermannes mit. Die beiden sprangen ins Wasser. Alle Leute sahen voller Erwartung auf das Wasser, ob es rot werde. Auf einmal wurde es blutigrot. Die Leute liefen voll Schreck davon.

Seitdem hat niemand mehr des Wassermanns Töchter gesehen. Nach mündlicher Mitteilung von Frau Koenig, Stolzmütz.

Der Wassermann als Hund in Stolzmütz.

Sehr gern verwandelt sich der Wassermann in einen schwarzen Hund. Da ging einmal ein Mann von Rakau an der Zinna entlang den Wiesenweg nach Stolzmütz. Es war mitten in der Nacht; aber der Mond schien ganz hell. Auf einmal sah der Mann einen schwarzen Hund neben sich laufen. Solch einen Hund kannte er weder aus Rakau noch aus Stolzmütz. Da wußte der Mann, daß er der Wasser-

mann sei. Der Mann fragte den Hund: „Was willst Du?“ Der Wassermann sprach: „Ich möchte Dich schon ins Wasser ziehen, wenn Du nicht das Ding um den Hals hättest“. Der Mann trug nämlich ein Skapulier. Wer dies hat, dem kann der Wassermann nichts tun.

Ein andermal ging Frau K. in der Nacht vom Tanze nach Hause. Da bemerkte sie einen großen schwarzen Hund hinter sich, der aber gar nicht bellte. Es war der Wassermann. Kinder, die gegen Mittag in der Zinna gebadet haben, hat der Wassermann schon zu sich hineingezogen.

Einmal zeigte er sich als Hund mit einem roten Kopfe. Wenn jemand über die Brücke ging, wollte er ihn hinabziehen. Nach mündlicher Mitteilung von Frau Koenig, Stolzmütz.

Der Wassermann als Band, Taube und Schlange in Stolzmütz.

Auch als Band, das um eine Weide an der Bache geschlungen ist, zeigt sich der Wassermann. Damit will er besonders die Mädchen anlocken. Will jemand das Band abnehmen, so fällt es herab, und der Wassermann steht plötzlich da und streckt die Arme aus, um ihn zu fassen und ins Wasser zu ziehen.

Auch als Taube und als Schlange hat man den Wassermann in Stolzmütz gesehen.

Nach mündlicher Mitteilung von Frau Koenig, Stolzmütz.

Feuermänner in der Leobschützer Gegend.

An Feuermänner wurde früher vielfach geglaubt. Sie sahen aus wie ein fortwährend in der Höhe brennender Dunst und begleiteten die Leute eine Zeitlang, haben auch manchen in den Sumpf gelockt.

Kühnau, Sagen I, S. 406. Handschriftlich von P. Dittrich, Leobschütz.

Der Feuermann in Kreuzendorf.

Ein Inlieger aus Kreuzendorf, der jeden Abend erst spät aus der Stadt von der Arbeit kam, wurde öfters von einem Feuermann bis vor seine Wohnung begleitet. Wenn er dann zum Feuermann sagte: „Bezahl Dir 's Gott viel

tausendmal!", so schüttelte sich derselbe, daß es schien, als ob das ganze Haus in Flammen stehe. Bald aber war alles wieder verschwunden. Philo, Schlesien 1884, S. 24.

Der Feuermann und die Feldarbeiter.

Den Feuermann hat der Schuhmacher Cl. aus Langenau bei Katscher schon als Junge zusammen mit seinem Großvater gesehen. Bei Rakau hatten sie ein Feld zu besäen, das weit weg vom Dorf lag. Dabei war die Dunkelheit eingebrochen, und sie waren noch lange nicht fertig. Da kam der Feuermann und leuchtete ihnen. Auch die Kühe sahen ihn, denn sie drückten sich immer dicht an den Jungen heran, (den Erzähler dieser Geschichte, nämlich Schuhmacher Cl., der sie führte). Der Feuermann hielt sich aber immer eine große Strecke von ihnen entfernt und warf immer „große Stücke" Feuer von sich, so half er ihnen, das Feld zu säen. Aber es war kein Glück dabei. Denn als es zur Ernte kam, (der Großvater hatte den Weizen gehauen, gerafft und umgelegt), da wären sie beinah verdurstet. Der Feuermann hatte ihnen das Wasser umgedreht (umgeschüttet). Sie haben die Schwaden gebunden und in Mandeln gestellt, es waren 10 Stück. Und wie sie am andern Morgen aufs Feld kommen und einfahren wollen, sind die 10 Mandeln verschwunden, die Rakauer hatten sie über Nacht gestohlen.

Kühnau, Sagen. Mündl. aus Langenau bei Katscher.

Der Feuermann bei Katscher.

Der Schuhmacher Cl. in Langenau bei Katscher ist einmal mit seiner Frau nach Cosel zu Markte gegangen, um dort Schuhwaren feilzuhalten. Am Abende des zweiten Tages schon machten sich beide auf den Rückweg, denn sie hatten 's eilig wegen der Kinder, die allein zu Hause geblieben waren. Der Mann hatte ein bißchen viel getrunken mit seinen Kollegen, daher hatte er viel Courage. Es war spät in der Nacht und stockdunkel, so daß sie die Bäume an der Straße nicht sehen konnten. Auf halbem Wege nun bemerkten sie in weiter Ferne ein Licht, das war so groß wie ein Mann. Die Frau fragte erschrocken, was das wohl sein möchte. „Nu, das ist der Feuermann," rief der Mann.

„Wart, der kann uns leuchten. — Bruder," schreit er übers Feld, „Bruder komm, Du kannst uns etwas leuchten". „Jesus Maria," spricht die Frau, „Du wirst doch nicht den Feuermann gar herrufen!" „Fürcht' Dich doch nicht," sagt der Mann, „der tut uns nichts" — und zum dritten Male schreit er: „Bruder, komm' nur und leuchte uns!" Kaum gesagt, ist der Feuermann da. Er war wie ein Mann und flammte über und über, in der Hand hielt er eine Meßrute, die ebenfalls in Flammen lohte. Er ging immer auf dem Acker neben der Straße, denn auf dieser selbst durfte er nicht kommen. Aber er leuchtete taghell über den Weg. Als sie nun an den Eingang des Dorfes gekommen waren, dort, wo eine vorgeschobene Scheune steht, da sagte der Mann: „Bezahl's Gott, lieber Feuermann, daß Du geleuchtet hast" — und sofort war er verschwunden. Als die Kinder nachher den Vater fragten: „Was ist denn das, ein Feuermann?" Da sagte er: „Nu, das sind die Bauern, die nicht genug gekriegt haben im Leben und vom Nachbar immer ein Stück Acker um das andere abgepflügt haben; daher müssen sie mit der Meßrute umgehen und das Feld immer wieder vermessen zur Buße für ihre Sünden". Als ich später Gelegenheit hatte, die beiden Eheleute selbst zu sprechen, bestätigten sie mir das Erlebnis mit dem Feuermann. Die Frau fügte noch hinzu, sie habe den Feuermann ganz deutlich gesehen, wie er immer mit der Rute geschlagen habe, nach der Erde zu, daß das Feuer sprühte und das Laub der Straßenbäume bis hoch hinauf erleuchtet war. Sie habe ordentlich Angst ausgestanden, besonders als ihr Mann ihn fragen wollte, wer er wäre und was er begangen habe. Zum Glücke habe er es doch nicht getan. Wenn der Feuermann jemandem leuchtet und der sagt: „Bezahls Gott!" Dann ist er erlöst und der andere auch.

Kühnau, Sagen. I. S. 410. Mündlicher Bericht der Tochter des Schuhmachers Cl. aus Langenau bei Katscher.

Feldausmessende Feuermänner bei Katscher.

Eine achtzigjährige Frau aus Katscher hat beim Flachsbreiten Feuermänner über die Felder schreiten sehen mit dem Maß in der Hand. Es sind die geizigen Bauern, die

im Leben nicht genug kriegten, die gehen dann immer herum und messen das Feld aus zur Strafe.

Kühnau, Sagen, I. S. 410. Drechsler.

Der Feuermann und die Schwärzer an der österreichischen Grenze.

Von Troppau bis nach Liptin ging immer ein Feuermann mit den Schwärzern mit. Und einmal sagte einer zu ihm: „Bezahl Dir's nur Gott viel tausendmal," und da sagte der Feuermann: „Nein, so viel bin ich nicht wert; da muß ich noch einmal so viel büßen, als ich schon habe."

Ein andermal dankte ein Schwärzer dem Feuermann für seine Begleitung: „Bezahl Dir's Gott sovielmal, als Leinsamkörnlein in einer Tonne sind." Und er sagte: „Soviel habe ich gerade gebraucht," und erzählte, er sei Glöckner gewesen und zur Strafe dafür, daß er beim Herumgehen mit dem Klingelbeutel nicht „Bezahl's Gott" gesagt habe, sei er in einen Feuermann verwandelt worden.

Kühnau. Sagen, I. S. 410. Drechsler.

Feuermänner wie brennende Strohschütten.

Als Mutters Vater auf die Heirat nach Sauerwitz ging, begegnete ihm ein Feuermann. Er sah wie eine brennende Strohschütte aus. Wenn er sich schüttelte, da flogen die Funken nur so herum. Als der Großvater in Sauerwitz angelangt war, wollte er in das Haus, wo er hinging, eintreten. Da sagten die Leute, die in dem Hause wohnten, er solle sich beim Feuermanne für die Beleuchtung bedanken. Der Großvater sprach: „Vergelt's Gott! Andermal komm wieder!" Da schüttelte sich der Feuermann und ging davon.

Aehnliches erzählte Krautwursts Großvater. Als er noch ein kleiner Junge war, mußte er für den alten Amtsvorsteher die Schafe hüten. Er durfte erst dann nach Hause kommen, wenn es stockfinster war. Als er eines Tages die Schafe in den Stall treiben wollte, erblickte er auf dem Huhlberge zwei Feuermänner. Sie kamen ihm nach. Er ließ die Schafe auf den Wiesen weiden und lief, so schnell er nur konnte, nach Hause. Dort erzählte er von den Feuer-

männern, aber die Eltern wollten ihm das nicht glauben. Endlich gingen mehrere Leute mit. Sie sahen die Feuermänner und glaubten ihm. Dann trieben sie die Schafe nach Hause.

Handschriftlich von Konrad Rotter, Soppau.

Die Feuermänner in Bleischwitz.

Vor langer Zeit waren in Bleischwitz die Feuermännchen. Sie haben gelodert wie ein Gebund Stroh. Sie sind aus einem Walde herausgekommen und auf einem Felde herunter bis zum Tal gegen ein Wasser gegangen. Dort gegen das Wasser sind sie verschwunden.

Handschriftlich von Aloisia Kremser, Boblowitz.

Der Feuermann als Wegeleuchter.

Zum Amtsbezirk Sauerwitz gehören vier Gemeinden: Sauerwitz, Bratsch, Türmitz und Peterwitz. Da wird der Amtsvorsteher jedesmal in einer anderen Gemeinde gewählt, und dort wohnt er. Vor ungefähr hundert Jahren, als die Urgroßmutter ausgetreten war, hat die Magd vom Bauern nach der Ernte geheiratet. Da ist das Mädchen für die Magd hingezogen. Sie mußte jetzt ein Dienstbuch haben. Da sagte der Bauer: „Kannst Dir 's morgen früh beim Amtsvorsteher in Peterwitz holen. Du gehst aber so zeitig, daß Du zum Frühstück zurück bist, und damit Du zurecht aufs Feld kommst." Damals war es anders als heute. Ehe es Tag wurde, mußten alle an der Arbeit stehen, und das ging bis es finster wurde. Der Amtsvorsteher war auch frühzeitig aufgestanden, und wenn etwas zu tun war, guckte er erst nicht auf den Säger. Es wurde halt bald gemacht.

Die Mädchen hatten sich schlafen gelegt. Es hat aber nicht lange gedauert, da wurde es in der Kammer ein bißchen licht. Das Mädchen sprang schnell auf und machte sich auf den Weg zurecht. Einen Säger hat sie nicht gehabt, auf dem sie hätte sehen können, wie spät es ist. Als sie zum Dorfe hinauskam, schien der Mond so schön, aber er wollte bald untergehen. Na, dachte sie, wenn ich nur noch über'n Huhlberg komm', bis der Mond untergeht, wird 's schon geh'n. Und sie macht sich auf der Bauerwaldstraße hinaus. Sie war noch nicht ganz beim alten Teiche, da ging der

Mond unter, und es wurde finster. Vor dem Frühstück sollte sie zurück sein. Sie bekam Angst, ging aber weiter. Gerade als sie bei den Sträuchern um die Ecke in den alten Teich einbiegen wollte, stand ein Feuermann vor ihr. In der Angst brachte sie nicht heraus, was sie von der Mutter gelernt hatte: Alle guten Geister loben unsern Herrgott! Da hörte sie, wie der Feuermann Gott lobte und pries, seine Allmacht und Güte bewunderte. Vor Angst konnte sie nichts sagen. Der Feuermann fragte sie freundlich: „Wo gehst Du hin?" Sie antwortete: „Ich soll mir beim Amtsvorsteher ein Dienstbüchel holen." Der Feuermann: „Aber, Mädchen, es ist doch erst zwei durch." Das Mädchen: „Ja, wir haben keinen Säger, und es war so licht in der Kammer, daß ich dachte, ich habe verschlafen." Feuermann: „Komm' nur, ich werde Dir leuchten." Da sind sie halt miteinander gegangen. Auf einmal merkte sie, daß sie nicht auf dem rechten Wege waren. Da sagte sie: „Wir geh'n auf falschem Wege." Der Feuermann antwortete: „Ich kann doch nicht durch's Dorf geh'n. Hab' nur keine Angst, ich werde Dich schon richtig führen." Und sie gingen weiter. Wie sie so gingen und miteinander sprachen, sagte der Feuermann: „Es ist mir heute kalt." Er schüttelte sich einmal tüchtig, da sind die Funken herumgeflogen, daß sie Angst kriegte. Er aber sagte zu ihr: „Du mußt erst keine Angst haben, das kommt mir öfter."

Sie sind zusammen bis Peterwitz gegangen. Vor dem Dorfe sagte der Feuermann: „Jetzt mußt Du allein weiter gehn. Wenn Du nicht zu lange bleibst, da leuchte ich Dir wieder zurück."

Als sie zum Amtsvorsteher kam, brauchte sie nicht zu warten. Am Sonntage sollte sie sich das Büchel holen kommen, und sie konnte wieder gehn. Gleich hinter dem Dorfe wartete der Feuermann auf sie. Als sie ihn sah, schüttelte er sich wieder einmal, daß die Funken spritzten. Er sprach: „Na, da komm' nur wieder heim!" Wie sie zum alten Teiche kamen, sagte der Feuermann: „Es wird schon Tag; geh' jetzt nur alleine heim. Wenn ich noch einem leuchten könnte, bin ich erlöst." Und er war verschwunden.

Nach mundartlicher Handschrift von Hubert Weiß, Sauerwitz.

Die drei Feuermänner.

Mein Großvater ging einmal von Roben nach Dobersdorf. Es war schon späte Nacht. Als er bis in den Grund von Roben gekommen war, sprangen auf einmal drei feurige Männer vor ihm her. Sie schritten ihm zur Seite und begleiteten ihn bis nach Hause. Dort angekommen, hüpften die feurigen Männer immer vor der Tür hin und her. Sie ließen den Großvater nicht eher hinein, als bis er „Bezahl 's Gott!" gesagt hatte. Dann verschwanden sie.

Handschriftlich von Elisabeth Tiller, Dobersdorf.

Feurige Männer beim Schüttboden.

Herr Schulze kam eines Tages spät von Roßwald gefahren. Als er beim Schüttboden war, blieben auf einmal die Pferde stehen. Da sah er, daß feurige Männer vor den Pferden hin- und hersprangen. Er mochte die Pferde schlagen, wie er wollte, sie gingen nicht weiter. Endlich, als es ein Uhr geworden war, verschwanden die feurigen Männer, und die Pferde gingen weiter.

Handschriftlich von Elisabeth Tiller, Dobersdorf.

Der Feuermann als Leuchte.

In Bratsch waren einmal ein Mann und eine Frau bis in die Nacht hinein auf dem Felde. Sie wollten mit ihrer Arbeit fertig werden. Es war sehr finster. Da sprach die Frau: „Ach, wenn uns doch jemand leuchten möchte!" Da kam auf einmal ein Feuermann. Er ging dann mit den Leuten bis vor das Dorf. Dort blieb er stehen. Die Frau dankte ihm und sprach: „Bezahl's Gott!" Der Feuermann verschwand, niemand hat ihn jemals wieder gesehen.

Handschriftlich von Hedwig Peschke, Bratsch.

Der Feuermann an der Grenze.

An der Grenze zwischen Sauerwitz und Bratsch ging immer ein Feuermann auf und ab. Er brannte wie eine Schütte Stroh, aber man sah keinen Kopf und keinen Körper.

Handschriftlich aus Bratsch.

Die Feuermänner am Huhlberge.

Als der alte Anton Kafurke einmal nachts auf den Huhlberg ging und dann oben war, kamen ihm Feuermänner nachgelaufen. Da bekam er Angst, rannte, was er nur konnte, wieder den Huhlberg hinab. Als sie ihn beinahe erreicht hatten, lief er in ein Haus hinein. Nach einer Weile kam er heraus, aber er sah niemand mehr.

Handschriftlich von Anton Heisig, Bratsch.

Dem Feuermann muß man danken.

Ein Musikant ging in der Nacht von der Tanzmusik aus Bratsch nach Sauerwitz. Da sah er vor sich einen Feuermann, der ging ein Stück mit und leuchtete. Dann blieb der Feuermann stehen. Der Musikant aber bedankte sich nicht. Als er weiterschritt, fiel er in einen Bach.

Handschriftlich von Bertold Trampusch, Bratsch.

Der Feuermann sammelt „Bezahls Gott".

Es war einmal ein junger Bursche, wenn er abends wohin ging, da war immer ein Feuermann bei ihm. Er sah aus wie eine brennende Garbe. Jedesmal sagte der Bursche zu ihm: „Bezahls Gott!" Als der Feuermann genug „Bezahls Gott" hatte, war er erlöst und kam nicht mehr wieder.

Handschriftlich von Franz Kunze, Bratsch.

* * *

Man muß dem Feuermann ein Gebetsalmosen versprechen. Man nimmt an, daß es die arme Seele eines Verstorbenen sei, der sich einst eine Grenzverletzung hat zuschulden kommen lassen.

Handschriftlich von Hans Krakowsky, Waissak.

Der Feuermann auf dem Felde.

Es war im Hochsommer. Ein Bauer von Pilgersdorf war mit seiner Frau spät abends vom Felde gekommen. Da sahen sie in der Ferne einen roten Schein. Er kam immer näher und wurde immer größer. Es war, als wenn eine Schütte Stroh brennen würde. Es war ein Feuermann.

Nach mundartlicher Handschrift von Agnes Prauß, Pilgersdorf.

Die verbannten Feuermänner.

Die Feuermänner leuchteten durch die Nacht wie eine brennende Strohschütte. Nahe gekommen ist ihnen niemand. Sie gingen nur auf den Grenzen umher. Später wurden sie von einem Papste verbannt. Er verbannte sie auf 100 Jahre. Nach 100 Jahren, so sagen die Leute, sollen sie wiederkommen.

Handschriftlich von Franz Körner, Türmitz.

Der erlöste Feuermann.

Der Feuermann hat auf der Grenze zwischen der Bratscher und der Türmitzer Feldmark gewohnt. Er kam um Mitternacht zum Vorschein. Einmal ging ein Mann von Bratsch nach Türmitz. Da kam der Feuermann. Er begleitete den Mann bis zu seinem Hause. Der Mann fürchtete sich vor dem Feuermann und hieß ihn vor der Haustür stehen, ohne daß er ihm gedankt hatte. Dann hat der Mann das Fenster aufgemacht und gesagt: „Bezahls Gott!" Da sprach der Feuermann: „Jetzt ist uns beiden geholfen". Dann ging der Feuermann fort und kam nicht mehr wieder.

Handschriftlich von Hedwig Habel, Türmitz.

Die Feuermänner waren verwünschte Kirchväter.

Emil Seidel, Soppau.

Der Feuermann auf der Grenze zwischen Roben und Kreuzendorf.

Die 73 Jahre alte Aloisia Müller erzählte mir, daß ihrer Mutter folgendes begegnet sei: Eines Abends kam sie aus dem Dorfe und ging ihrem Hause, das etwas abseits liegt, zu. Da sah sie auf der Grenze zwischen Roben und Kreuzendorf ein Licht auftauchen, das immer größer wurde. Schnell war es näher gekommen, und sie erkannte, daß es ein Feuermann war. Er sah aus, als wenn eine Schütte Stroh brannte. Er kam den Rain entlang gegangen, und als er beim Graben war, schüttelte er sich, daß die Funken stoben. Dann war er auf einmal weg, und niemand mehr hat ihn gesehen. Die Mutter hatte schreckliche Angst und machte, daß sie schnell in den Hof kam.

Handschriftlich von W. Güttler, Kreuzendorf.

Der Feuermann geleitet eine Frau zur Koratemesse.

Vor vielen Jahren lebte in Türmitz eine alte Bauersfrau. Sie ging während der Adventszeit fleißig nach Jägerndorf in die Koratemesse. Da es im Dorf sehr schmutzig war, benutzte sie den Weg hinter dem Dorfe. Kaum war sie aus ihrem Hofe herausgetreten, so fand sich zu ihr ein Feuermann. Er hatte einen langen Mantel um, unter dem er eine brennende Laterne trug. Er schlug den Mantel auseinander und leuchtete der Frau. Sie sah die dürren Totenbeine und hörte sie auch klappern. Zuweilen schüttelte er sich, so daß feurige Funken herumflogen. Als sie bei der österreichischen Grenze angelangt waren, kehrte er um. Die Frau bedankte sich bei ihm. Er aber sprach kein Wort, sondern schritt die Grenze entlang gen Westen auf die Mohla zu. So machte er es immer, wenn die Frau in die Koratemesse ging.

Handschriftlich von Hedwig Heider, Türmitz.

Die Feuermänner fahren in die Bleischwitzer Mühle mit.

In alten Zeiten lebte eine alte Frau mit drei Stiefkindern. Sie fuhr einmal von Türmitz nach Bleischwitz in die Mühle. Als sie vor dem Bleischer Walde an die Landesgrenze kam, bei der Säule, dem sogenannten Peter mit dem Latschen, kamen fünf feurige Männlein und setzten sich auf den Wagen. Die Frau bekam eine ungeheure Angst. Sie trieb ihre Kuh immer mehr an. Als sie in der Mühle angekommen war, lud sie ihr Getreide ab und trug es in die Mühle. Während sie noch mit dem Müller sprach, fing die Kuh an zu springen und machte Männchen. Die Frau und der Müller eilten hinaus, und sie sahen, daß die Kuh von den Feuermännern wilde geworden war. Sie fuhr zu einer Bekannten hinaus. Dort wurde die Kuh eingestallt, und die Frau blieb in Bleischwitz über Nacht. Die Männer aber standen immer noch vor der Tür. Da sagte die Frau des Hauses: „Wir werden ein Vaterunser beten, damit die Männlein fortgehen." Sie beteten ein Vaterunser. Als sie das Gebet beendet hatten, waren die Feuermänner verschwunden. Am nächsten Tage fuhr die Frau nach Türmitz zurück.

Handschriftlich von Klara Heider, Türmitz.

Der Feuermann an der Boschemucke.

Einmal ging ein Mann in der Nacht um zwölf Uhr nach Hause. Als er bis zu der Boschemucke, dem Kreuz bei Branitz, kam, war er plötzlich so verwirrt, daß er nicht wußte, woher er gekommen und wohin er gehen sollte. Da sah er eine feurige Kugel auf sich zukommen. Sie wurde immer größer. Als sie bei ihm war, war es ein Feuermann, und der sagte zu ihm: „Komm!" und er leuchtete ihm bis nach Hause. Dort angelangt, sagte der Mann: „Bezahl's Gott!" da erwiderte der Feuermann: „Wenn du gesagt hättest: Bezahl's Gott, sovielmal wie du brauchst, wäre ich erlöst. So muß ich noch viele Jahre umherwandern, bis wieder so einer kommt, wie du."

Erzählt von A. Schmidt, handschriftlich von Marie Thusek, Burg Branitz.

Der Feuermann beim Erlteiche in Sauerwitz.

Ein Vorfahre des heutigen Rotter Guste wollte an nichts glauben. Einmal, es war Winter, kam er aus der Stadt Leobschütz zurück. Da fing ein großes Schneegestöber an, und er fand nicht mehr seinen Weg. Er wußte sich keinen Rat mehr und fing an zu fluchen. Auch wünschte er, es möchte doch jemand kommen und ihm den Weg zeigen. Er war schon bis beim Erlteiche, da kam auf einmal ein Feuermann und bot sich ihm als Begleiter an. Dem Rotter Vetter war's ein bißchen unheimlich, aber er nahm die Begleitung an. Der Feuermann ging bis zum Gatter mit. Der Rotter Vetter war froh, daß er zu Hause war und sagte zum Feuermann: „Bezohl der's unser Herrgott tausendmal!" Damit war der Feuermann nicht zufrieden. Er sprach: „Tausendmool ies ka Bezohl's Gott, eemool sprecht ma blos: Bezohl's Gott!" Dann schüttelte er sich, daß die Funken nur so flogen und ging zurück. Der Ruther Vetter aber mocht niemeh obends furtgiehn.

Nach Erzählung von Johannna B., handschriftlich von Hildegard Kubig, Bauerwitz.

Feuermänner und Irrlichter im Kreise Leobschütz.

Es mag ungefähr zwanzig Jahre her sein, daß man in meiner Heimat den letzten Irrwisch oder Feuermann will

gesehen haben. Gewöhnlich kamen sie nach der Aussage der Leute von der Rauschener Kapelle (d. h. vom Kapellenberge) herunter. In wenigen Augenblicken hatten sie den längsten Weg zurückgelegt, so daß an ein Entfliehen vor ihnen nicht zu denken war. Da man sich die Feuermänner gewöhnlich als umherirrende Seelen von ungerechten Richtern usw. dachte, so betete man beim Anblicke eines solchen drei Paternoster und drei Ave Maria. Es kam dann und wann auch vor, daß diese arme Seele von ihrer letzten Schuld befreit und erlöst war, in diesem Falle bedankte sie sich, und das Gebilde zerstob. Wußte man sich durch Gebet nicht zu sichern, so wurde man vom Feuermann bis nach Hause verfolgt, wo er dann unterm Fenster noch allen möglichen Spuk trieb. Ein armes Mädchen in Kreuzendorf — ob sie zur Stunde noch lebt, weiß ich nicht — will einmal von einem solchen Feuermanne viele Stunden hindurch aufs gräßlichste geängstigt worden sein, da sie sich bei ihm für die Begleitung nicht bedankt hatte. Irrlichter sind nach dem Glauben des Volkes Seelen ungetaufter Kinder oder große Menschen, welche solcherweise ihre Sündenschuld abbüßen. Man will besonders bei Kreuzendorf auf Grenzen und an Landstraßen solche Flämmchen häufig bemerkt haben. Dann heißt es: Die arme Seele muß alle Gebete nachholen, die sie im Leben zu wenig verrichtete.

Philo, Schlesien 1884 S. 22 f.

Irrlichter im Kreise Leobschütz.

Wenn Ostern kam, ging mein Mann immer nach Butter und Quark nach Rakau. Und einmal war er auch wieder gegangen und kam und kam nicht. Da war ein Hausiermann, der kam zum Abend zu uns immer spielen. Dem wurde es zuletzt zu arg; und er ging ihm mit noch einem entgegen. Dort bei den Sträuchern, wo die Schlammlöcher sind, da haben sie ihn schreien hören, bis sie ihn todmüde fanden. „Ach," jammerte er, „heut haben mich die Irrlichter umgehext." Seitdem ist er nie mehr nach Rakau gegangen. Eigentümlich ist, daß die Leute glauben, die Irrlichter riefen einander zu: Mopperle peewste? (in der Kindersprache — schläfst Du?) Mopperle peew nech (schlaf nicht).

Kühnau, Sagen I, S. 408/09, Drechsler.

Das Irrlicht bei Bauerwitz.

In den dreißiger oder vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ging in einer Nacht ein Mann von Matzkirch nach Bauerwitz. Vor sich sah er plötzlich ein Licht auftauchen. Er folgte ihm und ist die ganze Nacht hinter ihm gegangen. Als er schon todmüde war, setzte er sich nieder. Dabei sah er, daß das Licht ein Mann ohne Kopf war. Frühmorgens erkannte er, daß er auf der Grenze zwischen Matzkirch saß.

Mündliche Mitteilung von Konstantin Mosler, Bauerwitz.

Irrlichter bei Pilgersdorf.

Aus einem Sumpfe kommen kleine Feuerzungen heraus. Wenn man abends vorbeigeht, so fliegt's immer vor einem her. Wenn man ihm nachgeht, so führt's einen in den Sumpf hinein.

Nach mundartlicher Handschrift von Agnes Prauß, Pilgersdorf.

Die Irrlichter bei Roben.

Früher waren auch zwischen Roben und Pilgersdorf Irrlichter. Die Leute sind ihnen gefolgt und in Sümpfe geraten, wo sie elend umkommen mußten.

Handschriftlich von Hilde Robok, Roben.

Das Irrlicht auf dem Mühlberge bei Roben.

Ein Mann ging um Mitternacht von Dobersdorf nach Roben. Als er auf den Mühlberg kam, sah er eine Gestalt auf dem Acker. Er bekam große Angst und ging wieder nach Dobersdorf zurück. Dann machte er einen Umweg auf der Straße, die von Dobersdorf nach Große führt. Als er nahe an die Wiesen kam, sah er ein Licht; das war ein Irrlicht. Da mochte er auch nicht vorbeigehen. Er schritt auf einem Beete (Felde) entlang, dann über die Große (Fluß) und kam durch die Wiesen an eine Lehne, die war mit Dornengestrüpp bewachsen. Dort konnte er schlecht vorwärts kommen. Er ging wieder an einem Beete entlang. Als er nach Roben kam, war es drei Uhr früh. Er war also drei Stunden umhergeirrt. Handschriftlich von Emma Beigel, Roben.

Das Irrlicht am Kreuze.

Vor vielen Jahren gingen die Großmutter und meine Mutter abends einmal nach Peterwitz zum Tanze. Nachher ist die Großmutter allein nach Hause gegangen. Als sie an das Kreuz kam, das dort steht, wo die Choltitzer Straße in die Bratscher führt, sah sie etwas vor sich aufleuchten und hin- und herflimmern. Das war ein Irrlicht.

Handschriftlich von Albert Wagner, Türmitz.

Zwei Irrlichter auf der Wiese.

Meine Mutter und mein Bruder gingen eines Abends spät nach Hause. Als sie nicht weit von Soppau waren, sahen sie auf einer sumpfigen Wiese zwei Irrlichter umherhuschen. Die Flammen waren bald groß, bald klein. Meine Mutter sagte: „Das müssen Irrlichter sein." Dann gingen die Mutter und der Bruder schnell nach Hause.

Handschriftlich von Konrad Rotter, Soppau.

Die Rache der Irrlichter.

Vor vielen Jahren mußten die Juden aus Branitz in Leobschütz begraben werden. Mein Großvater fuhr sie immer in der Nacht dorthin. Da starb auch der alte Abraham aus Branitz. Mein Großvater spannte wieder seine Pferde ein und fuhr in der Nacht nach Leobschütz. Die toten Juden wurden früher nach alter Sitte nur in ein Leintuch eingehüllt und so begraben. Kurz vor den Löwitzer Bergen ging der Wagen auf einmal so schwer. Da drehte sich der Großvater um und da, o Schreck, sitzt der alte Abraham im Wagen. Mein Großvater sagte: „Wirst du dich bald hinlegen!" Aber er legte sich halt nicht hin. Da nimmt der Großvater nun die Peitsche und hieb ihn durch, bis die Peitsche zerbrach; aber der Tote legte sich nicht hin. Endlich stieg mein Großvater vom Wagen und sah nach, was da eigentlich schuld dran wäre. Er sieht, daß ein Zipfel des Leintuches sich im Rade verfangen und den alten Abraham mit in die Höhe gezogen hatte. Da nahm er das Messer und schnitt das Leintuch ab; sofort fiel der Jude wieder um, und der Großvater fuhr weiter.

Er kam bis vor Badewitz. Dort war ein Graben mit einem Teiche. Darin waren wieder so viele Irrlichter. Wie der Großvater sie sieht, läßt er nun den Wagen stehen, zieht sich seinen alten Pelz über die Ohren und legt sich zu dem Toten in den Wagen. Da kamen die Irrlichter und sprangen so auf ihm herum, daß er ganz blau und grün auf dem Rücken war; denn sie hatten so eine Wut auf ihn, weil sie ihn nicht in den Teich hineinführen konnten. Als die Geisterstunde vorüber war, verschwanden die Irrlichter wieder. Mein Großvater sauste dann nur so bis Leobschütz; denn die Haare haben ihm vor Grausen schon zu Berge gestanden. Glücklich kam er dann in Leobschütz an. Er ist aber nie mehr in der Nacht mit den Toten nach Leobschütz gefahren.

Erzählt von A. Schmidt, handschriftlich von Marie Thusek, Burg Branitz.

Das Irrlicht bei Badewitz.

Der alte Hanel Vetter ging einmal des Abends von Leobschütz nach Sauerwitz. Hinter Badewitz begegnete er einem Irrlicht, ohne daß er es wußte. Er meinte, er hätte nicht mehr weit nach Hause und ging dem Irrlichte nach. Er lief aber die ganze Nacht umher. Und als der Morgen graute, sah er, daß er in Mocker war. So mußte er den weiten Weg zurückgehen und seit jener Zeit „hoot a's ei's Been kriegt, dos a niemeh urntlich giehn koont."

Nach Erzählung von Johanna B.,
handschriftlich von Hildegard Kubig, Sauerwitz.

Irrlichter beim früheren Schlosse in Michelsdorf.

An der Westseite der Michelsdorfer Wiesen steht ein Weidenstrauch, bei dem man heute noch Mauerreste findet. Sie weisen auf Gebäude hin, die zum alten Schlosse gehörten. Vor ihnen breitete sich ein Sumpf aus, der noch heute besteht. Seine Irrlichter haben in früheren Zeiten manches Unglück herbeigeführt. So verließ, wie die Sage erzählt, ein betrunkener Mann zu später Nachtstunde die Ortschaft, um nach Bleischwitz zu gehen. In der Dunkelheit kam er vom rechten Wege ab und sah die Lichter. In der Meinung, den Nachbarort vor sich zu sehen, ging er auf sie zu, geriet in den Sumpf und fand in ihm einen elenden Tod.

Ungefähr 500 Meter von dieser Stelle ist eine sumpfige Wiese der Gemeinde Löwitz, auf der man heute noch Irrlichter beobachtet.

Handschriftlich von Schimke, Semlhr., Leobschütz.

Die irregeführte Kutsche.

Am Niederwaldsaume, dort, wo der Weg von der Berndauer Straße abzweigt, war ehemals der Boden sehr sumpfig An dieser Stelle, so erzählt man, ist vor Jahren eine schöne Kutsche samt Roß und Lenker versunken. Der Fuhrmann war nämlich ein böser und gottloser Mensch. Die älteren Leute sind der Meinung, er sei zur Strafe dafür bei Nacht von Irrlichtern in den Sumpf gelockt worden und dort jämmerlich um sein Leben gekommen.

Handschriftlich von Albert Mucha, Leisnitz.

Der Feuerspuk in Leisnitz.

Im Niederwald, im Kober'schen Steinbruch, soll es viele Irrlichter oder sogenannten Feuerspuk gegeben haben, der allnächtlich von 12 bis 3 Uhr umging. Kam jemand zu dieser Geisterzeit in die Nähe des Steinbruches, so lockten ihn die Irrlichter sicher in Sumpf und Tod. Auf der Anhöhe, wo sich eine Lärche befindet, gingen bis in die Mitte der achtziger Jahre zwei Feuermänner um. In der Nähe des Baumes hüteten mehrere Knaben gewöhnlich ihre Ziegenherden. Einstmals kamen die Knaben in Hast und Schrecken nach Hause gelaufen und berichteten, ein Feuermann habe ihnen gedroht und sei auf sie zugekommen, so daß sie die Herde kurzerhand verlassen mußten. Sie waren auch nicht mehr zu bewegen, zur Herde zurückzukehren; schließlich mußten Dorfleute die Ziegen holen. Jene Knaben stellten danach das Ziegenhüten ganz ein.

Auch im „Tiefen Grund" gingen Feuermänner um, doch waren sie nicht bösartig, sie geleiteten mitunter einsam wandernde Menschen nach Hause.

Hinter den Gärten, in der Nähe von Rasers Besitzung, spukten früher ebenfalls „Feuerzungen" oder Irrlichter. Ließ sich dort nachts jemand sehen, kamen sogleich diese „Wesen" auf ihn zu, lockten ihn schließlich in einen Sumpf oder auf

Irrwege. Diese, wie überhaupt alle Irrlichter und Feuergeister, sollen die unerlösten Seelen verstorbener Menschen sein, die bei Lebzeiten irgendeinen Frevel begingen. Solche verwandelten Seelen bitten die Lebenden um ein Gebet, damit sie erlöst werden. Erhalten sie das Gebet nicht, rächen sie sich dann durch Irreführung der betreffenden Menschen.

Handschriftlich von Albert Mucha, Leisnitz.

Die Hexen zu Leobschütz im Jahre 1581.

Vielerlei Aberglauben betörte die Schwachen, Kometen drohten Unglück und der unter tausend Gestalten auf die Seelen der Menschen lauernde Teufel teilte einiges von seiner Gewalt betagten Weibern mit, sie zur Sünde verleitend. 1581 verbrannte man zu Leobschütz zwei unglückliche Frauen, die volle Fässer mit Bier aus den Kellern der Bürger gezogen, darauf eine Luftfahrt gemacht und dann in Gesellschaft des Höllenfürsten auf den Turmspitzen ausgeleert haben sollten.

F. Minsberg, Geschichte der Stadt Leobschütz 1828, S. 68.

Hexenprozesse in der Leobschützer Gegend gegen Ende des 16. Jahrhunderts.

Im Jahre 1594 stand mein Heimatdorf Wanowitz unter der Regierung Georg Friedrichs von Jägerndorf. Gerade in dieser Zeit waren die Hexenprozesse in unserer Gegend keine Seltenheit. In Leobschütz wurde eine männliche Person, Hans Wolf, genannt Graf, wegen Zauberei zu Tode gemartert. Desgleichen wurde in Neudorf eine Hexe verbrannt. In Gröbnig wurden ihrer zwei zum Tode verurteilt. Auch in meinem Heimatsdorfe ist möglicherweise die eine oder andere Person dieser fanatischen religiösen Verwirrung zum Opfer gefallen. Der Bericht eines Leobschützer Geschichtsschreibers läßt folgendes vermuten. (Gemeint ist Meylandsky, Chronik der Stadt Leobschütz 1720). Nach dem Leobschützer Chronisten lautet dieser wörtlich: Im Jahre 1581 wurden aus umliegenden Ortschaften etliche Zauberinnen eingebracht, welche neben anderen abscheulichsten Unthaten, die ärgernuß halber nicht zu gedenken, bekennet, daß sie in Troppau und Leobschütz denen Burgern gantze Fässer Bier mit strohbändern aus

den Kellern gezogen und auff denen Turmspitzen ausgesoffen, wozu jedesmahl 72 von 18 Meilen in Gestalt schöcketer Hunde, Säu und Katzen zum teuflischen Tantz erschienen, verfluchte Blündheit das es geschehen, haben leere Bässer bezeiget.

Von Seminarist M. Kaluza aus Wanowitz, 1910.
(Durch Herrn von Woikowsky-Biedau.) K.

Die Hexenbirkstraße.

An die traurige Zeit des Hexenglaubens erinnert uns der Name eines Waldweges: die Hexenbirkstraße. Sie führt vom ehemaligen Mauthause an der Neustädter Straße in fast gerader Richtung quer durch den Wald bis an die Kittelwitzer Feldmark. Am Anfange dieses Weges, an der Neustädter Straße, stand vor etwa 200 Jahren eine alte Birke. Man erzählte sich, daß bei diesem Baume allnächtlich die Hexen ihre Zusammenkünfte hätten. Sie kämen auf Besen und Ofengabeln reitend durch die Luft gezogen und hielten dort ihre Schmausereien und Trinkgelage, vergnügten sich bei Tanz und trieben Unfug und Unzucht.

Personen, die entzündete Augen oder körperliche Gebrechen hatten, kamen bei der abergläubischen Menge in den Verdacht, mit der Hexenbrut in Verbindung zu stehen, und man erhob gegen sie Anklage. Wer erst vor dem Gericht stand, wurde auch verurteilt und gewöhnlich auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Zahlreiche unschuldige Opfer erforderte damals der Hexenglaube.

Hofrichter, „Aus vergangenen Tagen".

Glaube an Hexen.

In den Ortschaften des westlichen Teiles unseres Kreises galt der Katerberg bei Peterwitz als nächtliches Asyl der Hexen.

Von Hinrichtungen in Jägerndorf wird nur eine erwähnt. Adam Konert aus Schönwiese erlitt am 5. 1. 1604 den Feuertod. Dagegen wird von Leobschütz gemeldet: Am 3. 6. 1581 ist der Zauberer Hans Wolf in Leobschütz mit Zangen gerissen und verbrannt worden. Gleich darauf, am 11. 6. 1581, wurde seine Lehrmeisterin Janicz aus Neudorf durch Feuer hingerichtet. Am 1. 7. 1581 verbrannte man drei Zauberinnen aus Badewitz und Neudorf, namens Klose,

Gerlach und Habel. Kurze Zeit darauf endeten auf dem Scheiterhaufen drei Frauen aus Wernersdorf: Peschke am 18. 7. 1581, Kratky und Pawel am 22. 7. 1581. In Schönau wurde die Bäuerin Agnes Schäferle als Hexe verbrannt.

Im Breslauer Stadtarchiv befinden sich die Akten aus dem Hexenprozesse einer Georg Langerin aus Gröbnig. Sie bekannte — selbstverständlich auf der Folter — vor 40 Jahren die Zauberei von ihrer Mutter gelernt und dieser auch durch einen Zaubertrank „vergeben" zu haben. Auf einem freien Platze bei einer alten Birke im Leobschützer Buchwald käme sie mit der übrigen Hexenbrut nächtlich zusammen. Sie reite dahin auf einer Ofengabel oder auf einem Stock. Ihre Fußsohlen und Achselhöhlen bestreiche sie mit einer Salbe und verwandle sich in einen Hund. In der vergangenen Walpurgisnacht sei sie mit einer großen Anzahl anderer Hexen auf dem Streitplatze im Buchwalde zusammengewesen. In einer anderen Nacht habe sie mit Hexen auf dem Tischplatze in Leobschütz getanzt; der Teufel habe in Gestalt eines schwarzen Mannes Bier aus Leobschütz gebracht. In Gröbnig habe sie die besten Kühe ihrer Nachbarin gemolken, das Fleisch aus dem Vieh geschnitten, die Lücken mit Haferstroh ausgefüllt und dann zugenäht. Die Pferde des Peter Breitkopf habe sie verhext und dergleichen mehr. Ob ihre Hinrichtung stattgefunden hat, ist in den Akten nicht erwähnt. Hofrichter, Heimatkunde des Kreises Leobschütz.

Hexenzauber und Gegenzauber in Fürstlich-Langenau.

Ein alter Mann aus Fürstlich-Langenau bei Katscher erzählte mir: Ein Bauer wurde in einem fort bestohlen; was er anstellte, um den Dieb zu erwischen, alles war umsonst. Waren die Scheuertüren auch noch so fest verschlossen, wenn er hineinkam, fehlte doch etwas. Eines Tages untersuchte Vetter Schmack sämtliche Scheuerräume, nichts war zu sehen vom Diebe, die Tenne war leer, nur in einer Ecke lag ein Strohwischel. „Na, doo drunder wird a wull nich läja!" sagte der Bauer und stach mit der Mistgabel hinein. Da hatte er den Dieb ins Bein gestochen — es war der „Gruußknecht". Sein Weib, das dabeine (dabei)

stund, klopfte dem Herrn auf die Schulter und meinte: „Na, Vetter Schmack, Ihr seid a reicher Munn, oawr Ihr wart dinke droan (denken daran)." — Als der Dieb auf den Richtplatz gefahren wurde, rief er einem Vorübergehenden zu: „Geh ock zu Schmack'n, ich looß 'n grisse." — Nächsten Morgen kam das Weib des Gehängten, nahm stillschweigend vom Miste einen Strohhalm und entfernte sich. Kurz darauf krepierten sämtliche Pferde, alle Mittel halfen nichts, der Bauer konnte zuletzt nur einen wichtligen Rappen (der den Wichtel hat) erhalten. „Wenn alle weg sind," sagte er, „will ich das auch nicht haben. Führt 'n 'naus in 'n Wald und bind't 'n an, damit er verhunger!" Nächste Früh stand der Rappen wieder im Stalle. Da kamen die Russen oder die Franzosen; einer konnte den Gegenzauber. Der riet, unter der Schwelle zum Pferdestall einmal nachzugraben. Es fand sich ein Pferdeskelett. Man vergrub es wieder und schlug darüber in die Schwelle einen Egezinken (Eggezinken). Von dem Tage an gediehen die neugekauften Pferde vorzüglich.

Handschriftliche Mitteilung von Drechsler. 1895. Kühnau, Sagen I. Kühnau bemerkt hierzu: Man vergleiche dazu den Brauch: Vor der Kuh werden, damit sie nicht behext wird und die Milch versagt, zwei Eggezinken „kreuzweisig" in die Erde geschlagen.

Die Schulbarbara.

In der katholischen Schule in Roben war eine Magd, die hieß Barbara. Die Leute nannten sie Schulbarbara. Sie trieb immer allerlei Unfug im Dorfe. Abends setzte sie sich auf die Kirchhofmauer und machte den Leuten Angst. Den Knechten hockte sie immer auf, wenn sie in das Dorf gingen. Dann waren ihr Flügel gewachsen. Mit ihnen flog sie über den Kirchteich. Eines Tages hatte sie sich im Brunnen ertränkt. Früher war es Sitte, daß die Selbstmörder dort, wo drei Grenzen zusammenstoßen, begraben wurden. Die Schulbarbara wurde daher auf einen Wagen geladen, und vier Pferde wurden vorgespannt. Unterwegs standen die Pferde immer wieder still. Da haben die Fuhrleute mit Knüppeln auf den Sarg geschlagen, und es ging leichter. Die Schulbarbara wurde auf der Grenze Roben—Soppau—Dobersdorf begraben. Auf das Grab pflanzte

man eine Eiche. Wenn man vorbeigeht, hört man die Tote klopfen. Wenn sie die Eiche durchgeklopft haben wird, ist sie erlöst. Handschriftlich von Alfred Polke, Roben.

Der Wanderer und die Hexe.

Früher zogen viele Wanderburschen im Lande umher. Eines Abends kam ein solcher Bursche in einer Stadt an und kehrte in ein Wirtshaus ein. Er ließ sich vom Wirt ein Abendbrot geben. Dann bat er ihn um ein Nachtlager und Licht. Der Wirt sagte: „Erst in der neunten oder zehnten Stunde kann ich dir Licht geben." Der Wanderer ging in die Schlafkammer und wartete bis um neun Uhr. Der Wirt brachte kein Licht. Um die zehnte Stunde machte jemand die Tür auf. Ein Geist, in weiße Tücher gehüllt, kam herein. Der Wanderer war sehr erschrocken. Er fürchtete sich aber nicht. Er rang mit dem Gespenste und warf es zu Boden. Dann wickelte er die Tücher auf und fand eine Hexe darin, die einen Mistgabelstiel in der Hand trug. Sie war in einem Nu verschwunden. Am anderen Morgen erzählte der Wanderbursche dem Wirte, was sich zugetragen hatte. Der Wirt freute sich, daß der Bursche die Hexe bezwungen hatte. An demselben Tage zog der Wanderer weiter.

Handschriftlich von Hedwig Woditsch, Türmitz.

Die Hexe im Stalle.

Vor langer Zeit lebte in Türmitz ein junges Ehepaar. Es wohnte auf einer großen Wirtschaft. Alle Abende kam ein Gespenst in den Stall. Die Eheleute fürchteten sich sehr. Sie erhielten auch wegen des Geistes keine Dienstboten. Alle Abende kamen die Nachbarn zusammen und beteten, daß der Geist nicht mehr kommen solle.

Eines Tages meldete sich ein Knecht. Er wollte dem Gespenst auflauern und es aus dem Wege räumen. In der folgenden Nacht kam es wieder und machte im Stalle ein fürchterliches Geräusch. Der Knecht lief hinunter; da sah er den Geist bei der Krippe stehen. Er sprang auf ihn zu, packte ihn und trug ihn zur Herrschaft hinauf. Da sah man, daß der Geist in weiße Tücher eingehüllt war. Man wickelte sie auf und fand eine Hexe mit einem Mistgabelstiel darin. Die Hexe schwang den Stiel einmal herum und war verschwunden. Handschriftlich von Kasparek, Türmitz.

Das Gespenst im alten Hause.

Es war einmal ein Weib in Pilgersdorf, das hat über Nacht in einem alten Hause schlafen müssen. Da kam ein altes Weib zum Fenster hereingekrochen. Es war kreideweiß angezogen. Auf dem Kopfe hatte es eine weiße Spitzenhaube sitzen. Sie war um und um mit grünen Birkenreifern ausgesteckt. Am Arme hatte das Gespenst einen großen Sack hängen. Es ging zu der Frau, die im Bette lag und fragte sie, ob sie wisse, wer das sei. „O ja", hat die Frau gesagt, „ich kenn eich schont". Da hat das weiß angezogene Weib gesagt: „Na, du kennst mich doch nie. Du wirst mir a Jonge gaan, dar de naber dir legt." Da hat das Weib im Bette gesagt: „Na, daan kriegst du nie. Doos ies mei Jonge." Aber das böse Weib wollte durchaus den Jungen aus dem Bette herausreißen. Da hat das andere Weib herrenlaut geschrien. Das wütende Weib aber hat doch den Jungen erwischt und mitsamt dem Bette herausgerissen und in den tiefen Sack hineingesteckt. Dann ist es zum Fenster hinausgekrochen. Das Weib im Bette hat geschrien und gerufen, wie es nur konnte. Aber die Hexe war mit dem Kinde verschwunden.

Handschriftlich von Elisabeth Schwarzer, Pilgersdorf.

Die Hexe als Katze.

Ein Mann ging einmal in der Nacht in Pilgersdorf die Straße entlang. Da sah er auf einem Zaune eine Katze sitzen, die wollte er herunterwerfen. Da hörte er, wie eine Stimme sagte: „Willst du ein böses Baanla hoan?" (Willst du ein böses Bein haben?) Als er nach Hause kam, tat ihm das eine Bein sehr weh. Er bekam ein böses Bein und ist daran gestorben.

Nach mundartl. Handschrift von Georg Kaiser, Pilgersdorf.

Der furchtlose Bursche und die Hexe.

Vor langer Zeit erschien auf einem Gute um Mitternacht immer ein Gespenst. Da hatte die Herrschaft eine große Angst. Selbst die Dienstmädchen fürchteten sich und liefen von dem Orte fort. Bald hatte das Gut keine Arbeiter mehr.

Da bot sich ein junger Mann an, das Gespenst zu fangen. Eines Tages um Mitternacht hörte er ein Geschrei im Stalle. Er lief sofort in den Stall hinunter. Dort erblickte er bald das Gespenst. Es säuberte die Krippe. Die Pferde waren losgebunden und liefen im Stalle umher. Nun nahte er sich dem Gespenste, packte es bei dem Kopfe und hüllte es in ein Tuch ein. Dann trug er es zu der Herrschaft. Sie wickelten das Tuch auf, da war eine alte Hexe darin. Sie hatte eine Gabel in der Hand. Die schwang sie dreimal um den Kopf und verschwand. Von jetzt an kam sie nicht mehr.

Handschriftlich von Johann Wanke, Türmitz.

Die behexten Kühe.

Ein Bauer hatte ein paar Kühe. Frühmorgens, wenn die Mägde die Kühe melken wollten, waren sie schon ausgemolken. Da gab der Bauer einmal acht. Er wollte wissen, wer ihm das antue. Gegen Morgen sah er die Nachbarin hereinkommen und die Kühe von der „anderen Seite" melken. Da trat er vor. Die Frau erschrak so darüber, daß er sie nun erkannt hatte. Die Mägde haben dann statt Milch Blut gemolken. Sie sagten, daß die Nachbarin die Kühe behext habe. Die Hexe soll von dem Schreck bald darauf gestorben sein. Noch bis heute sagen die Bauern: „Nach dem Abendläuten soll die Milch nicht aus dem Hause gehn." Manche machen, wenn sie Milch verkaufen, ein Kreuz mit Weihwasser darüber.

Mündliche Mitteilung von Konstantin Mosler, Bauerwitz.

Der Katerberg bei Peterwitz.

Vor vielen Jahren sollen die Hexen auf dem Katerberge ihre Feste gefeiert haben. Der Name des Berges aber soll von folgender Begebenheit seinen Namen erhalten haben.

In Peterwitz gab es früher sehr viele Katzen, die sich mit der Zeit zu einer Dorfplage ausbildeten. Man jagte deshalb die Katzen in die Wälder, dorthin, wo der heutige Katerberg ist. Die Katzen verwilderten dort, fielen in das Dorf ein und überfielen auch Wanderer. Man konnte sie nicht vertilgen und auch nicht weiter in die Wälder jagen. Schließlich hatte keiner mehr den Mut dazu. Da fand sich endlich ein

Mann, der sagte, er werde die Katzen vertreiben. Er bewaffnete sich und ging in den Wald, wo die Katzen hausten. Auf einmal stellte sich ihm ein mannsgroßer Kater gegenüber und griff an. Der Mann wehrte sich, so gut er es konnte, wurde aber von dem Kater erbissen. Nach diesem Kater soll der Berg seinen Namen haben. Manche meinen, daß der Kater der Teufel gewesen sei.

Nach mündlicher Mitteilung von Konrad Arndt, Peterwitz.

Vom Bannen der Hexen.

Am Abend des 30. April wird heute noch alljährlich die Hexe von Haus und Hof, Feld und Flur gebannt. Es geschieht dies, indem man geweihte Holzkreuzlein an den genannten Orten anbringt. Wer das Kreuzleinstecken unterläßt, dem kommt am folgenden Morgen (1. Mai) die Hexe ins Haus und verhext ihm alles. Er hat dann das ganze Jahr Unglück in der Ernte, im Stalle usw. Leider konnte mir niemand mehr angeben, wie sich Alt-Leisnitz die Hexe vorstellte.

Handschriftlich von Albert Mucha, Leisnitz.

Die Verbannung der Sechlamutter aus Steubendorf.

Bei dem Bauer Leopold Kremser in Steubendorf saß stets frühmorgens eine alte Frau in der Krippe des Pferdestalles. Wenn die Leute in den Stall kamen, war der Pferdeschwanz geflochten. Die Leute wollten die Frau hinausschaffen, aber sie konnten sie nicht auf den Wagen heben. Da holten sie den Pfarrer. Er hob die Frau auf einen Leiterwagen, an dem sechs Pferde vorgespannt waren, und die Leute fuhren sie nördlich des Dorfes in die Sträucher. Den Ort nennt man Sechla. Die Frau heißt Sechlamutter. Man kann sie gegen Abend sehen.

Handschriftlich aus Steubendorf.

Der Feuerreiter.

Früher gab es Leute, die durch Zauberworte das Feuer „besprechen" konnten, so daß es erlosch. Aber das gierige Feuer suchte sich an ihnen zu rächen und wollte sie verbrennen. Um dem rasenden Feuer zu entgehen, mußten sie zu Pferde sein und bald nach der „Besprechung" im Galopp davon-

reiten. Sie ritten solange, bis ein Fluß zwischen ihnen und dem Feuer war, dann erst waren sie gerettet. Das Feuer ertrank in dem Flusse.

So stand auch einmal in Bratsch das frühere Haus Nr. 100 in Flammen. Niemand konnte helfen. Da kam der damalige Erbrichter von Türmitz angesprengt und umritt das Haus. Sogleich erlosch das Feuer. Der Reiter aber stob galoppierend nach Türmitz davon.

Nach Handschrift von Martha Berger, Bratsch.

Blaubart, der Mädchenmörder.

Vor vielen Jahren war Türmitz noch mit Wald bestanden. Darin stand ein Haus, in dem ein Mann wohnte. Er hatte einen struppigen Bart. Deswegen nannten ihn die Leute Blaubart. Auch wusch er sich selten und war ganz schwarz. Da er sich selten sehen ließ, fürchteten sich die Leute vor ihm und gingen ihm aus dem Wege, wo sie ihn sahen. Auch heiratete Blaubart und gab die Schlüssel der Frau. Dabei war ein goldener Schlüssel. Die Frau konnte in alle Stuben hineingehen, nur in die nicht, zu der der goldene Schlüssel gehörte. Als Blaubart einmal ausgegangen war, ging die Frau auch in die verbotene Stube. Darin sah sie Madchenköpfe und Blut liegen. Das wurde bekannt. Blaubart wurde gefangen genommen und als Hexenmeister verbrannt. Noch jetzt heißt er im Volksmunde Blaubart, der Mädchenmörder.

Handschriftlich von Ernst Birke, Türmitz.

Vom Mitspielen und Aufstechen.

In meinem Heimatsdorfe lebt heute noch ein Mann, Franz Brandel genannt, der irrsinnig ist. Auf welche Weise er seinen gesunden Menschenverstand plötzlich verlor, darüber gingen seinerzeit die verschiedensten Gerüchte im Dorfe herum. Ich mochte vielleicht sechs, sieben Jahre alt sein, weshalb ich jetzt nur noch Dunkles davon zu sagen weiß. In meiner Erinnerung haftet es so: Brandel ging eines Tages im Garten seines Schwagers, auf dessen Wirtschaft er lebte, einher: da kommt ein fremder Mann und fragt, ob der Besitzer nicht ein Pferd (oder einen Hund?) zu verkaufen habe. Brandel bejaht es, fügt aber hinzu, daß das Pferd

nicht verkauft werden dürfe, da es sein besonderer Liebling sei. Der Mann feilscht mit dem Eigentümer zwar um das Pferd, erhält es jedoch nicht, da Brandel den Verkauf nicht nachgeben will. Voll Zorn entfernt sich der fremde Käufer und ruft dem Brandel, der damals noch ledig war und in der Mitte der zwanziger Jahre stand, nach: „Warte, du sollst an mich denken“.... Wie man damals erzählte, zeigten sich von jenem Tage an bei Brandel Spuren des Irrsinns. Die Leute sagen: „Es hat ihm jener Mann etwas mitgespielt.“ Zu Zeiten ist Brandel sehr boshaft, sonst aber kindgut. Jede Feder, jedes Hölzchen auf dem Wege hebt er auf und nimmt es mit nach Hause. Stundenlang sah ich ihn zuweilen am Graben mit Fußwaschen beschäftigt. Alles, was man ihm gibt, ißt er, und wenns gleich nur Baumpilze, Besenruten oder andere undelikate Sachen sind, die ihm lose Rangen darbieten.

In seinem Wahne reiste Brandel ohne Paß einigemal bis Olmütz und weiter, wo er dann jeden Ort als seine Heimat angab, den ihm die Polizei forschend vorredete. Mit dem Teufel hat er's beständig. Heiligenbilder sind bei ihm Teufelsfratzen, in jeder Ecke stiert ihm der Böse entgegen. In einem wilden Zornausbruche, wie er mit dem Teufel haderte und die Fäuste gegen ihn ballte, sah ich ihn einst hinter einem Ziegelofen meines Dorfes.

Manche Leute sagten wohl auch: jener Pferdekäufer halte den Brandel „ufgeknuppt“ (aufgeknüpft). Das Volk denkt sich das so, daß gewisse Leute, falls sie auf andere Rache führen, unter irgendwelchen Zauberformeln Knoten in einen Faden knüpfen, diesen daheim verwahren und so ihre Opfer in ihrer willkürlichen Gewalt besitzen. Dasselbe gilt vom „Anstechen“ oder „Aufstechen“.

Hier verschaffen sich die Unholde das Bild ihres Opfers, oder schneiden sich ein solches selbst aus Papier. Mit einer Stecknadel wird dasselbe an einem geheimen Ort aufgesteckt. Nun hat der Betreffende nichts wie Unglück, hat ein unerklärliches Weh in seinem Herzen sitzen, magert alle Tage mehr ab, bis er endlich in die Grube sinkt. Von einem Geistlichen des Kreises Neiße erzählte man sich vor einigen Jahren insgeheim: ein Müllerbursche halte ihn zu Hause aufgesteckt, da er ihm seine Heirat rückgängig gemacht. Der

Geistliche war und ist noch leidend. Ein hartnäckiges Nervenübel ist der Grund seines Siechtums. Philo, Schlesien, S. 46.

Die Zigeuner können mehr als Brot essen.

In Fürstlich-Langenau bei Katscher pflegen die Leute, sobald eine Zigeunerbande ins Dorf kommt, zu sagen: „Gebt nur den Zigeunern, denn sonst nehmen sie Stricke vom Hofe und ziehen sie durch die Bäume. Dann vergraben sie die Stricke in die Erde, und so wie sie verfaulen, stirbt der Baum dahin. Das ist ihre Rache, wenn man ihnen kein Almosen gibt."

Von der Witfrau Schattkau aus Langenau bei Katscher, Kühnau, Sagen.

* * *

Der Schuhmacher Cl. aus Langenau bei Katscher hatte ein altes ererbtes Häusel im Dorfe. Das wird nicht abbrennen, wie er behauptet, denn es haben einst auf dem Boden Zigeuner gekocht, und die können mehr als Brot essen. Man hatte ihnen einst erlaubt, den Boden als Schlafstätte zu benützen, da haben sie ein Feuer auf dem Boden gemacht und eine Oeffnung durchs Dach, daß der Rauch abziehen konnte, und haben gekocht. Und als sie weiterzogen, haben sie dem Besitzer gesagt: „Dies Häuschen wird nie vom Feuer verzehrt werden!" Und so ist es auch gewesen. Die Häuser sind rechts und links weggebrannt, das alte Häuschen aber ist stehen geblieben. Man könnte es selbst anzünden, und es würde nicht verbrennen. Mündlich von dem Genannten.

* * *

Eine Zigeunerin mit einem Kinde auf dem Arme kommt in eine Bauernwirtschaft betteln. Da sie niemand sieht, tritt sie in die Küche, wo von Rauchfleisch gerade noch ein „Schnittling" (ein angeschnittenes Stück) dahängt. Den nimmt sie und geht ins Nachbarhaus, um ihre Bettelei und Stehlerei fortzusetzen. Der Besitzer entdeckt bald den Diebstahl, gerät in schreckliche Wut und eilt der Zigeunerin nach. Er packt sie und mißhandelt sie mit ihrem Kinde, reißt ihr den Schinken weg und schlägt ihr diesen unbarmherzig ins Gesicht. Da hebt sie drohend den Finger und sagt: „Du wirst noch an mich denken dafür, daß Du mich und mein Kind so behandelt hast." Und nicht lange darauf wurden

ihre Worte wahr, der Mann, ein roher Mensch von Haus aus, soff und soff und wurde schließlich irre. Er zündete selbst sein Haus an und ist dafür im „Stockhause" gestorben.

Mündlich von Frau Schuhmacher Cl. aus Langenau bei Katscher. Daß Zigeuner die Zukunft vorher wissen, ist allgemeiner Volksglaube. Kühnau, Sagen III. S. 195, 96.

Der Kawernatz in Sauerwitz.

Aus Sauerwitz erzählt die Sage von einem Manne, der den Namen Kawernatz getragen haben soll. Es ist aber sehr wohl möglich, daß sich hinter dieser Sagengestalt etwas Wirklichkeit versteckt. Es kann sich vielleicht um einen Taschenspieler oder Zauberkünstler handeln, der vor langen Zeiten die Bewohner von Sauerwitz und Umgebung durch seine Kunststückchen in Erstaunen und Verwunderung versetzte. In jenen Zeiten war man sehr leicht geneigt, darin einen Teufelsspuk zu sehen, wenn man den Künstler nicht gar für den leibhaftigen Gottseibeiuns hielt. Dieses Schicksal kann leicht auch der Sauerwitzer Kawernatz (Ignaz mit dem Käfer) geteilt haben. Vorausgesetzt, daß er überhaupt ein Wesen von Fleisch und Blut gewesen ist.

Der Ignaz soll also einen Käfer gehabt haben, den er immer mit sich, eingesperrt in einem Kästchen, herumtrug. Der Käfer war aber niemand anders als der „Schwarze", der Teufel. Aus Aegypten, wo der Ignaz die „schwarze Schule" besucht hatte, soll er ihn mitgebracht haben. Als Lehrgeld für die erlernten Teufelskünste habe einer der dortigen Schüler dem Teufel seine Seele verschreiben müssen. Wer beim Austritt aus der Schule der Neunundneunzigste war, sei ihm verfallen gewesen. Unseren Sauerwitzer Natz, der anscheinend ein Pechvogel war, den habe eben das Unglück getroffen, als Neunundneunzigster den Fuß über die Schwelle zu setzen, und er hatte seinen Käfer weg.

Von den Künsten, die er vollbracht haben soll, habe ich nur zwei gehört. Er habe eine Handvoll Erde genommen, auf den Tisch gestreut, hineingeblasen, und sogleich sei der schönste Salat gewachsen. Ob man ihn habe essen können, davon aber wußte niemand etwas.

Das zweite Kunststück bestand darin, daß er sich Zwirnfaden geben ließ, denselben in ganz kleine Stücke zerschnitt und auf dem Tisch umherstreute. Dann habe er auf die Tischplatte geblasen, und die Zuschauer waren — voller Läuse. Wenn sich die Leute darob entsetzten und das Ungeziefer los zu werden suchten, dann habe er ein paar unverständliche Worte gemurmelt, und sogleich lagen die Läuse wieder als Fadenstückchen auf dem Tische.

Mit der Zeit hätte sich Ignaz seines Teufelskäfers entledigt. Er habe alles mögliche mit ihm angefangen, er sei ihn aber nie losgeworden. Da war einmal ein großes Feuer. Jetzt ist die beste Gelegenheit, ihn unschädlich zu machen, habe sich Kawernatz gesagt. In die Tasche greifen, das Kästchen mitsamt dem Teufel ins Feuer zu werfen, war eins. Vergnügt sei er von dannen gezogen. Als er eine Zeitlang unterwegs gewesen sei, habe er zufällig in die Tasche gegriffen, und da habe er zu seinem größten Schrecken das Kästchen mit dem Käfer in der Hand gehabt. Und wie zum Hohne habe aus dem Kästchen eine Stimme gesprochen: „Wärn wir nie aso gerannt, wärn wir oalle biede verbrannt!"

Ein andermal, anläßlich eines Hochwassers habe er den Teufel ersäufen wollen. Er habe ihn genommen und in den größten Strudel hineingeworfen. Frohgemut, daß er den ägyptischen Teufel nun jetzt wirklich los sei, machte er sich auf und davon. Als er von einer Anhöhe herab auf das Hochwasser ins Tal zurückgesehen habe, da hat auf einmal aus seiner Tasche jemand gerufen: „Wärn wir nie aso geloffen, wärn wir oalle biede versoffen."

Wie es dem Kawernatz weiter erging, habe ich leider nicht erfahren können. Handschriftlich von Josef Rotter, Konstanz.

Vo Kawer-Natzan.

Vor etwa 100 Jahren lebte in Sauerwitz der Kawer-Natz. Er hieß so, weil er in einem Kästchen 3 Goldkäfer hatte, die ihm Glück bringen sollten. Er fütterte die goldenen Käferchen mit Zucker und anderen guten Sachen. Kawer-Natz war ein Schleifer, deshalb heißt die Gasse, wo er wohnte, noch heute Schleifergasse. Man hielt auch den Kawer-Natz für einen Hexenmeister. Wenn irgendwo etwas

gestohlen wurde, ging man zu ihm und fragte, wer die Diebe seien. Natz fragte die Käfer, und oftmals soll er die Diebe gewußt haben. Kawer-Natz hatte auch eine Frau. Die war schon an seine Eigenheiten gewöhnt. Oefters soll er den Wunsch gehabt haben, Blut zu sehen. Da schnitt er sich in den Arm, daß das Blut daran herunterlief. Einmal aber hat er sich die Kehle verschnitten. Man fand ihn auf dem Boden verblutet. Wo Kawer-Natz begraben ist, und wohin die Käfer gekommen sind, weiß man nicht. Unartigen Kindern sagte man: „Woart, (warte) Kawer-Natz kemmt dich holla (holen)!" Wenn man jemand nicht für sehr schlau hält, sagt man noch heute: „Du bist a rechtes Kawer-Natzla."

Handschriftlich von Hildegard Kubig nach mündlichem Bericht von Johann Podwonek, Sauerwitz.

Der Knüpfmeister.

Ein aus Oesterreich-Schlesien herübergekommener Aberglaube war das Knüpfen oder Knüpfen-lassen. Es wurde eigentlich nur in einer Familie gepflegt. War ein Gegenstand verschwunden — meistens handelte es sich um Geld, das ein Familienmitglied hatte mitgehen heißen — wurde dies dem Knüpfmeister in Lobenstein gemeldet. Er knüpfte unter Absagen eines geheimnisvollen Spruches drei Knoten in eine Schnur und vergrub sie in der Dachtraufe. Nach drei Tagen mußte man sich Bescheid holen. Hatte sich innerhalb dieser Zeit der Dieb nicht gemeldet, war die Schnur verschwunden. Der Teufel hatte sie geholt, und um den Spitzbuben war's geschehen. Die Angst vor dem Wirken der geheimen Kräfte war aber so groß, daß sich meist der Dieb meldete. Die Schnur wurde dann zurückgenommen. Ja, der Aberglaube hatte schließlich solche Wirkung, daß der Spitzbube es meistens gar nicht zum Knüpfen kommen ließ. Kaum war der Bote zum Knüpfmeister beim Tor hinaus, folgte ihm der Dieb und holte ihn zurück.

Handschriftlich von Hans Krakowitz, Waissak.

Eine bekannte Frau in Soppau als Alp.

Mein Großvater erzählte: Ich habe nie etwas vom Alpdrücken gehalten; aber einmal kam es doch so weit, daß ich daran glauben mußte.

Eines Abends hatte ich mich zu Bette gelegt und war ganz schwach. Auf einmal höre ich, daß jemand die Tür öffnet, und hereinkommt mit schlürfenden Schritten eine mir bekannte Frau, die schon lange im Dorf als Alp ausgeschrien war. Ich wollte aus dem Bette springen, konnte es aber nicht schnell genug, da meine Beine schon etwas alt und steif waren. Unter Schimpfworten griff ich nach den Streichhölzern. Da ging die Frau zurück und wieder zur Tür hinaus. Ich stieg aus dem Bette, machte Licht und wollte noch nach der Frau sehen, da standen die Stubentür und die Haustür offen, und die Frau war fort.

Handschriftlich von Georg Leßmann, Soppau.

Der Alp hebt das Bett.

Es war einmal eine alte Frau. Zu der kam jeden Abend ein Gespenst. Eines Abends kam es wieder und hob das Bett der Frau. Die Frau sprach: „Ach, wie schön ist das. Ich geb dir alles, was ich hab. Komm morgen zum Frühstück." Als es kam, gab sie ihm alles, was sie ihm versprochen hatte. Am anderen Abend kam es wieder. Es hob wieder das Bett. Sie sprach: „Ach, wie schön ist das. Ich geb dir alles, was ich hab." Als es früh wiederkam, hatte sie sich schon den Besen zurechtgelegt. Sie schlug es mit dem Besen zur Tür hinaus, und es kam nicht wieder.

Handschriftlich von Richard Trampusch, Bratsch.

Die Mora drückt einen Knecht.

Da war ein Knecht in Bauerwitz in einer Wirtschaft. Den drückte, wo er auch diente, immer die Mora. Sie kam in der Nacht wie ein Hauch über ihn, so daß ihm der Atem verging. Wollte er sich umdrehen, konnte er es nicht. Er sah dabei ganz deutlich, daß die Mora ein Weib war. Frühmorgens, wenn er zur Arbeit gehn sollte, sagte er, er könne nicht arbeiten, er sei wie zerschlagen und ausgesaugt. Die Mora habe ihn gedrückt. Er wisse sich schon keinen Rat mehr. Wo er hinkomme, gehe sie immer hinter ihm. Als er auf einer neuen Stelle war, sah er zu Mittag ein Weib vorbeifahren. Da sprach er zu seiner Wirtin:

„Das ist sie. Da kann ich auch bei euch nicht bleiben; denn jetzt weiß sie wieder, wo ich bin und kommt mich drücken." Der Knecht mußte aus der Wirtschaft wieder fortgehen.

Mündliche Mitteilung von Konstantin Mosler, Bauerwitz.

Die Seele einer Magd zu Langenau bei Katscher in Mausgestalt.

In Langenau bei Katscher schäkerten einst ein paar Burschen mit einer Magd in der Gesindestube bis um Mitternacht. Da schlüpfte ihr plötzlich ein weißes Mäuschen aus dem Munde und huschte zur Tür hinaus, während sie „mausetot" dalag. Erst als die Maus nach geraumer Zeit wieder zur Tür hereingekommen und in den Mund hineingekrochen war, ist die Magd wieder lebendig geworden und hat dann erzählt, sie habe so schön geträumt.

Kühnau, Sagen III. S. 119. Drechsler.

Der Alp als Maus wird getötet.

In früheren Zeiten ging auch immer hier der Alp drücken. Da war einmal ein junger Mann, der hatte eine hübsche Braut, die sollte auch ein Alp sein. Der junge Mann wußte aber nichts davon. Seine Mutter jedoch sprach zu ihm: „Das Mädchen darfst Du nicht heiraten, es ist ein Alp." Er aber wollte das nicht glauben, bis er eines Tages sich selbst davon überzeugte:

Da war einmal im Dorfe Tanzmusik, und er ging mit seiner Braut auch dahin. Kurz vor 12 Uhr nachts sagte sie zu ihm: „Ich muß einmal hinausgehen, mir ist so schlecht!" Er sprach: „Ich komme mit!" Sie antwortete: „Nein, nein, bleib nur da, ich komme bald zurück!" Gut, er ließ sie gehen, schlich ihr aber nach. Das Mädchen lief, so schnell es laufen konnte, die Bodentreppe hinauf und legte sich auf die Erde. Und sieh, aus ihrem Munde kam eine kleine weiße Maus und lief davon. Kurz vor 1 Uhr kam die Maus wieder zurück, kroch in den Mund, das Mädchen stand wieder auf und ging in den Saal. Als der junge Mann nach Hause kam, fragte er die Mutter, ob heute wieder der Alp hier war. Da sagte sie: „Ja!"

Nächsten Tag bestellte er sich ein paar Burschen und ging wieder zu seiner Braut. Die Burschen mußten sich draußen im Hofe verstecken. Als es 12 Uhr nachts war, machte sie es genau so, wie den Tag vorher. Da rief er die Burschen herein und sagte: „Wenn die Maus zurückkommt, schlagen wir sie tot; dann wird das Mädchen von dem Alp befreit sein." Nun stopften sie ihm den Mund zu, daß die Maus nicht mehr hineinkonnte. Wie die Maus zurückkam, wollte sie durchaus in den Mund hineinkriechen. Sie quietschte und kratzte um den Mund herum. Da kamen die Burschen ganz leise herangeschlichen und schlugen sie tot. Das Mädchen aber machte die Augen auf und sagte: „Jetzt habt ihr meinen Geist totgeschlagen; da darf ich auch nicht mehr länger leben!" Und sie war tot.

Handschriftlich von Marie Thusek, Burg Branitz.

Der Alp als Strohhalm.

Eine Frau drückte immer der Alp. Einmal kam er wieder. Sie nahm ihn in die Hand und sah, daß es ein Strohhalm war. Sie verprügelte den Strohhalm. Dann band sie ihn an den Fensterwirbel und sprach: „Komme morgen und hole dir Kraut." Nachher ging sie schlafen. Am anderen Morgen kam eine Frau um Kraut. Sie war ganz blau geschlagen. Sie war aus dem Dorfe.

Handschriftlich von Elisabeth Leßmann, Soppau.

Der Alp holt sich das Versprochene.

Eine Frau in Bratsch drückte alle Abende der Alp. Einmal kam der Alp wieder, da sagte die Frau zu ihm „Komm, hol dir morgen ein Brotel!"

Am anderen Tage kam eine Frau. Sie stellte sich an die Tür und sagte nichts. Da dachte die Frau: Es wird der Alp sein. Sie gab der alten Frau ein Brotel. Seitdem ist der Alp nicht mehr gekommen.

Handschriftlich von Alois Wicke, Bratsch.

Der Alp kommt um Kraut.

Einmal war in Branitz auch ein Mann, der hatte keine Ruhe vor dem Alp. Tagtäglich kam er ihn drücken. Der Mann wußte schon nicht mehr, was er tun sollte. Da

rieten ihm die Leute, er solle doch dem Alp einmal etwas versprechen. Richtig! Wie der Alp in der Nacht kam, sagte er: „Laß mich doch in Ruh und komm Dir morgen früh einen Topf Sauerkraut holen!" Nächsten Tag, als der Mann aus dem Bette aufstand, kam ein Weib mit einem Topfe in der Hand zur Tür herein und sprach kein Wort. Da sagte der Mann: „Gebt mir den Topf; das Kraut steht in der Kammer!" Er nahm den Topf und ging hinaus. Aber anstatt in die Kammer um das Kraut, ging er in den Garten und schnitt sich einen tüchtigen Knüppel ab. Dann kam er zurück und verprügelte das Weib. Dabei sagte er: „Da hast Du Kraut, da hast Du Kraut! Ich werde Dir schon geben, mich alle Tage plagen und dann noch Kraut holen!" Er schlug das Weib, bis es auf die Knie fiel und bat, er solle es doch nicht totschlagen, es werde ja nicht mehr herkommen. Der Mann sagte: „Untersteh Du Dich und komm noch einmal her, da schlag ich Dich tot." Von dem Tage an kam der Alp nicht mehr.

Handschriftlich von Marie Thusek, Burg Branitz.

Der angenagelte Alp.

Einen anderen Mann aus Branitz kam auch immer der Alp drücken. Er wußte sich schon keinen Rat mehr. Da sagten ihm die Leute, er solle doch einmal zugreifen, vielleicht kriegte er einmal den Alp in die Hand. Wie er in der Nacht schläft, kommt wieder der Alp. Da greift er zu und bekommt einen Strohhalm in die Hand. Den nimmt er und nagelt ihn auf einen Balken an der Wand an. Früh steht ein Weib in der Tür und bittet ihn, er sollte doch den Strohhalm herunternehmen, sonst müßte sie sterben. Da sagte er: „Stirb, Du hast mich schon lange genug gequält." Das Weib aber hörte nicht auf zu bitten, bis er wieder den Strohhalm herunternahm. Er sagte aber zu ihr: „Wehe, wenn Du noch einmal kommst, da geht es Dir schlecht!" Von der Zeit kam der Alp nicht mehr.

Handschriftlich von Marie Thusek, Burg Branitz.

Der eingesperrte Alp.

Es war einmal ein Weib, das drückte alle Abende der Alp. Es fürchtete sich jeden Abend, schlafen zu gehen.

Eines Abends dachte sie: Wort, wenn a om Obed wieder kemmt, doo war ich im woos versprecha.

Die Frau war abends kaum eingeschlafen, da kam mein gütiger Alp wieder. Sie versprach ihm ein Brotel. Und den andern Tag ist er um das Brotel gekommen. Da sagte sie zu sich: „Wort, ich war mich etz un dir rächen." (Wart, ich werde mich jetzt an Dir rächen.) Sie hat den Alp genommen und in eine Laterne gesperrt. Wenn der Abend kam und er wollte wieder ausgehn und Menschen drücken, da fing er in der Laterne an zu ratpern, weil er nicht hinaus konnte.

Nach mundartlicher Handschrift von Hildegard Sterz, Pilgersdorf.

Vom Alpdrücken in Waissak.

Vom Alpdrücken erzählt man hier folgendes: Die Beklemmung, das Alpdrücken, bewirke eine Person oder ihr Geist. Die Person kann sogar draußen warten, während ihr Geist im Zimmer jemanden beunruhigt. Man muß dem Alp ein Almosen versprechen. Am nächsten Morgen kommt bestimmt eine Person betteln, und zwar um das, was man in der Nacht dem Alp versprochen hat. Er stellt sich oft an die Tür und sagt kein Wort. Man weiß aber, der Alp komme sich das Versprochene holen, und man gibt es ihm. Kommt ein Bettelweib öfters um Almosen, dann ist es bald als Alp verschrien. Man hütet sich, wenn man hinter ihm geht, ihm in die Stufen zu treten. Tut es jemand versehentlich doch, so zwingt eine geheime Kraft den Alp, stehen zu bleiben und sich umzusehen. Kinder freilich faßten die Sache nicht so ernst auf. Sie hatten Spaß daran, zu sehen, ob das Weib ein Alp sei. Der Alp drehte sich immer um.

Handschriftlich von Hans Krakowsky, Waissak.

Der vertriebene Alp.

In Bauerwitz kam jede Nacht ein Alp zu einer Familie. Die Familie wußte sich schon keinen Rat mehr, wie sie den Alp aus dem Hause verjagen könnte. Die Leute sagten der Frau, sie solle einen Besen umgedreht vor die Tür stellen; am andern Tage aber müßte sie ein Stück Holz in das Bett

legen; denn der Alp werde kommen und sich rächen wollen. Als die Familie am zweiten Tage aufstand, sah sie, wie ein langes Messer in dem Holze steckte. Der Alp wollte den Menschen erstechen.

Handschriftlich von Mathilde Schober, Soppau.

Die versprochene Butterschnitte.

Zu einer Frau in Soppau kam oft der Alp. Sie hatte jeden Abend Furcht vor ihm. Als er eines Abends wiederkam, versprach ihm die Frau eine Butterschnitte. Da ging der Alp wieder fort. Als der Morgen anbrach, kam eine alte Frau zur Tür herein. Sie sprach nichts. Die Frau fragte sie: „Was willst Du?" Die machte nur: „Hm!" Wenn sie die Frau gleich immer fragte, bekam sie nichts zur Antwort als Hm! Die Tochter der Frau sprach: „Mutter, Du hast doch gestern dem Alp eine Butterschnitte versprochen! Das ist gewiß der Alp." Da nahm die Frau den Besen und jagte den Alp zur Tür hinaus. Von der Zeit kam er nicht mehr.

Handschriftlich von Elisabeth Leßmann, Soppau.

Kinder, die zu Älpern werden.

Wie vorsichtig man mit Kindern sein muß, ergibt sich auch aus folgendem Bericht:

Man sagt, solche Kinder, die bereits abgesetzt sind, aber von der Mutter aus Mitleid wieder an die Brust gesetzt werden, müssen als Aelper umgehen.

Kühnau, Sagen III. S. 146. Mündlich von Frau Schuhmacher Clemenz aus Langenau bei Katscher. 1905.

Tierverwandlungen des Alpes zu Langenau bei Katscher.

Ein Mädchen von 16 Jahren, das körperlich schon vollkommen entwickelt war, hatte keine Nacht vor dem Alpe Ruhe, und sie wußte sich schon gar keinen Rat mehr, wie sie seinem Drücken entgehen sollte. Da sagt ihr eine „weise Frau": „Du mußt ihn nur fest packen und am Lichte anzünden. Am Donnerstag ist er am schwächsten." — Es ist

um 11 Uhr, da ruft das Mädel ihren Vater. Der hört ihr Krächzen und schreit: „Halt nur mit beiden Händen.“ Das tut sie auch, da wird der Alp eine Katze, dann eine giftige Schlange und zuletzt wieder eine Katze. Die nimmt sie, hält sie ans Licht und verbrennt ihre Schnauze, dann schneidet sie ihr auch noch die Ohren ab. Sonst kam immer der Nachbar zu Besuch. Vergangenen Abend war er dagewesen.

Als sie nach ihm fragen, hören sie: Er liegt krank und hat das Gesicht voller Krehle und Blut, und die Ohren sind weg. Das war der Alp gewesen. In drei Tagen ist er gestorben.

Kühnau, Sagen III. S. 118. Nach Drechsler.

Der Alp drückt die Birke auf dem Katerberge.

An den Alp, den bösen Mann, der in Peterwitz des Nachts die Leute drückt, glauben noch viele. Es soll hier vor langer Zeit ein Bauer gelebt haben, von dem man noch heute erzählt, daß er alle Abende auf den Katerberg ging und dort eine Birke drückte. Als Kinder sind wir beim Ziegenhüten oft an dem Baume gewesen und fanden zu unserem Erstaunen drei Kreuze in die Rinde eingeschnitten.

Handschriftlich von Emil Hillebrand, Peterwitz.

Der Alp drückt eine Birke im „alten Dorfe“.

In alten Zeiten war eine Frau. Sie mußte immer in das alte Dorf bei Bratsch gehen und dort eine Birke drücken. Das merkten die Leute. Sie haben die Birke gefällt. Darauf ist die Frau gestorben.

Handschriftlich von Martha Seifert.

Die Birke des Alps in Pilgersdorf.

Es war in unserem Dorfe einmal ein Mann, dessen Frau jeden Abend fortging. Er ist ihr einmal nachgeschlichen. Da sah er, daß sie in den Wald ging und dort eine Birke ja so sehr drückte. Da ist es ihm leid gewesen, und er hat die Birke in den Hof hineingeführt, daß seine Frau nicht so weit zu ihr hatte. Solange die Birke grün war, hat die Frau gelebt. Als sie aber dürr war, ist die Frau gestorben.

Nach mundartlicher Handschrift von Elisabeth Schwarzer, Pilgersdorf.

Die ruhelose Magd.

Es waren in Pilgersdorf einmal zwei Mägde, die dienten auf einem Orte. Eine Magd ging alle Abende fort, weil immer zwei Schließen brannten. Da war auch einmal die andere Magd fortgegangen und hat eine Schließe ausgelöscht. Auf einmal war die andere Magd da und hat gesagt: „Gott sei Dank, daß Du mich erlöst hast. Jetzt kannst Du auch solang geh'n, wie ich gegangen bin."

Nach mundartlicher Handschrift von Agnes Prauß, Pilgersdorf.

Die Bäuerin muß im Walde die Kiefern drücken.

In einer Wirtschaft war die Bäuerin ein Alp und mußte alle Abende in den Wald gehen und die Kiefern drücken. Wenn halt die zwölfte Stunde kam, da ist sie aus dem Bett fort, und da hat sich immer der Mann gewundert, wo sie hin ist, und hat sie gefragt, weil sie immer so kalt war, wenn sie wiederkam. Und da hat sie 's gesagt: „Wenn weiter nichts ist, dem Dinge werden wir abhelfen, daß Du nicht so weit hast." Er ließ die Bäume abschlagen und in den Hof bringen. Da ist sie gestorben.

Kühnau, Sagen III. S. 140. Drechsler.

Die Bischofsmesse in der Robener Kapelle.

Von der Kapelle des Herrn Emanuel Bernard erzählt man folgende Begebenheit: Die Kapelle ist seit undenklichen Zeiten wegen der spukhaften Ereignisse, die dort geschahen, bekannt. Um Mitternacht soll es dort nicht geheuer sein. Mit dem zwölften Glockenschlage erscheint ein Bischof in der Kapelle. In seinem Gefolge befinden sich einige Ministranten und eine Anzahl wunderbarer Engel.

Eines Nachts zog ein Handwerksbursche des Weges daher. Er sah die hellerleuchtete Kapelle. Von Neugierde getrieben, eilte er zu ihr hin. Starr vor Schreck stand er eine Weile da. Doch das seltsame Ereignis schien ihm lächerlich vorzukommen, denn plötzlich fing der Bursche an zu lachen. Der Bischof samt seinem Gefolge erschrak dermaßen, daß sie bald verschwanden. Seither sah man den Bischof nie wieder. Der Handwerksbursche aber fiel zur

Strafe um und war tot. Zugleich spaltete sich die Erde, und der Leichnam fuhr hinab. An der Stelle sproß ein Dornstrauch hervor, der auf das traurige Ende jenes Handwerksburschen hindeutet.

Handschriftlich von L. K., geb. in Roben.

Die Geistermesse in der Josefskirche von Bauerwitz.

Der Totengräber Purschke sollte wieder einmal mit der Bahre zur Beerdigung in das Sterbehaus gehen. Seine Uhr war ihm stehen geblieben. Er wußte nicht, wie spät es war. Draußen aber war es schon hell, und er dachte, es wäre Zeit, alles für das Begräbnis zurechtzumachen. Die Bahre stand in der Halle der Josefskirche. Als er hinkam, war die Kirche ganz offen. Da sah er, daß sie erleuchtet und voller Leute war. Am Altare stand ein Geistlicher und las die heilige Messe. Der Totengräber sah allem lange zu, konnte aber kein Wort reden. Es kam ihm alles so sonderbar vor. Da ging er rückwärts aus der Kirche heraus. Als er draußen stand, schlug die Turmuhr eins. Jetzt wußte er, daß er einer Messe der Verstorbenen beigewohnt hatte.

Mündliche Mitteilung von Konstantin Mosler, Bauerwitz.

Die Versammlung der Verstorbenen.

Zur Zeit des Kulturkampfes war in Bauerwitz ein Ordenspriester aus Krakau mit Namen Sedlaczek. Er las wegen des Verbots bei verschlossenen Türen um Mitternacht die heilige Messe in der Josefskirche, die auf dem Friedhofe steht. Weil es ihm hier wegen der Wirren nicht gefiel, ging er nach Krakau zurück. Eines Tages erhielt die Schwester des Priesters, die in Bauerwitz wohnte, aus Krakau ein Schreiben, sie solle sofort dorthin kommen, denn ihr Bruder liege im Sterben. Sie reiste hin und sprach einige Worte mit ihm. Am nächsten Morgen ließ er der Schwester sagen, sie durfte nämlich nicht mehr zu ihm hinein, daß heute nacht die Verstorbenen des Bauerwitzer Kirchhofs um ihn versammelt waren. Am folgenden Tage starb der Priester.

Mündliche Mitteilung von Konstantin Mosler, Bauerwitz.

Gespenstischer Priester.

Ein „Sammelpater" kommt einmal irgendwo auf eine Pfarrei im Kreise Leobschütz, wo er übernachten will. Als es Abend wird, spricht er zum Pfarrer: „Ich möchte gern einmal in der Kirche über Nacht bleiben." Und als der Pfarrer erstaunt ist über den Wunsch, fährt er fort: „Ja, Herr Pfarrer, ich weiß nicht, wie dies kommt, aber ich habe so einen Zug, so ein Verlangen, in der Kirche zu bleiben." „Nun, wenn es Ihnen Vergnügen macht, in Gottes Namen; hier haben Sie die Schlüssel," sagte der Pfarrer. Der Sammelpater nimmt also ein Licht und sein Brevier und geht in die Kirche. Dort setzt er sich in eine der hintersten Bänke und betet. Er wird auch nicht schläfrig und fürchtet sich auch nicht. Und endlich schlägt es ½12 Uhr (die Erzählerin ist sich wohl nicht bewußt, daß die Messe erst von 12 Uhr an gelesen werden kann), da tut sich die Sakristeitür auf, und ein Priester kommt mit dem verdeckten Kelch, wie um zu zelebrieren. Aber weil kein Ministrant da ist (den Sammelpater bemerkte er nicht), dreht er wieder um und verschwindet in der Sakristei. Am anderen Morgen erzählt der Pater dem Pfarrer die Geschichte. Da spricht der Pfarrer, offenbar sei er bestimmt, die arme Seele zu erlösen, und er solle nur in der nächsten Nacht wieder hingehen. Das tut er denn und kniet jetzt ganz vorn hin beim Altar auf dem „Predigtstuhl", um gleich zur Hand zu sein, wenn etwa der Priester komme. Um ½12 Uhr geht es wie gestern, der Priester tritt durch die Sakristeitür und geht nach dem Altar. Und der Sammelpater steht sofort auf und schickt sich an zu ministrieren. Als dann das hl. Opfer dargebracht ist, da gehen sie beide nach der Sakristei zurück, und hier erklärt ihm der Priester: Nun seien sie b e i d e erlöst. 52 Jahre sei er allnächtlich zum Altare gegangen, aber immer umsonst, weil er nie einen Ministranten gefunden. Das sei die Strafe gewesen dafür, daß er einmal die Messe unterlassen. Als der Priester das spricht, bemerkt der Pater, daß an einer seiner Hände die schwarze Fingerspitze, die er vorher gesehen hatte, ganz weiß geworden ist wie der andere Körper des nun ganz Verklärten. Damit verschwand der Priester, denn sein Leib war nur ein „geistlicher Leib".

Mündl. von Frau Schuhmacher Cl. aus Langenau bei Katscher. Kühnau, Sagen I. S. 203.

Die Pielweeß.

Der Vater des vor kurzem verstorbenen Totengräbers Ernst, ebenfalls seinerzeit Totengräber, grub einst, zu Dechant Rückers Zeit, ein Grab. Als er so bis zur mittleren Tiefe gegraben hatte, sah er plötzlich eine weiße Gestalt im offenen Sarge liegen, während der Sargdeckel am Sarge lehnte. Nachdem er sich vom Erstaunen und vom Schrecken erholt hatte, rief er den Pfarrer Rücker herbei. Der meinte, nachdem er Sarg und Gestalt in Augenschein genommen hatte, es sei eine sonst gute Menschenseele, die irgendetwas, ein Gebet oder eine heilige Messe wolle, um erlöst zu werden. Der Totengräber wollte nun den Sarg schließen, doch im Augenblicke, da er sich dem Sarge näherte, schwand der Spuk. Das Grab war leer wie vorher. Dieselbe Gestalt erschien indes eine Zeitlang über derselben Stelle, obgleich das Grab bereits geschlossen war. Die Einwohner nannten sie die Pielweeß. Nachdem der Pfarrer drei heilige Messen für die Seelenruhe jener Gestalt gelesen hatte, blieb der Spuk aus, und jenen Platz, wo sich das Gespenstergrab befand, kaufte später die Spillersche Familie und ließ dort eine Familiengruft errichten. Noch einmal erschien die Pielweeß dem Pfarrer Rücker und sagte ihm Tag und Stunde voraus, da er sterben werde, und so berichtet die Sage weiter, Pfarrer Rücker schied zu der Zeit von der Welt, die die Pielweeß vorausgesagt hatte. Pfarrer Rücker soll noch mehrere andere Erscheinungen gehabt haben.

Handschriftlich von Albert Mucha, Leisnitz.

Der in seiner Ruhe gestörte Ritter in Waisfak.

Von dem einst bei den denkwürdigen „drei Linden" stehenden Grabstein erzählte man folgendes:

Ein Besitzer benötigte eine große Steinplatte als Antrittsstein vor seiner Haustür. Was war einfacher, als sich den Grabstein zu holen und ihn einzumauern? Doch, o Graus! Der Geist des begrabenen Ritters war in seiner Ruhe gestört und nahm Rache. Noch in derselben Nacht, in der Geisterstunde, klopfte es; ein schwarzer Hahn, mit abgehacktem Kopfe, blutnetzend, saß am Fenster, draußen heulte der Wind, es waren schaurige Augenblicke! Was

hatte das zu bedeuten, was war zu tun? In jeder Nacht kam die Erscheinung, die Ruhe der Hausbewohner war dahin. Endlich kam die Erkenntnis. Man schaffte den Stein wieder an seinen Ort. Es war an einem finsteren Abend; bei den drei Linden war's heute fürchterlich. Der Wind heulte ganz außergewöhnlich, in den Linden rauschte es, der blutige Hahn umflatterte die Grabstelle, in dem einen hohlen Stamme wimmerte es wie ein Kind. Den Leuten standen die Haare zu Berge; sie legten den Stein hin und flohen wie gehetzt nach Hause.

Handschriftl. von Hans Krakowsky, Waissak.

Der Geist des Verstorbenen.

Zur Zeit, als der Friedhof in Bratsch noch dort war, wo jetzt die Besitzung des Herrn Rottke ist, lebte in Bratsch eine Frau, deren Mann gestorben war. Eines Abends, als die Frau das Dorf hinunterging, fand sich ein Mann zu ihr, der eine Zigarre rauchte. Er redete mit ihr. Als die Frau eine Weile mit ihm gegangen war, sah sie ihn an. Und sie erkannte, daß er keine menschliche Gestalt hatte. Der Mann merkte, daß die Frau ihn ansah. Er lief auf den Friedhof und kam nicht wieder. Die Leute meinten, das sei der Geist des verstorbenen Mannes gewesen.

Handschriftlich von Hildegard Lux, Bratsch.

Der Blumengeruch am Grabe.

Der Totengräber Purschke beerdigte einen ganz armen Mann. Am nächsten Tage, wie er neben seinem Grabe arbeitete, kam ein lieblicher Geruch wie von Blumen aus dem Grabe hervor, worüber er sich nicht genug verwunderte, denn keine Blume und kein Kranz lagen darauf, und doch war der Blumenduft vorhanden.

Mündliche Mitteilung von Konstantin Mosler, Bauerwitz.

Der Selbstmörder beschützt sein Grab und wird später wilder Jäger.

Einer der früheren Besitzer von Kreuzwald, ich glaube, Reinhard hieß er, hatte sich aus unbekannten Gründen er-

schossen. Er liegt auf dem hiesigen alten Friedhofe begraben. Nach seinem Tode erschien sein Geist 14 Tage lang des Nachts über seiner Ruhestätte und schwebte eine Weile darüber. Viele Dorfleute wollen ihn damals als eine weiße Gestalt ohne Kopf gesehen haben. Näherte sich nachts jemand unvorsichtigerweise dem Friedhofe, erschien ihm der Geist sofort, um den Menschen zu verscheuchen.

Später spukte derselbe Geist als wilder Jäger mit Roß und Hunden bei heftigem Sturme auf dem Wege von Leisnitz nach Kreuzwald, und zwar um die Zeit von 12 bis 1 Uhr nachts.

Einst traf er bei seinem wilden Ritte einen Flurwärter an. Ihm riß er im Vorüberreiten die Kopfbedeckung ab. Die Hunde des wilden Jägers zwängten sich zwischen den Beinen des Flurwächters hindurch, und alles verschwand so schnell, wie es gekommen war; nur der Wind ging stark, während vorher kein Lüftchen sich regte. Der Flurwächter beschrieb den wilden Jäger als eine hoch zu Roß sitzende vermummte, düstere Gestalt ohne Kopf, die ihn begleitenden Hunde mittelgroß, einige kleiner.

Handschriftlich von Albert Mucha, Leisnitz.

Der Hecketaler wird ins Wasser geworfen.

Ein Bauerauszügler hatte einen Taler, den konnte er so oft wechseln, wie er wollte, immer hatte er ihn in der Tasche. Nun war er schon reich geworden, weil das gewechselte Geld ihm ja auch blieb. Da sagte seine Frau: „Du, das geht doch nicht mit rechten Dingen zu, daß Du immer den Taler in der Tasche hast. Das wird wohl kein „guter" Taler sein. Sieh doch nur, daß Du ihn los wirst." Da ging er nun zum Pfarrer und zeigte ihm den Taler und erzählte ihm, daß er immer wieder in seine Tasche zurückkomme, er möge machen, was er wolle. Der Pfarrer sagte: „Wirf ihn ins Wasser!" Richtig, als er ihn ins Wasser geworfen hatte, da ist der Taler nicht mehr wieder gekommen.

Mündlich von Schuhmacher Cl. aus Langenau bei Katscher, 1905. — Kühnau, Sagen II. S. 11.

Talerschink.

Der frühere Schink unten im Steinbruch bei Leisnitz, der sogenannte Talerschink, hatte einen Taler, der immer wiederkam, wenn er auch ausgegeben war. Der Talerschink hatte eine Schwester, die sich mit der Sichel die Kehle durchschnitt.

Nach mündlichem Bericht von Kraus Großla, Leisnitz.

Gestalt und Geschäft des Drachen.

Unter den Drachen denkt sich das Volk rätselhafte Ungeheuer. Soviel man auch von ihnen erzählt, so wenig weiß sie doch jemand genau zu beschreiben. Daß die Drachen einen langen Schwanz haben, ist bekannt (daher die populären Ausdrücke „geschwänzter Drache", „Drachenschwanz"). Ebenso weiß man von zwei Flügeln und einem großen bezahnten Rachen zu sagen. Nach dem Volksglauben fliegt der Drache nur des Nachts, weshalb ihn noch keiner genau gesehen. Doch gibt es auch feurige Drachen, welche das ganze Luftmeer erleuchten. Es gibt gute und böse Drachen; die ersteren werfen einen Sack voll Gold zum Schornstein herunter, die letzteren nehmen den Eltern die Kinder. Wenn irgendeiner auf unbekannte Weise zu Reichtum und Wohlstand gelangt, sagt man: „Inne, dar koan leicht räden — dann hot's ju doch ock der Trache zur Feiereffe runder geschmissen." Legt ein ganz junges Huhn ein allzu kleines Ei, oder „flößt" eine alte Henne ein Ei, so hieß es früher, das seien Dracheneier. Mein Vater sah den „Trach" oftmals über das Dorf ziehen. Er war vorn ungefähr ein halbes Meter breit, lief immer spitzer zu und war so lang wie ein Wieselbaum. (Ein Wieselbaum ist eine lange Stange, gewöhnlich ein junger Lärchbaum — Lärboom — die man im Sommer über die Heufuder spannt.) Er flog fast blitzschnell dicht über dem Dachfirst hin und war von einem blauen Feuerschein — wie brennender Spiritus — umgeben. Mein Vater bezeichnete mir auch ganz genau die Wirtschaft, wo der Feuerdrache immer auffiel. Wer ihm etwas verspricht, dem bringt er Getreide; wer ihm nichts zukommen läßt, dem sackt er das Getreide auf und stiehlt ihm das Geld weg. Der Drache ist ein

höllischer Geist. Einmal fährt ein Bauer aus Kreuzendorf, dem der Drache auch oftmals Getreide brachte, in die Mühle nach Füllstein (Oesterreich) und will solches Drachengetreide mahlen. Der Müller besieht sich das Getreide — — es hatte lauter braune Spitzen, als ob es versengt wäre... Dann spricht er zu dem Bauern: „Vetter, wu seid Ihr denn här?" „Inne, vu Kreizdorf bien ich," spricht dieser wieder. Worauf ihm der Müller erwidert: „Do moahlt ich (Euch) ock doas Getrede allene, ich wiel nischt wissen dervu." Später erkundigte sich dieser Müller in Kreuzendorf über den betreffenden Bauern und erzählte vom Drachengetreide. Dieser Bauer, welcher stets einen Hut ohne Krempe (nur vorn war von ihr als Schild ein Stück daran) und eine blaue Jacke (Kascheet) trug, verkaufte zuweilen 20—30 Sack Getreide auf einmal, so daß sich selbst zuletzt der Getreidehändler in Leobschütz wunderte. Damals kauften die österreichischen Fuhrleute alles Getreide im Dorfe auf, so daß niemand Sonnabends zum Wochenmarkte zu fahren brauchte; dieser Bauer jedoch lieferte alles nach Leobschütz, um nicht einmal durch sein Drachengetreide verraten zu werden.

Philo, Schlesien 1884. S. 59 f.

Der Drache, die Pipa, in Bauerwitz.

Von der Müllerfrau Breitkopf hörte ich, daß früher manchen Abend der Drache, die Pipa genannt, am Himmel daherzog. Er sah feurig aus und hatte einen Besen angehängt. Wenn man die Pipa sah und Geld haben wollte, mußte man sich bücken, da warf sie Geld herunter.

Mündliche Mitteilung von Konstantin Mosler, Bauerwitz.

Der Drache schüttet Geld.

Ein Mann und ein Mädchen gingen einmal von Bratsch nach Raden zur Kirchweih. Auf dem Nachhausewege gingen sie über die sogenannten Berge, die zwischen Bratsch und Raden liegen. Zu damaliger Zeit waren sie noch mit Wald bestanden. Als sie mitten darin waren, fing ein Gedonner und ein Getöse an, als ob alle Höllengeister losgelassen wären. Aus den Bäumen schrie es herab: „Jetzt komm' ich,

jetzt bin ich da." Da bekamen die beiden Angst; der Vater aber rief: „Von nun an sollst Du nimmermehr schreien." Da gab es einen gewaltigen Krach, und dann war alles still. Ein Nachbar, dem der Mann von seinem Erlebnis erzählt hatte, soll am andern Morgen Geld im Walde gefunden haben. Er war dann auf einmal sehr reich.

Handschriftlich von Franz Körner, Türmitz.

Die Hausotter.

In ganz Schlesien ist im Volke der Glaube verbreitet, daß jedes Haus seine Hausotter habe. So sehr man auch sonst den Ottern nachstellt — die Hausotter bleibt unbehelligt. Ja, man hegt und pflegt sie sogar. Sie ist des Hauses guter Geist, der dasselbe vor allerlei Unglück bewahrt. In Gebirgsdörfern findet man zuweilen bei der Stalltür ein kleines Holzschüsselchen, in das bei jedem Melken kuhwarme Milch gegossen wird. Es dauert nicht lange, so ist die Hausotter da und stillt ihren Gelüst und Durst. Zeigt sich die Hausotter einmal irgendwie auffällig, dann glaubt man, sie komme dem Hause ein Unglück anzukündigen, das sie nicht verhüten kann.

Philo, Schlesien. S. 27.

Die Otternkönigin.

Alte Leute erzählen viel von einer Otternkönigin, die sich da und dort aufgehalten habe. Sie war viel größer und schöner als die übrigen, die ihr folgten. Ihre Schuppen schillerten in den verschiedensten Farben. Auf dem Kopfe trug sie ein goldenes Krönlein, das mit den allerkostbarsten Edelsteinen besetzt war. Am Halse an einem Goldringlein hing ein kleines Schlüsselchen. Dieses legte sie zuweilen ab, während sie in der Sonne schlief. Und wer es unbemerkt entwenden konnte, dem taten sich die reichsten Schätze auf; wer jedoch bei seinem Frevel ertappt wurde, der war verloren.

Philo, Schlesien. S. 27.

Die Spillaliese oder Spillalutsche.

Wie hat es doch die heutige Jugend so gut! Im Sommer tummeln sich Knaben und Mädchen während der schulfreien Zeit auf dem grünen Rasenplatze und an der Landstraße

herum, spielen oder treiben allerhand lose Stückel; im Winter — da geht es im Fluge die Eisbahn dahin — — — ehedem aber war es nicht so. Da mußten wir Kinder Winter und Sommer erst tüchtig arbeiten, bevor man uns ein freies Spielstündlein zur Dämmerzeit gönnte. Im Sommer war es Feldarbeit, im Winter Spinnen, Federnschleißen, welches alles jetzt die Maschinen den Kindern zuliebe tun. Jeder Knabe, jedes Mädchen von 8—14 Jahren bekam täglich seine „Zahl" auf. Da mußten sie z. B. einen hohen Federhaufen wegschleißen. Allbekannt ist daher das Bubenstückchen, daß dieser und jener faule „Naatz" die Hälfte der ungeschlissenen Federn heimlich in die Tasche pfropfte, hinausging und dann im Winde einen künstlichen Schneeflockenfall veranstaltete. Das war eine Lust, das war ein Ergötzen! wenn die tausend Federchen nach allen Seiten hin und her trieben . . . . Schlimmer war es mit dem Spinnen. Da konnte man seine „Zahl" nicht kleiner machen. Da mußte jedes Kind ein paar volle Spulen spinnen, ehe der Vater oder die Mutter die zur „Zahl" gestellte Zaspel abweifen konnte. Wie lange dauerte dies, wenn der „Geist", der „Ziegenbock", das „Rädel" nicht in Ordnung gehen wollte; wenn der Faden so oft riß; wenn das Werg voller „Scheeben" und „Knatschen" (Knoten) war! Da bluteten wohl mitunter die Finger der linken Hand vom Fadendurchlaufenlassen, es schmerzte die Sohle des linken Fußes vom vielen Treten, da fielen wohl um 8, 9 Uhr des langen Winterabends die Augen zu — — doch, es half nichts: die „Zahl" mußte voll werden. Schnell fing die Mutter von der „Spillalutsche" oder „Spillaliese" an, daß sie gleich zur Tür hereinkommen werde mit der Weise, um zu sehen, wie viel Gebind oder Fäden noch fehlten. Dann würde sie einfach dem Faulenzer die Weifenhörner so oftmals in den Schädel hacken, als Gebind oder Fäden noch zu wenig seien. Wie fing da das müde Rädchen auf einmal so lustig zu schurren an!

„Spinnt, Kinder, spinnt —
De Spillalutsche kimmt.
De guckt zu ollan Lächlan rei,
Ehb's Strahnla werd bal' fertig sein,
Spinnt ock hurtig' spinnt"

sang die Mutter, während sie ihre Spille lustig tanzen ließ. Die Spillalutsche hat man sich zu denken als alte, vertrocknete Frau mit langen Eberzähnen und entsetzlichen Augen.

Wo mag sie jetzt nur sein? da es doch so viele faule Kinder in Stadt und Land gibt ... Philo, Schlesien S. 25.

Die Sibylle.

Eine sonderbare Sage weiß das Volk von der Sibylle. Sibylla oder die Sibylle ist ihm als große Prophetin bekannt, die in einem alten Turme ihre Sünden abbüßt. In diesem Turme sind die greulichsten Ungeheuer, z. B. Schlangen, Eidechsen, Molche, Schildkröten und allerlei Ungeziefer. Das Volk, soweit es noch nicht aufgeklärt ist, denkt sich die Schildkröten als geflügelte Ungetüme. Sibylla sitzt nun in diesem Turme und näht ihr Sterbehemd. Sie ist bis zum jüngsten Tage hierher verbannt. Alle hundert Jahre macht sie einen Nadelstich — und meine Mutter wollte wissen, daß sie jetzt nur noch einen „Spätlich" zu nähen habe. Sobald das Hemd fertig ist, haben wir den jüngsten Tag. Es waren schon viele Ritter im Sibylla-Turme, um die Prophetin verschiedentlich zu befragen. Jedem gab sie ausführliche Auskunft — keiner aber kam zurück, alle fanden durch die Ungeheuer ihren Tod. Nur dem Fürsten Lichtenstein glückte es. Er ließ sich nachts an einem Gummiseile vom obersten Turmfenster, während alle Ungetüme schliefen, herab. Auf windschnellem Roß jagte er dahin — und alle zehn Meilen hatte er ein anderes stehen; das frühere fiel dann tot nieder. Auf diese Weise kam er bis über die Grenze des Gebietes der Sibylle. Da kam noch eine Schildkröte ihm nachgeflogen, um ihn zu zerreißen; doch sie hatte keine Macht mehr über den Fliehenden, da die Grenze bereits überschritten war. Müde, setzte sie sich auf seine Schulter, und als Wahrzeichen brachte er sie heim. Ueber der Kirchtür meines Heimatsortes steht ein seltsam-komisches Gebilde aus Stein. (Es soll das fürstlich Lichtensteinsche Wappen jedenfalls sein.) „Dieses soll die Schildkröte bedeuten, welche Fürst Lichtenstein aus dem Sibylla-Turme mitbrachte", erzählte mir lieb Mütterlein. Philo, Schlesien S. 31.

Die Strzyga in Bauerwitz.

Es war einmal ein Mann in Bauerwitz, der hatte auf dem Rücken ein großes Mal, das wie eine Schere aussah. Er war eine Strzyga. Niemand wußte davon. Selbst seiner

Frau erzählte er nichts von seinem Geheimnis. Aber kurz vor seinem Tode sprach er zu ihr: „Wenn ich sterbe, begrabe mich auf der Grenze. Wenn du das nicht tust, hole ich nach einem Jahre immer einen aus dem Dorfe zu mir." Die Frau aber ließ ihn auf dem Kirchhofe begraben.

Ein Jahr nach dem Tode des Mannes verschwand täglich einer aus Bauerwitz. Die Leute wußten sich schon keinen Rat mehr, was sie tun sollten. Da erinnerte sich die Frau an die Worte, die der Mann zu ihr auf seinem Sterbebette gesagt hatte. Sie erzählte es dem Pfarrer. Er bestellte den Scharfrichter. Als der kam, sah der verstorbene Mann von der Kirchtumspitze herunter und rief: „Jetzt erst kommt mein Tod!" Sie gruben die Leiche aus und sahen das Mal; da wußten sie, daß der Verstorbene eine Strzyga sei. Der Scharfrichter schnitt ihm den Kopf ab und legte ihn zwischen die Beine. Dann begruben sie ihn an der Grenze. Jetzt war im Dorfe Ruhe.

Nach mündlicher Erzählung von Konstantin Mosler, Bauerwitz.

Von der Wünschelrute.

Die schlesischen Dörfer ganz besonders sind arg heimgesucht durch die vielen Komödiantentruppen und Zauberkünstler. Letztere stehen beim Volke in sehr üblem Rufe. Man glaubt und sagt allseitig: „Se spieln miet'm Teiwel." Die Wünschelrute, so glaubt man, könne sich leicht jeder verschaffen, wenn er folgendes tut: Man geht zur Mitternacht an einen Haselnußstrauch, schneidet unter Anrufung des Teufels „überrücks", d. h. mit dem Rücken gegen den Strauch gewandt, über dem Kopfe eine Gerte ab, die man sich vorher ausersehen. Der Teufel erscheint, und nachdem man ihm die Seele verschrieben, hat die Haselnußrute Zauberkraft erlangt. Geld, und was man nur immer will, kann man durch sie im Augenblicke hervorzaubern. Philo, Schlesien S. 36.

Die böse Gräfin von Deutsch-Neukirch.

An das alte Schloß in Deutsch-Neukirch knüpft sich folgende Sage:

Vor langer Zeit wohnte hier die Gräfin Charlotte von Würben. Da sie Gutsherrin von Deutsch-Neukirch war,

stand das ihr untertänige Volk vollständig in ihrer Gewalt; von ihren Launen hing das Wohl und Wehe der Einwohner des kleinen Städtchens ab. Viel erzählte man von der Grausamkeit, mit der sie Schuldige wie Unschuldige behandelte. Schon acht Personen waren durch sie gewaltsam ums Leben gekommen.

Die Gräfin hatte nur eine Tochter. Diese trug für den Bürgerssohn Ignaz eine stille Neigung im Herzen. Als die Gräfin hiervon Kenntnis erhielt, geriet sie derart in Zorn, daß sie ihre Tochter grauenhaft mißhandelte. Zu guter Letzt stieß sie die Unglückliche mit dem Kopfe so heftig gegen die Wand, daß sie unter den qualvollsten Schmerzen ihren Geist aufgab.

Nun sollte die „böse Gräfin" keine Ruhe mehr finden und beständig an ihre Mordtat erinnert werden. Die Blutspuren an der Wand des Saales wollten nicht verschwinden, sooft sie auch die Gräfin übertünchen ließ. Immer wieder kamen sie zum Vorschein und erinnerten sie an ihre entsetzliche Tat. Ja noch mehr! Allnächtlich erschien zur Geisterstunde die junge Gräfin im Saale, mit einem weißen Atlaskleid angetan und einem grünen Kranz auf dem Haupte. Ihrem Mund entströmten Klagelieder, in denen sie des vor Gram ihr in den Tod gefolgten Ignaz gedachte. Dann rief sie seufzend dreimal den Namen ihrer Mutter. Ging die mitternächtige Stunde zu Ende, so schlug der Geist mit einem blutgetränkten Tuch gegen die Wand, so daß die Spuren immer wieder scharf zum Vorschein kamen. Angst und Furcht peinigten die Mörderin, wenn sie den Saal betreten sollte. Ihr alter Diener Johann, der allein ihre Huld und ihr Vertrauen genoß, mußte daher ihr steter Begleiter sein.

Im ganzen Städtchen und in allen Nachbarorten erzählte man von der bösen Gräfin, von ihrer Schreckenstat und von der nächtlichen Geistererscheinung im Schloßsaale. Daß es da auch manch herbes Wort über die Gräfin zu hören gab, finden wir sehr natürlich. Das Schlimmste dabei war nur, daß der Diener Johann mit verstellter Miene die Stimmung des Volkes auszukundschaften suchte und die für die Gräfin durchaus nicht schmeichelhaften Äußerungen der Leute seiner Herrin überbrachte. Ihr finsterer, böser Sinn fand dadurch immer wieder neue Nahrung.

Einst gab es im Städtchen ein glückliches Paar. Anton und Bärbel, die Kinder der beiden angesehensten Bürgerfamilien von Deutsch-Neukirch, waren einander in Liebe zugetan und sollten bald ihre Hochzeit feiern. Die Gräfin wollte niemanden glücklich wissen und entwarf einen boshaften Plan zum Verderben der jungen Leute. Sie ließ Bärbel eines Tages durch Joseph den Läufer auf das Schloß rufen unter dem Vorwande, daß sie sich einer besonderen Gunst der Gräfin zu erfreuen habe. Zwar ahnten die Eltern des Mädchens nichts Gutes, doch der Wille der Gräfin mußte erfüllt werden. Bald stand Bärbel vor der ihr freundlich entgegentretenden Gutsherrin. Nachdem diese durch wohlwollende Worte das Zutrauen des harmlosen Mädchens gewonnen hatte, eröffnete sie ihr, daß sie die Absicht habe, ihr eine ganz besondere Gnade zu erweisen. Sie solle Frau Bürgermeisterin von Neukirch werden, wenn sie sich entschließen könne, die Gattin ihres treuen Dieners Johann zu werden. Schüchtern erwiderte Bärbel, daß sie auf diese Ehre dankend verzichten müsse. Eine solche Antwort hatte die Gräfin nicht erwartet. Sogleich verschwand die bisherige Milde aus ihrem Antlitz. Mit erhobener Stimme forderte sie von Bärbel die Einwilligung in ihren Plan; sonst müsse sie in den Kerker wandern, bis sie eines anderen Sinnes sei. Bärbel verriet nun der Gräfin, daß sie bereits einen Bräutigam habe und diesem nicht untreu werden wolle. Da wurde die Drohung der Gräfin zur Tat. Bärbel mußte ins Burgverließ wandern, wo ihr nur Nattern und Kröten Gesellschaft leisteten. Qualvolle Tage und Nächte brachte das arme Mädchen in dem ekelhaften Raume zu. Endlich wurde sie der Gräfin wieder vorgeführt. Noch immer weigerte sich Bärbel, des alten Dieners Weib zu werden. Zornentbrannt ließ die Gräfin sie wieder in den Kerker abführen und erhöhte ihre Pein durch Entziehung der Nahrung.

Nach weiteren qualvollen Tagen wurde Bärbel von der grausamen Gräfin aufs neue vernommen. Das zur Verzweiflung gebrachte Mädchen willigte nun scheinbar in den Plan der Gräfin ein, um Befreiung von der schrecklichen Pein zu erlangen.

Hocherfreut über das Gelingen ihrer Ränke, bereitete die Gräfin die Hochzeit vor. Sie sollte im Schloßgarten unter zahlreicher Beteiligung der Bewohner von Neukirch statt-

finden. Auch Anton sollte zugegen sein. Der Pfarrer von Neukirch wurde zur Vollziehung der Trauung geladen.

Der Hochzeitstag kam herbei, und Bärbel schritt an der Seite Johanns zu dem im Garten errichteten Traualtar. Schweigend umstanden die zur Feier geladenen oder vielmehr befohlenen Gäste das Brautpaar. Der seines Glückes beraubte Anton suchte seinen Platz in unmittelbarer Nähe der Braut. Als Bärbel vor dem Priester bekennen sollte, daß sie nur Johann und keinen anderen liebe, ergriff sie die Hand Antons, zog ihn an sich und verkündete dem Pfarrer mit lauter Stimme, daß sie keinen anderen als diesen liebe. Johann, der lange schon die Rache Antons fürchtete, räumte diesem ohne Widerstand den Platz an der Seite Bärbels ein, eilte zur Gräfin und bat sie, zu Bärbels Verbindung mit Anton ihre Zustimmung zu geben; er verzichte auf die Hand des Mädchens, das in seiner Liebe zu Anton doch nicht zu erschüttern sei.

Auch im Innern der grimmigen Gräfin ging eine Wandlung vor sich. Gerührt von der Treue und Standhaftigkeit Bärbels ließ sie das junge Paar mit den Angesehensten der Gemeinde in den Saal des Schlosses kommen. Hier erklärte sie feierlichst, daß sie in den Herzensbund der beiden jungen Leute einwillige und zu ihrer ehelichen Verbindung ihren Segen gebe. Als Brautgeschenk solle das nun glückliche Paar die Befreiung seines Besitztums von allen Lasten und Verbindlichkeiten der Gutsherrschaft gegenüber erhalten.

Und siehe, in demselben Augenblick erscheint die verstorbene junge Gräfin vor den im Saale Versammelten, aber nicht trauernd und klagend, sondern mit freudestrahlendem Antlitz. In ihrer Rechten hält sie einen Palmenzweig, den sie segnend über das Brautpaar niedersenkt. Heilige Stille herrscht unter den Anwesenden. Nach wenigen Augenblicken verschwindet der Geist, um sich nie wieder im Schlosse sehen zu lassen.

Die drei Blutflecken.

In Löwitz wohnte vor langer Zeit eine böse Frau, die ein Mädchen hatte. Einmal schickte sie das Mädchen um Branntwein; aber es brachte keinen guten. Da schlug die Frau das Mädchen so an die Wand, daß das Blut umher-

spritzte und das Mädchen tot war. An der Wand waren drei Blutflecken zu sehen. Die Frau, die das Mädchen heimlich vergraben hatte, übertünchte sie, aber immer wieder kamen sie zum Vorschein. So wurde der Mord bekannt und die Frau gerichtet. Handschriftlich von Paul Matzner, Bratsch.

Mutterliebe übers Grab hinaus.

Wenn früher eine Frau starb, die ein Kind hinterlassen hatte, das noch nicht sechs Wochen alt war, mußte man abends das Bett aufdecken. Denn da kam die Mutter, um Ruhe zu finden. Wenn sie das nicht taten, hatte sie keine Ruhe. Dies sollten sie tun, bis das Kind sechs Wochen alt war. Handschriftlich von Martha Seifert, Bratsch.

Die weiße Frau erscheint dem Dechanten Rücker in Leisnitz.

In Leisnitz bei Leobschütz lebte bis in die Mitte der siebziger Jahre der hochgeachtete Dechant Rücker. Er war ein durchaus gelehrter Mann und ein Priester nach dem Herzen Gottes. Auch diesem soll die „weiße Frau" mehrmals erschienen sein, wie er sich selbst zu seinem Verwandten, dem in Leobschütz im Ruhestande lebenden Hauptlehrer Arnold Schindler, darüber ausgesprochen hat. Dechant Rücker stammte aus Böhmen, und jedesmal, wenn in seiner Heimat jemand von seinen Angehörigen starb, erschien ihm des Nachts die „weiße Frau". Mitten im Schlafe hörte er seinen Namen rufen, und wenn er dabei erwachte, so sah er zu seinen Füßen eine lichte Frauengestalt stehen. Sie antwortete jedoch auf keine seiner Fragen und war nach einer Weile wieder spurlos verschwunden.

Philo, Schlesien. 1884.

Die weiße Braut im Schlosse zu Katscher.

Der frühere Graf Gaschin hatte eine Tochter. Als sie 18 Jahre alt war, sollte sie von ihrer Mutter gezwungen werden, eine Ehe einzugehen. Da sie aber den Mann nicht lieb hatte, vergiftete sie sich. Seitdem erscheint die weiße Braut an ihrem Todestage um die Geisterstunde im Schlosse.

Handschriftlich von Franz Pokorny, Katscher.

Der Spuk in der Schloßküche.

Vor vielen Jahren war im Schlosse Pilgersdorf eine Frau im Dienst, die im ersten Stockwerke in der Küche schlief. Einmal um Mitternacht lag die Frau munter. Da hörte sie, wie jemand ausfegte und die Teller auf die Erde warf. Als sie morgens aufstand, war von dem, was sie gehört hatte, nichts zu sehen.

Handschriftlich von Luzia Heidrich, Pilgersdorf.

Der Poltergeist in Schloß Dobersdorf.

Als die Rinderpest in Dobersdorf herrschte, war zur Bekämpfung der Pest das Görlitzer Jägerbataillon einquartiert. Den Soldaten wurde erzählt, daß es im Schlosse spuke. Die Jäger wollten das nicht glauben, sondern sich selbst davon überzeugen. Einige begaben sich vor der zwölften Stunde in das Schloßzimmer, wo es umging. Es dauerte nicht lange, da ging der Krach los. Hinter dem Ofen wurde hervorgeschossen und geworfen, daß alle Reißaus nahmen.

Des anderen Tages aber faßte sich einer ein Herz und sagte: „Mag kommen, was da will, ich schieße." Er nahm sich das Gewehr mit und legte sich in der Gespensterstube ins Bett. Er wollte so tun, als ob er schliefe. Es dauerte nicht lange, da ging der Lärm wieder los. Als der Jäger sich umblickte, sah er eine schwarze Katze am Ofen sitzen. Er zielte und schoß auf sie. Da verschwand die Katze. Die Kugel prallte vom Ofen ab und schlug in die Wand. Das Loch davon war immer noch zu sehen, bis das Schloß ausgebessert wurde.

Handschriftlich von Maria Tiller, Dobersdorf.

Der verstorbene Gutsbesitzer geht im Stalle um.

Der Schaffer des Dominiums mußte jede Nacht beim Vieh schlafen. Als es einmal elf Uhr war, hörte er plötzlich ein Brausen. Das Vieh sprang aneinander, daß die Ketten klirrten. Auf einmal kam ein Mann ohne Kopf herein, schritt durch alle Gänge und besah das Vieh. Dann ging er zu der Tafel, auf der alles aufgeschrieben war und zeigte mit den Fingern darauf. Als es zwölf Uhr war verschwand er. Das

wiederholte sich alle Tage. Der Schaffer behauptete, daß der Geist der alte verstorbene Gutsherr gewesen ist.

Handschriftlich von Elisabeth Tiller, Dobersdorf.

Der Poltergeist auf dem Schüttboden.

Zwei Mädchen, Czerner und Meier, waren einmal auf dem Schüttboden des Dominiums in Soppau. Als sie arbeiteten, fing es auf einmal zu poltern an. Es war gerade so, als wenn jemand ein Zentnergewicht von den Stiegen herunterwerfen würde. Da bekamen sie beide Angst. Als sie herausgelassen wurden, war nichts von einem Gewichte zu sehen.

Handschriftlich von Mathilde Scholz, Soppau.

Die verwunschene Gräfin.

Zwischen Bratsch und Türmitz stand ein Gutshof. Er gehörte einer Gräfin. Sie war eine böse Frau. Deshalb wollte niemand bei ihr dienen. Alle Mädchen, die zu ihrem Gute gehörten, mußten sich auf ihren Befehl im Gutshofe aufstellen, wo sie sich die schönsten aussuchte. Die mußten bei ihr dienen. Die Gräfin behandelte sie sehr schlecht; deshalb waren die Mädchen sehr böse auf sie und verwünschten sie bis in die Hölle. Als sie gestorben war, soll der Teufel in Gestalt einer schwarzen Katze auf ihrem Sarge gesessen haben. Der Gutshof soll im Sumpfe versunken sein. Es ist nur noch ein Brunnen übrig geblieben, der heute noch steht.

Handschriftlich von Hedwig Sigfanz, Bratsch.

Der Spuk im Hennerwitzer Schlosse.

In dem alten Hennerwitzer Schlosse ist es in der Nacht immer umgegangen. Wenn die Köchin erwachte, hörte sie immer ein Klappern und ein Klirren in den Gefäßen. Da nahm sie stets ihr Wams und schlug um sich. Da hat der Lärm sofort aufgehört.

Nach mundartl. Handschrift von Richard Römel, Hennerwitz.

Die Betten eines Toten.

Die Frau des Schuhmachers Cl. erzählte: Sie sei einmal nach Neundorf gegangen und sei gegen Abend in einer Wirtschaft eingekehrt, wo sie um Nachtquartier gebeten habe, weil sie ganz ermüdet war. Die Leute waren freundlich und gaben ihr eine Kammer, in der ein Fenster auf den Kirchhof hinausging. In der Nacht merkt sie, daß jemand auf ihr liegt und sie „würgt". Sie sucht sich immer frei zu machen, aber die halbe Nacht hindurch fühlt sie das Drücken. Sie sagt aber am anderen Morgen den Leuten nichts, bedankt sich schön und geht nach Hause. Nach einem Jahre kommt sie wieder dorthin, und weil die Leute früher so freundlich gewesen waren, bittet sie wieder um Unterkunft. Es wird ihr dieselbe Kammer angewiesen. Und als es gegen Mitternacht kommt, sieht sie „Fünfe" durchs Fenster hereinsteigen, und diese fallen über sie her, und sie kämpft mit ihnen die ganze Nacht, daß sie frühmorgens ganz matt ist. Nun sagt sie es endlich den Leuten, und da erfährt sie, daß sie in den Betten eines Verstorbenen geschlafen habe.

Kühnau in Mitt. Heft 16, 1906.

Der Spuk im Kuhstalle.

Im vorigen Jahrhundert wurde im früheren Dominium von Dobersdorf ein Brunnen gebaut. Die Brunnenbauer aus Branitz mußten im Kuhstall übernachten. Fast jeden Tag kamen sie zu dem damaligen Schaffer und klagten ihm, sie könnten dort wegen des großen Lärmes nicht schlafen. Der Schaffer glaubte es nicht, bis er einige Zeit darauf bei drei Kühen, die krank waren, Nachtwache halten mußte.

Als er eines Abends seinen Posten angetreten hatte, ging mit einem Male um Mitternacht die Stalltür leise auf. In der Tür erschien eine unbekannte Gestalt. Das Licht war plötzlich dem Erlöschen nahe. Die Gestalt lief auf der einen Seite an der Krippe entlang. Es entstand ein fürchterliches Geklirr, und alle Kühe wollten sich von der Krippe losreißen. Die Gestalt durchwanderte den ganzen Stall und kam auch auf den Schaffer zu; ging aber doch an ihm vorbei und schlich dem Ausgange zu. In demselben Augenblicke, als

die Gestalt den Stall verlassen hatte, fing das Licht an heller zu brennen, und es war auch wieder Ruhe im Stalle.

Handschriftlich von Joseph Kieslich, Dobersdorf.

Der umgehende Bauer reitet seinen Schimmel.

Auf einer Wirtschaft zu Kreuzendorf lebte zur Jugendzeit meines Vaters ein Bauer mit Namen Meise, den alle Leute „Meise mit dem Pruwetenschimmel" nannten. Er hatte nämlich einen großen, prächtigen Schimmel, der das ganze Jahr nichts zu tun brauchte, als nur in der Ernte den Schlepprechen zu ziehen oder zu „kratzen," wie das Volk sagt. Der Bauer aber war so geizig, daß er drei-, viermal „kratzte", damit nur ja keine Ähre für die „Klauber" (Ährenleser) liegen bleibe. Er starb. Doch alle Abende zur Mitternacht „kam er wieder" und ritt im Stalle seinen Schimmel, daß derselbe danach vor Mattigkeit niedersank und ihm der „Geifer" (Schaum, Schweiß) zollhoch am Körper stand.

Philo, Schlesien, 1884.

„Ihr kocht, aber essen werdet ihr's nicht."

In Bauerwitz gilt heute noch das Sprichwort: Ihr kocht, aber essen werdet ihr es nicht! Es kommt von folgender Sage:

Einmal waren drei Männer, die taten sich zusammen, um miteinander zu wirtschaften. Ehe sie sich aber einigten, sprach der eine, der eine schwere eiserne Stange hatte, zu den beiden anderen: „Wenn ihr die Stange heben könnt, dürft ihr mit mir wohnen." Sie konnten es. So lebten sie zusammen. Einer von ihnen mußte zu Hause bleiben und kochen, während die anderen in die Arbeit gingen. Um halbzwölf, als alles so schön kochte, kam plötzlich ein kleiner schwarzer Mann in die Küche und sagte: „Du kochst, aber essen wirst Du es nicht." Er ging zur Ofenplatte und riß alles, was darauf stand, herunter.

Bald darauf kamen die beiden anderen zum Mittagessen. Da erzählte ihnen der Koch, was geschehen sei. Sie lachten ihn aus, und der zweite sagte: „Ich werde morgen kochen." Ihm ging es aber ebenso wie dem ersten. Darauf blieb der dritte zu Hause. Als er so kochte, kam um halbzwölf das

schwarze Männchen und sagte dasselbe wie beim ersten und zweiten. Der dritte aber sprach: „Was, ich werde nicht essen? Zwei Tage habe ich gefastet.“ Er nahm die eiserne Stange und wollte auf das Männchen zuschlagen. Als dies das sah, lief es fort und kam nie mehr wieder. Jetzt konnten die drei ruhig kochen und essen.

Mündliche Mitteilung von Konstantin Mosler, Bauerwitz.

Prophezeiung vom Keller des Wankerschen Hauses zu Leobschütz.

In Leobschütz war eine Prophezeiung verbreitet, die sich auf den nur mit einer Holzdecke versehenen Keller des alten Wankerschen Hauses (Troppauer Straße) bezog. Es hieß, daß derjenige, der diesen Keller überwölben werde, sterben sollte, ehe das Gewölbe fertig wäre. Robert Wanker wölbte ihn ein und starb wirklich, ehe der Bau fertig war. (Wilpert sagt: wenn er sich nicht irre, an einer Verkältung, die er sich beim Baue zugezogen hatte, anno 1842.) Die Mutter Wankers ging nie allein in den Keller, weil es hier nicht geheuer sein sollte. Doch wurde später nichts Ungeheuerliches darin wahrgenommen.

Kühnau, Sagen III, S. 435. Handschriftlich von Dr. Wilpert aus Leobschütz.

Die Seele einer Verstorbenen als Kröte und weißes Vögelchen.

Es war einmal eine alte Frau in Soppau, die alle Jahre auf den Burgberg ging. Als sie gestorben war und die Leute wieder auf den Burgberg gingen, kam ihnen immer eine Kröte nachgesprungen. Die Leute warfen nach ihr, aber sie trafen sie nicht. Als sie auf dem Burgberge waren und zur Kirchtür eintraten, sprang auch die Kröte mit hinein. Als sie in der Kirche war, hüpfte sie auf den Altar. Als sie herabfiel, wurde sie ein weißes Vögelchen. Das Vögelchen flog während der heiligen Messe in der Kirche umher. Dann war es verschwunden. Handschriftlich von Emil Seidel, Soppau.

Die Seele einer Verstorbenen als graues Männchen.

Als die Frau Beier aus Soppau im Sterben lag, da sprach die Frau Birkhan: „Wenn Du gestorben sein wirst, werde ich für Dich eine heilige Messe lesen lassen.“ Als die Frau Beier gestorben war, kam sie in Gestalt eines grauen Männchens zu ihr. Die Frau Birkhan sagte es ihrem Manne. Eines Abends kam das Männchen wieder. Da war der Mann gerade zu Hause. Er sah, wie die Tür aufging und ein Männchen herein kam. Es stand solange, bis die Frau Birkhan sagte: „Bist Du die Frau Beier? Wenn Du es bist, so werde ich morgen die heilige Messe für Dich lesen lassen.“ In Soppau war gerade zu jener Zeit kein Pfarrer, sonst hätte sie die heilige Messe schon lesen lassen. Sie ging deshalb am andern Tage nach Bratsch und bestellte für die Frau Beier eine heilige Messe. Von nun an kam das Männchen nicht mehr. Handschriftlich von Alfons Riedel, Soppau.

„Wo tu ich's hin?“

Es war einmal ein Müller, dem hatte eine Frau etwas gestohlen. Die Frau starb. Wenn der Müller des Abends mahlte, rief immer eine Stimme von unten: „Wo tu ich's hin?“ Eines Abends rief es wieder so. Da sprach der Müller: „Tu's hin, woher du es genommen hast.“ Nun hatte er Ruhe. Handschriftlich von Hildegard Lux, Bratsch.

Die Dirschelmutter.

Im Jahre 1621, am Vorabend des Allerheiligenfestes, kehrten zwei Dirscheler Weber, namens Libor und Wigand, aus Troppau zurück. Sie waren mit ihren Erzeugnissen schwer bepackt dahin zum Markt gezogen. Der damaligen Kriegswirren wegen war es ihnen leider nicht möglich gewesen, die Ware an den Mann zu bringen, und so mußten sie ihre großen Leinwandpäcke wieder nach Hause schleppen. Die notwendigen Einkäufe von Lebensmitteln hatten unterbleiben müssen. Bei dem undurchdringlichen Nebel und dem Sturme, der sich erhoben hatte, waren sie schon wiederholt gestrauchelt. Traurig und erschöpft keuchten sie unter ihrer

Bürde. So kamen sie recht langsam vorwärts. Indessen trat die Nacht ein. Die Müdigkeit übermannte sie so, daß sie ihre Bündel ins Gras warfen und ihr Haupt darauf zur Ruhe legten, um sich durch eine kurze Rast zu erholen. Als sie sich wieder erheben wollten, sanken beide unter lautem Aufschrei nieder. Heftiger Schmerz peinigte sie im Rücken und in der Brust, und ihre Beine waren wie gelähmt. Dazu war der Nebel zu Regen und der Sturm zu einem Orkan geworden. Rettungslos waren sie allen Unbilden des Wetters preisgegeben. Von Fieberfrost geschüttelt, glaubten sie, sie würden den nächsten Tag nicht mehr erleben. Hätte sie jetzt auch ein vorübergehender Wanderer bemerkt und noch lebend zu ihren Angehörigen gebracht, ein langes Siechtum wäre doch die unausbleibliche Folge dieses schrecklichen Abends gewesen.

Den lauten Ausbrüchen ihres Schmerzes folgte ein leises Jammern und Aechzen. Endlich sank Libor, der ältere von beiden, in einen tiefen Schlaf. Sollte diesem Schlummer kein Erwachen mehr folgen? In Eile packte Wigand seine Leinwand aus und breitete sie über den Schlafenden, um ihn nach Möglichkeit vor Kälte und Nässe zu schützen. Durch diese rasche Bewegung war Wigands Blut in Wallung gekommen, und er vermochte sich zu erheben. Ohne seiner Schmerzen zu achten, eilte er, so schnell er eben konnte, nach dem nächsten Dorfe, um Hilfe zu holen.

Aber kaum hundert Schritte war er gegangen, da leuchtete plötzlich ein Strauch am Wege in hellem Glanze auf, und das aus ihm rauchlos hervorbrechende Feuer ließ alles um ihn her wie in Licht gebadet erscheinen. Unwillkürlich hemmte Wigand seine Schritte, während den Flammen eine in dichten Nebel gehüllte Gestalt entstieg und ihm entgegentrat. Unmittelbar vor ihm wich die dunstige Hülle; ein in überirdischer Schönheit strahlendes Weib von hoher, edler Gestalt, in ein goldig schimmerndes Gewand gehüllt, auf dem Haupte eine blitzende Krone tragend, stand vor dem Erstaunten und blickte ihn mit holdseligem Lächeln an.

Der arme Weber sank auf seine Knie und entblößte sein Haupt.

„Wer bist du, heiliges Wesen? Etwa ein Engel Gottes, mir zur Rettung gesandt?“ stammelte er ehrfurchtsvoll.

„Nein, ein Geschöpf wie du," entgegnete sie sanft, „wenn auch von andrer Art. Doch folge mir!"

Dabei berührte sie mit ihren Händen das Haupt des Knieenden und bedeutete ihm, sich zu erheben.

Wunderbar gestärkt stand er auf. Ohne Ermüdung zu verspüren, von dem Lichte beleuchtet, das von ihr auszugehen schien, folgte er seiner rätselhaften Führerin durch Wald und Au. Endlich hielt sie vor der Spalte eines Felsens an. Zauberische Helle strahlte ihm aus dem Innern des Berges entgegen; durch weite, hochgewölbte Gänge schritten beide unter den zarten Tönen eines lieblichen Gesanges bis zu einem von glitzernden Säulen getragenen Gemache. Hier machte die Führerin Halt und sagte zu Wigand:

„Du fragest, wer ich sei. Wohlan, ich will dir's künden! Vor langen Zeiten herrschte hier mein Gemahl Babor als gewaltiger König. Er führte viele Kriege, und die Götter machten seinen Namen berühmt durch glänzende Siege. Auch mit großem Reichtum beschenkten sie ihn, ja mit den kostbarsten Schätzen der Welt. Aber eins versagten sie ihm hartnäckig: einen Sohn, dem er sein großes Reich und seinen Ruhm hätte vererben können. Babor baute den Göttern, um sie geneigt zu stimmen, prächtige Tempel, und es verging kein Tag, wo er ihnen nicht junge Stiere und feiste Schafböcke opferte. Aber alles half nichts, die Götter blieben hart.

Da wurde der König zornig und beschloß, eine Stadt zu bauen, so groß und schön, wie es noch keine auf Erden gegeben habe. Diese Stadt sollte seinen Namen tragen und ein Denkmal sein, durch das er unvergessen bleibe Jahrtausend um Jahrtausend. Und er berief die berühmtesten Baumeister seines Reiches und stellte Arbeiter an in solchen Scharen, daß niemand sie zählen sollte. Und sie mußten Wälder niederschlagen, Steine herbeischaffen und behauen und alles tun, was nötig war. Damit die Arbeit aber munter vorwärts gehe, bestellte der König Aufseher, welche die Leute peinigten und ihnen kaum Zeit ließen zu ruhigem Atemholen. Dabei bekamen sie nicht einmal hinreichend zu essen. Um den Hunger zu stillen, machten sich viele einen Brei aus gipsartiger Erde und Wasser, kneteten Wurzeln und Pflanzenfasern darein und aßen davon. Endlich war die Stadt fertig, und der König nannte sie stolz Baborow.

Inmitten der herrlichsten Tempel und Paläste erhob sich seine Burg, eine Riesenburg, deren Kammern und Gewölbe zahllos waren und doch seine unermeßlichen Schätze an Gold und Silber und Edelsteinen kaum fassen konnten.

Nun kannte der Uebermut des Königs keine Grenzen mehr. Recht und Gerechtigkeit hatte er von jeher mit Füßen getreten, jetzt höhnte und verspottete er aber auch die Götter, wo er nur konnte. Diese ergrimmten endlich und sandten ihm die Pest in die Stadt. Und die Pest ging durch die Straßen und würgte zahllose Menschen; kein Haus blieb verschont. Babor jedoch fühlte kein Mitleid mit seinen Untertanen.

Nur ich mühte mich unablässig, die Götter zu versöhnen. Heimlich legte ich meine Prunkgewänder ab, zog ein schlichtes Bußkleid an und stieg hinab in die Hütten der Armen, tröstete und pflegte die Kranken und drückte den Sterbenden die Augen zu. Als der König dies erfuhr, loderte sein Zorn gewaltig auf und er befahl, die Tore der Burg zu schließen und alle Eingänge mit dem bloßen Schwert zu bewachen, so daß ich nicht mehr die Burg verlassen und auch niemand von draußen nach innen dringen konnte. Doch die Pest kehrte sich nicht an die geschliffenen Waffen, und am nächsten Tage stand sie am Bett des Königs. Da vergaß ich seiner Härte und eilte, ihn zu pflegen. Er aber lachte und tobte, ballte die Fäuste wider den Himmel und stieß einen furchtbaren Fluch aus.

In demselben Augenblick aber krachte ein gewaltiger Donnerschlag, die Lüfte brausten, die Erde öffnete sich und verschlang Baborow, die stolze Riesenstadt, mit Mann und Maus. Und nichts ist davon geblieben als der Hügel, den ihr alle kennt, auf dem ihr alle schon gewesen seid; Heinberg wird er genannt.

Ich allein fand Gnade vor den Göttern. Sie gewährten mir die Gunst, das Unrecht meines Gemahls zu sühnen. Sie wiesen mir den Heinberg zur Wohnung an und übertrugen mir die Aufsicht über die versunkenen Schätze. Und in gewissen Nächten des Jahres muß ich wie heute hinaufsteigen zur Oberwelt, um arme Wanderer mit Gaben zu beschenken, mit Goldtalern, kostbaren Gefäßen und Edelsteinen, und muß dies tun, bis der unermeßliche Reichtum einst aufgeteilt ist. Dann bin ich erlöst und Babors Schuld ist gesühnt."

Nach diesen Worten wies sie Wigand nach einer Ecke des Gemachs, wo Gold und Edelsteine lagen. „Nimm davon," sprach die Fürstin, „so viel du willst und teile es mit deinem Gefährten; wendet es aber gut an, und betet für die Dirschel."

Hastig ergriff Wigand ein bis zum Rande mit Goldstücken gefülltes Gefäß und rief erfreut: „Gott sei Dank, nun bin ich reich für mein ganzes Leben!" Da erhob sich ein fürchterliches Getöse um ihn her, finstere Nacht umgab ihn, und besinnungslos stürzte er nieder.

Der Morgen graute, als Wigand an der Seite seines Kameraden erwachte. Schlaftrunken rieb er sich die Augen und weckte Libor, der sich zu seiner freudigen Ueberraschung gesund und frisch von seinem Lager erhob.

Während nun beide ihr Bündel schnürten, erzählte Wigand den Traum, den er gehabt hatte und bedauerte lebhaft, daß die Wirklichkeit dem nicht entsprach. „Danken wir Gott, daß wir gesund sind," entgegnete Libor, „das andere wird sich mit seiner Hilfe schon finden!" Als sie sich zum Gehen anschickten, gewahrte Libor am Wege ein altertümliches Steingefäß und machte Wigand darauf aufmerksam.

Neugierig wollte dieser es aufheben; da entglitt es seiner Hand und zerschellte. Der Inhalt aber, eine große Menge funkelnder Goldmünzen, wie ihn die armen Weber in ihrem ganzen Leben noch nicht gesehen hatten, rollte zu ihren Füßen.

„Ach, die gute Dirschel," rief Wigand jubelnd aus, „so war es doch kein Traum!"

Sie sammelten nun ihren Schatz und teilten sich darein. Dann traten sie, vom Glück berauscht, ihren Heimweg an, wo die Ihrigen sie mit banger Sehnsucht erwarteten. Aller Sorgen um das tägliche Brot ledig, überließen sie sich nicht einem behaglichen Nichtstun, sondern blieben fleißig und sparsam wie bisher und erreichten im Kreise ihrer Familien ein hohes, gottgesegnetes Alter. Der Kirche aber spendeten sie einen Teil ihres Vermögens mit der Bestimmung, daß für das Seelenheil der hochherzigen Fürstin am Tage Aller-heiligen Messen gelesen werden sollten.

Die Dirschel hat niemand mehr erblickt.

Hofrichter, Heimatkunde S. 363.

Der versunkene Mann.

Einst kam ein Bauer spät am Abend vom Felde. Im ruhigen Fahren blieben die Kühe auf einmal stehen. Der Bauer stieg vom Wagen ab und ging zu ihnen. Da sah er einen Mann vor den Kühen stehen, der nicht weggehen wollte. Da trieb der Bauer den Mann fort und verfolgte ihn noch eine Strecke Weges. Als er ihn fast erreicht hatte, versank der Mann in die Erde und war verschwunden.

Handschriftlich von Rudolf Heider, Türmitz.

Der Geist eines Erhängten.

Mein Großvater diente in seinen jungen Jahren bei einem Bauer in Badewitz. Das Bett hatte er im Pferdestall stehen. Eines Abends, als er sich schlafen gelegt hatte, zog ihm jemand das Kissen unter dem Kopfe fort. Er wunderte sich darüber, nahm aber das Kissen wieder und legte sich ruhig darauf. Es dauerte nicht lange, so wurde ihm das Kissen wieder weggezogen. Jetzt stand er auf und band das Pferd ein Stück weiter zurück; denn er glaubte nicht anders, als daß ihm das Pferd das Kissen fortgezogen hätte. Er legte sich wieder auf sein Lager; aber nach kurzer Zeit wurde ihm das Kissen zum dritten Male fortgezogen. Da stand er auf, nahm sich ein Bund Stroh und legte sich mitten im Stalle nieder, doch auch das Strohgebund wurde ihm fortgezogen. Der Großvater sagte niemandem ein Wort darüber, legte sich aber von nun an auf dem Heuboden zur Ruhe nieder.

Eines Tages kam ein alter Bettler und bat, übernachten zu dürfen. Gern trat ihm mein Großvater das Bett im Stalle ab, schloß aber den Stall zu. Am anderen Morgen stand der Bettler an der Tür und bat, ihn doch herauszulassen. In dem Stalle würde er nie mehr übernachten. Ihm war es ebenso ergangen, wie meinem Großvater. Später stellte es sich heraus, daß sich in dem Stalle ein Mann erhängt hatte.

Handschriftlich von Else Leßmann, Soppau.

Der Sägemüller als Reiter ohne Kopf.

Vor vielen Jahren stand auf der Grenze zwischen der Türmitzer und der Peterwitzer Feldmark in der sogenannten

„Mahle" eine Brettsäge. Sie war in der Gegend, wo jetzt das Bahnwärterhäusel steht, auf der Krätschmerlehne.

Im Anfange ging das Geschäft sehr gut. Aber mit einem Schlage wollte es dem Sägemüller nicht recht gedeihen. Er wirtschaftete schlecht und geriet ganz in Schulden. Aus Verzweiflung darüber wollte er sich das Leben nehmen. Ohne sich lange zu bedenken, ließ er sich von seiner Säge den Kopf abschneiden. Da lebt im Volksmund die Sage: Der Sägemüller geht um. Und richtig. Ein Türmitzer Mann ging einmal nach Türmitz dreschen. Sein Weg führte über die Krätschmerlehne. Wie er bis zu dem Hagebuttenstrauche kam, der jetzt noch steht, war dort ein Pferd angebunden. Das Pferd sah schwarz aus und hatte weiße Füße. Der Mann ging ohne Furcht vorbei. Er meinte, es sei das Pferd eines Grenzbeamten, der nachsehen kam, ob die Grenzjäger auf ihrem Posten ständen. Als der Mann ein paar Schritte gegangen war, hörte er das Pferd hinter sich traben. Er sah sich um und sah das Pferd, das einen Reiter ohne Kopf trug. In demselben Augenblicke hatte das Pferd die Vorderhufe dem Arbeiter auf die Schultern gelegt. Der Arbeiter mußte das Pferd bis zum Querwege tragen. Jetzt war ihm schon angst und bange. Er war bereits ganz erschöpft. Da rief er aus: „Jesus, Maria und Josef". Im gleichen Augenblicke war das Pferd mit dem Reiter ohne Kopf verschwunden. Handschriftl. von Martha Elsner, Türmitz.

Der Geistermüller vom Mahlberge.

Vor langer Zeit stand am Waldbach des Mahlberges zwischen Türmitz und Peterwitz eine Mühle, mit welcher gleichzeitig eine Brettsäge verbunden war. Der letzte Besitzer der Mühle war ein gar gottloser Mensch. Mit Fluchen und Schelten fing er den Tag an, mit Lästerungen und Verwünschungen beendete er ihn. Als einziges lebendes Wesen leistete ihm ein großer schwarzer Wolfshund Gesellschaft. Weit und breit war der schreckliche Müller verrufen und gefürchtet, und da niemand mehr bei ihm mahlen lassen wollte, standen die Räder der Mühle bald still. Darob verfiel er in derartige Wutausbrüche, daß er unter fürchterlichen Flüchen sich und seine Mühle und alles zum Teufel wünschte. Bei einem schrecklichen Gewitter, das bald darauf losbrach

und das Waldtal durchbrauste, ist seine gräßliche Verwünschung in Erfüllung gegangen. Die Mühle wurde vom Blitz getroffen und sank mit der Zeit zu einem Schutt- und Trümmerhaufen. Den Müller selbst fand man mit abgesägtem Kopfe neben der Brettsäge, der schwarze Wolfshund war verschwunden. Unbeerdigt wurde der Gerichtete liegen gelassen, denn die, die ihn gefunden, wurden von Entsetzen gepackt und flohen den Ort des Grauens. Scharen von Raben umkreisten mit heiserem Geträchz lange Zeit die schauerliche Stelle, und wilde Tiere zerstreuten die Knochenreste nach allen Windrichtungen. Lange Zeit hat kein ehrbarer Mensch gewagt, jene Stätte zu betreten.

Soweit die Sage. Dieselbe wurde im Laufe der Zeiten noch durch allerhand Zutaten erweitert oder verwischt, und bald hieß es, der kopflose Müller könne keine Ruhe finden und ziehe in gewitterschweren Nächten als Geist um die Stätte seiner Verwünschung. Beerensuchende Kinder wagen auch heute noch nur am hellen Tage und äußerst selten, jene einsame Gegend zu betreten. Dort, wo die Gemarkungsgrenze der Gemeinden Türmitz und Peterwitz aneinander stößt, dicht neben der Bahn Leobschütz-Jägerndorf am Talbach wird die Stelle gezeigt, wo einst die Mühle gestanden haben soll. Handschriftlich von J. Rother, Konstanz.

Der verwunschene Graf von Burg Branitz.

Wo jetzt die Mälzerei in Burg-Branitz ist, war vor vielen Jahren ein Schloß, und dort hat ein böser, böser Graf gewohnt. Er hat die Leute bei der geringsten Kleinigkeit geschlagen, daß sie liegen blieben. Der Graf hatte auch einen alten Schäfer, der war schon Jahre und Jahre bei ihm. An einem Tage wollte der Schäfer wieder die Schafe heimtreiben; sie waren aber noch nicht ganz satt. Da kam gerade der Graf auf dem Pferde geritten und kriegte darüber eine solche Wut, daß er dem Schäfer mit der Reitpeitsche ins Gesicht schlug. Da sagte der Schäfer zu ihm: „Du wirst mich nicht mehr schlagen. Nach Deinem Tode sollst Du herumreiten bei Tag und bei Nacht und keine Ruhe im Grabe finden.“ Und richtig! Als der Graf starb, fand er keine Ruhe. Er ritt die ganze Nacht auf einem Pferde ohne Kopf und hat immer geschrien: „Hutsch allallalla!“ Da

haben die Leute Angst bekommen, und kein Mensch ist in der Nacht hinausgegangen. Bis einmal ein alter Priester kam, und der hat in der Schloßkapelle solange gebetet, bis der Geist verschwunden ist, und so ist er jetzt nicht mehr.

Erzählt von A. Schmidt, nach mundartlicher Handschrift von Marie Thusek, Burg Branitz.

Der verwunschene Gutsherr von Dobersdorf.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wohnte auf Schloß Dobersdorf ein sehr reicher, aber geiziger Besitzer. Zu derselben Zeit mußten die Bewohner des Dorfes drei Tage der Woche dem Gutsherrn Robotdienste leisten; denn sie waren ja seine Leibeigenen. Damals war eine große Hungersnot im Lande. Die Leute waren gezwungen, Kleien- und Wickenbrot zu essen; der Gutsherr aber hatte das Getreide von drei Jahren aufgespeichert. Die hungernden Dorfbewohner gingen zu ihm hin und baten ihn um Brot; er jedoch hetzte die Hunde auf sie, schimpfte und jagte sie zum Hofe hinaus.

Einige Leute wollten Hochzeit machen und hatten nicht einmal Brot, viel weniger erst Kuchen. Sie mußtem dem Gutsherrn für einige Brote mehrere Morgen Acker oder Wiesen geben. Die Erbitterung gegen den Herrn war so groß, daß die Leute beschlossen, sich wider ihn aufzulehnen. Sie zogen vor die Fenster des Schlosses und machten einen großen Lärm. Als der Gutsherr das hörte, nahm er eine Flinte und schoß unter die Leute. Da trat eine alte Frau, die als Hexe verschrieen war, vor und sagte: „Weil Du geizig und herzlos gegen uns bist, sollst Du eines elenden Todes sterben und im Grabe keine Ruhe finden. Ewig sollst Du als Geist umherwandeln."

Die erste Verwünschung ging bald in Erfüllung. Er wurde tatsächlich lebendig von Würmern gefressen. Auch die zweite Verwünschung traf ein. Nach seinem Tode hörte man im Schlosse ein Kettengerassel und Wimmern. Auch wird erzählt, daß um Mitternacht ein grüner Jäger mit einem schwarzen Hunde umgehe.

Handschriftlich von M. Heisig, Dobersdorf.

Die schwarze Schloßfrau und der Schloßherr ohne Kopf in Dobersdorf.

Es ist schon lange her, da die Schmidtsche Herrschaft noch auf Dominium Dobersdorf war. Von den Leuten wurde früher behauptet, daß im Schlosse die schwarze Frau umgehe. Sie soll sehr oft gesehen worden sein, wie sie zwischen zwölf und ein Uhr nachts sämtliche Räumlichkeiten des Schlosses durchwandert hat. Ebenso soll sie auch die Kapelle besucht haben, wo ihre Verwandten ruhen.

Auch behaupteten die damaligen Dominialleute, daß sie den verstorbenen alten Gutsherrn oft in der Kutsche oder auch zu Pferde ohne Kopf in der Geisterstunde gesehen hätten. Dabei soll das Vieh in den Ställen ganz unruhig gewesen sein. Die Kühe hätten des Morgens keine Milch gegeben. Das soll sehr oft vorgekommen sein.

Handschriftlich von Elisabeth Forde, Dobersdorf.

Weg-Spuk in Kreuzendorf.

Zuweilen geht das Graumännchen in den Nachtjäger über, oder es erscheint wenigstens als boshafter Unhold, der besonders Kinder entführt.

Wer z. B. nach dem Abendläuten die kurze Straße von Kreuzendorf nach Schmeisdorf wandert, dem wird oft von Vorübergehenden gesagt: „Poß ock uf, doß Dich nich's Groomannel nimmt." Es treibt sein Wesen lediglich nur zur Dämmerstunde. Viele Leute aus diesen beiden Dörfern wollen es gesehen haben. Mir jedoch ist es nie begegnet, obgleich ich viel hundertmal zur Abendstunde jenen Weg gegangen.

Am Ende dieser Landstraße, da, wo das erste Haus von Schmeisdorf steht, geht eine Brücke über die Zinna, die „Schmiedebrücke" genannt. Zu beiden Seiten längs des Flusses dehnen sich Erlengebüsche weithin aus. Hier nun, bei dieser Brücke haust um die Mitternachtstunde eine andere Spukgestalt: ein großer, schwarzer Ziegenbock, der den Vorüberwandelnden unverhofft aufhockt und sie über die Brücke hinab in die Zinna reißt. Ob dieser Ziegenbock eine andere Gestalt des dreibeinigen Hasen oder des Nachtjägers ist, weiß ich nicht zu sagen; im Volke habe ich nichts Genaueres

darüber erfragen können. Mein Vater erzählte mir vor vielen, vielen Jahren, daß ihm einst dieser schwarze Ziegenbock von der „Schmiedebrücke" bei Schmeisdorf bis vor unser Haus in Kreuzendorf stumm gefolgt und dann auf einmal verschwunden sei.

Auch von einer „Hohnsch-Eve", die bei der „Schmiedebrücke" allnächtlich „umgeht", weiß das Volk zu erzählen. Ebenso will man öfters einen Wagen mit zwei schwarzen Rappen gesehen haben. Die Rosse eilten ohne Fuhrmann im schnellsten Trabe bis an die Erlen, wo es dann ein Geräusch gab, als ob alle Sträucher auf einmal brächen — —. Wagen und Rosse waren hierauf verschwunden.

Philo, Schlesien, S. 11.

Er will seine Mütze haben.

Als meine Großmutter noch ein junges Mädchen war, diente sie bei einem Bauern in Bratsch. Ihr Bruder wohnte am Huhlberge.

Eine Frau war in „die Berge" gegangen, um Holz zu sammeln. Als sie ihre Bürde auf den Rücken nehmen wollte, sah sie über sich einen Mann hängen. Sie meinte nachher, der Erhangene habe ihr die Bürde aufheben helfen. Im Dorfe sagte sie den Leuten, was sie gesehen hatte. Der Bruder meiner Großmutter und zwei andere Männer holten den Erhangenen vom Baume herunter, banden ihn an einen Strick und zogen ihn bis nach Mocker. Dort haben sie ihn begraben.

Er hatte aber eine schöne Mütze, die nahm sich der eine Mann. Als er nun in der Nacht zu Hause schlief, rief eine Stimme unter dem Fenster: „Gib mir meine Mütze heraus!" Der Mann wollte sie nicht geben; aber die Stimme hörte nicht auf zu rufen. Da nahm er die Mütze und warf sie zum Fenster hinaus. Jetzt hörte es auf zu rufen.

Handschriftlich von Hedwig Peschke, Bratsch.

Noch einmal: Er will seine Mütze haben.

Der alte G. Hans war des Lebens müde geworden. Er ging in den Wald des Waldschenkenberges bei Bratsch und erhängte sich. Drei beherzte Männer aus dem Dorfe sollten

ihn abschneiden gehen und gleich an Ort und Stelle begraben. Der eine der drei Männer Spoch (Aberspach) Ton mit Namen mußte zu dieser gruseligen Arbeit erst einen tüchtigen Schluck Branntwein trinken. Endlich war es soweit, daß sie in den Wald gingen. Sie schnitten den Toten ab, schaufelten ihm ein Grab und begruben ihn. Der Spoch Ton hatte in seiner Trunkenheit die dort liegende Mütze des Erhängten mit seiner vertauscht.

In der Nacht, es war so zwischen 12 bis 1, hörte der Spoch Ton, da er munter geworden war, ein eigentümliches Klopfen an seinem Fenster und zugleich die Stimme des Erhängten immer wieder: „Ton, Ton, ge mir mei Metze raus!" (Gib mir meine Mütze heraus!) Der Spoch Ton in seiner Angst nahm sie und warf sie zum Fenster hinaus. Am andern Morgen lag richtig seine eigene im Hofe.

Nach mündlicher Mitteilung von Franziska Willmann, handschriftlich von Rosa Willmann, Bratsch.

Unheimliche Orte in und um Leobschütz.

Verschiedene Stellen in der Stadt Leobschütz und der Umgegend werden vom Volke als „unheimliche" Orte bezeichnet, an denen es umgeht oder wo es einem „enterscht" wird. Besonders gilt dies von der „schwarzen Schanze", dem Reste der alten Umwallung zwischen Botenstraße und der nach Gröbnig führenden Straße.

Handschriftlich von Dr. P. Dittrich, Breslau. Kühnau, Sagen I, S. 224.

* * *

Auch auf dem Wege von Leobschütz nach Militsch soll es in den regnerischen und stürmischen Novembernächten „umgehen". Es sollen büßende Seelen sein, die nach dem Annaberge wallfahrten.

Mündlich von Karl Leopold Kraus, Groß-Stein.

Die wilden Tulpen

auf den Wiesen bei Gröbnig sollen auf wunderbare Weise hierher gekommen sein. Leider weiß niemand mehr etwas Genaueres darüber.

Mündlich von Karl Leopold Kraus, Groß-Stein.

Der Geisterzug nach St. Annaberg.

(Nach dem Volksmunde.)

Am Wege, den der Herbst vereinsamt,
Liegt ein Geheimnis von uralter Sage,
Von Totengang und Pilgersängen,
Von Geisterzug und weher Klage." — —

Es mag wohl schon viele hundert Jahre her sein, da lebte in der Stadt Leobschütz ein angesehener Kaufmann, dem über die alte Handelsstraße von Jägerndorf her viel Reichtum aus Mähren zugeflossen war. Je mehr er erwarb, desto weniger kümmerte er sich um sein Seelenheil. Jahraus, jahrein betrog er seine Kunden und freute sich seines großen Gewinnes, den er in einer mächtigen Truhe verborgen hielt. Schritten andere zur Kirche, so eilte er die Taumitzerstraße hinaus, um Umschau nach den fahrenden Händlern zu halten, und nicht eher fand er seine Ruhe, bis er wieder einige blanke Taler schmunzelnd in seine Truhe werfen konnte. So ging es manches Jahr.

Da kam einmal, wie zu jeder Sommerszeit, ein Zug frommer Pilger, die nach Annaberg wallfahrteten, durch die Stadt und hielt auf dem Markte, um zu rasten. Ein alter, ermüdeter Pilger trat höflich grüßend in den Laden des reichen Mannes und bat bescheiden um einen Trunk erfrischenden Wassers, denn der Marktbrunnen war gerade versiegt. Aber hohnlachend wies ihm der Wucherer die Tür, und dann spottete er über diesen Armen und St. Anna. Da wandte sich der Alte um und sprach: „Deine Gier nach Geld und dein Spott über die Armut und den Himmel werden dich in Ewigkeit gereuen!" — Zornig rief ihm der Geizige nach: „Packe dich fort, du armseliger Bettelbruder und Wegejammerer, was schert mich deine Not und der Himmel!" — Da ging der arme Pilger traurig fort, der Kaufmann aber schimpfte noch lange auf die Wallfahrer und nannte sie Faulenzer und Tagediebe. Ihren frommen Gesang aber hieß er ein dummes Geheule.

Die Abendglocke läutete gerade das Ave, als der Pilgerzug singend durch das Klostertor die einsame Straße nach Militsch zog, und lange noch hörte man ihren frommen Sang: „Wir gehen zur Mutter der Gnaden, St. Anna, hilf! Damit wir fürder in Sünden nicht fallen, bitte bei Gott, bitte bei Gott für uns! —

Nicht lange darauf kam an einem Sonntag der Tod in das Haus des reichen Mannes, gerade, als er wieder während des Hochamtes zum Wassertore eilen wollte, um nach den fremden Händlern zu spähen. Wie sehr er auch jetzt den Tod bettelte, ihm noch Zeit zu geben, damit er seine sündige Seele reinigen könne, es half ihm nichts. Wohl oder übel mußte der Reiche mit ihm gehen und alle seine Schätze den Erben zurücklassen . . .

Der Himmel aber hat den Kaufmann für alle seine Sünden und den Geiz hart gestraft, denn nun muß er in den stürmischen Spätherbstnächten jammernd und winselnd, betend und heulend den Militscher Weg nach dem Annaberge wandern. Man sagt, daß auch noch andere Seelen mit ihm wandern müssen, und es sei manchmal ein ganzer Geisterzug, der jammernd nach Erlösung ruft. Dann gruselt es dort.

Geht man des Nachts allein den Weg entlang, so kann man manchmal die Geister scheu vorüberhuschen sehen, oder der Geist des Geizigen kommt am Wegesrande unter einem alten Kirschbaume und gräbt seine knochigen Finger ins verdorrte Laub, als wühle er gierig in den blanken Talern seiner eisernen Truhe. Dann hört man durch den Sturm hindurch ein geheimnisvolles Klirren und irgendwo wie aus der Ferne ein Weinen und Klagen, daß es einem das Herz erschauert. Dann ist es so ängstlich auf diesem Wege.

Karl-Leopold Kraus.

Vom Umgehen.

Wenn in Schlesien irgendwer stirbt, von dem man ungefähr weiß, daß sein Paß für den Himmel nicht ganz in Ordnung war, so gibt man sich bei dem leisesten Geräusch und Gepolter im Hause dem Glauben hin: Der Betreffende „geht um". Als Umgeh-Orte sind besonders die Wegekreuze und Heiligenstatuen an Kreuzwegen bekannt. Auf dem Wege von meinem Heimatsorte nach dem Dorfe Roben steht ein hohes, hölzernes Kreuz mit vier Lindenbäumen zu seiten — es heißt das „Pfarrkreuz", da vor der Separation die Pfarr-Widmut daran gelegen war. So furchtlos wir Knaben auch am Tage bei dem Kreuze spielten oder gar die zahlreichen Sperlingsnester in den hohen Lindenstämmen ausnahmen; am Abende war niemand dahin zu bringen. Von den

Eltern hatten wir gehört, daß dort allabendlich einige Lichter brennen und eine dunkle Gestalt zu sehen sei. „Es geht um beim Pfarrkreuze", hieß es allgemein. (Aus Kreuzendorf.)

Philo, Schlesien, 1884, S. 62.

Unheimliche Stellen in der Nähe von Leobschütz.

Da, wo heute die Bahn von Rasselwitz über den Stadtwald einschneidet, war früher eine sumpfige Strecke, die Katschkalusche (wohl von „kaczka", die Ente). Diese Gegend war verrufen. Manches Unglück ist dort geschehen, und das war erklärlich, weil der Weg sich nach der tief gelegenen Stelle senkt und jenseits wieder ansteigt. Hier geht es um. Und Frauen in gesegneten Umständen mußten, wenn sie hier hinabfuhren, vom Wagen steigen, sonst, meinte man, gingen die Pferde durch.

An der nach Oberglogau führenden Straße befindet sich eine ähnliche Stelle wie die Katschkalusche. Nur sind hier die Abhänge der zum Stradunatale abfallenden Höhen noch steiler und höher. Auch hier verunglückten an der heutigen „Münzbrücke" die Fuhrwerke. Hier ging es ebenfalls um. Ein Mönch hielt die Fuhrleute an. Deshalb war die Gegend gemieden. Mein Großvater ging aber gern dorthin auf die Jagd, weil die bewaldete Umgegend wie geschaffen war zum Versteck des Wildes. Einmal begegnete er einer Person, die schon öfter Leute angefallen hatte. Da er aber das Gewehr schußbereit in der Hand hielt und sagte: „Na! Ist es auf mich abgesehen?" so ging der Verdächtige ruhig seiner Wege.

Handschriftlich von Dr. P. Dittrich aus Leobschütz.
Kühnau, Sagen, I, S. 328.

Das aufhockende Schwein.

Oft schickte die Dobersdorfer Herrschaft einen Mann zu den benachbarten Gutsherren, um sie zur Jagd einzuladen. Eines Tages wurde er wieder nach Strochowitz (bei Branitz, Tschechoslowakei) gesandt. Was ich nun erzählen will, ereignete sich zwischen der Robener und der Dobersdorfer Brücke. Er mußte nämlich auf dem Rückwege über andere Dörfer gehen, um dort auch Gäste einzuladen. Als er also so dahinging, es war schon nachts, hörte er hinter sich ein Schwein grunzen. Ehe er sich umsehen konnte, sprang es

Der Geisterhund in Bratsch.

Wenn früher die Leute in Bratsch in die Rockenstube spinnen oder Federn schleißen gingen, kamen sie oft erst nach Mitternacht zurück. Ging eine Person allein, so kam ein großer, schwarzer Hund. Wenn die Person auf der einen Seite der Straße ging, lief der Hund auf der anderen Seite. Er biß und er bellte nicht. Gingen aber mehrere Leute zusammen nach Hause, so kam der Hund nicht. Er war ein Geisterhund.

Handschriftlich von Ida Hanel, Türmitz.

Der Biß des Geisterhundes.

Ein Taubenhändler ging in einer Nacht von Soppau über Bratsch nach Peterwitz. Da begegnete ihm ein schwarzer Hund. Der Händler hatte auch einen Hund. Als der schwarze auf den Mann zukam, hetzte er seinen Hund auf den schwarzen; aber der Hund des Taubenhändlers wich zurück und der schwarze biß den Mann. Dann war er verschwunden; denn er war ein Geist. Als der Taubenhändler weiter ging, fing die Wunde an zu schmerzen. Zu Hause wollte er sie sich ansehen, aber es war nichts zu bemerken, und er hatte auch keine Schmerzen mehr.

Handschriftlich von Emil Seidel, Soppau.

Der schwarze Hund ohne Kopf.

Vor vielen Jahren ging mein Großvater nach Türmitz. An der Grenze hatte sich einmal ein Mann erhangen. Der Großvater hatte schon oft gehört, daß es dort um Mitternacht umgehe. Als er zurückkam, war es gerade Mitternacht. Und wirklich! An der Stelle, wo der Mann sich erhangen hatte, kam ein schwarzer Hund ohne Kopf mit klirrenden Ketten dahergelaufen. Der Großvater verfolgte den Hund. Der lief über alle Wiesen und Felder. Plötzlich bekam der Hund einen Kopf und lief auf zwei Beinen.

Handschriftlich von Irmgard Werner, Bratsch.

Der riesengroße Hund mit den feurigen Augen.

Drei Leute aus Bratsch waren einmal auf dem Felde Kartoffeln ernten. Sie wollten mit der Arbeit fertig werden

und blieben deshalb draußen, bis sie fertig waren. Es war schon ganz finster, als sie nach Hause fuhren. Nachdem sie ein Stück gefahren waren, kam auf einmal ein riesengroßer Hund, der feurige Augen hatte. Die drei Leute bekamen Angst. Niemand von ihnen sprach ein Wort. Wie sie aber bis zum Dorfe kamen, war der Hund verschwunden. Der Mann blieb mit seinen Leuten niemals mehr so lange auf dem Felde.

Handschriftlich von Hedwig Peschke, Bratsch.

Das Klopfen und Rufen an der Kiefer.

Auf dem Wege von Bratsch nach Türmitz stand vor dem Weltkriege eine alte Kiefer, ein Ueberbleibsel von dem großen Walde, der vor vielen Jahren zwischen Bratsch und Türmitz lag. An dieser Kiefer hing ein Muttergottesbild. Das hatte man angehängt, weil dort böse Geister ihren Spuk trieben. Wenn man in später Nacht an der Kiefer vorbeiging, so hörte man ein Klopfen aus ihr wie mit einem Hammer, auch vernahm man öfters Rufen. Heute steht die Kiefer nicht mehr.

Handschriftlich von Marie Kafurke, Bratsch.

Die Zigeunerin als Kröte und der umgehende Lehnert.

Vor nicht allzu langer Zeit führte mich mein Weg zu später Nachtstunde durch den Bleischwitzer Wald. Unwillkürlich mußte ich an die Sage denken, die mir die alten Leute in meiner Kindheit erzählt hatten.

Dort sollte nämlich vor mehr als hundert Jahren eine alte Zigeunerin als alte häßliche Kröte gehaust haben. Sie hatte sich als junges Mädchen dem Teufel verschrieben, und als sie ihm später den Gehorsam verweigerte, verwandelte er sie in eine häßliche Kröte, und die sollte sie solange bleiben, bis sie jemand durch einen Kuß auf ihr häßliches Maul erlöste.

Sie hatte aber in den Jahren, in denen sie noch Zigeunerin war, viel Geld zusammengestohlen. Das versprach sie nun demjenigen, der sie von ihrem Unglück erlöste.

Lange Jahre hielt sie einsame Wanderer vergeblich an. Endlich fand sich ein alter Musiker namens Lehnert, der ihr den langersehnten Kuß gab. Der alte Lehnert ist aber mit

dem von der Zigeunerin unrechtmäßig erworbenen Gelde nicht glücklich geworden. Er erhängte sich einige Zeit darauf in dem Birkenwäldchen an der sogenannten „Saule". Mitleidige Leute haben ihn auch dort begraben und es heißt, sein Geist lebt dort noch heute in Gestalt eines schwarzen Vogels fort.

Als meine Erinnerungen soweit gediehen waren, flatterte eine Krähe vor mir auf, oder sollte es der Geist des alten Lehnert gewesen sein? Handschriftlich von Franz B., Bratsch.

Der Spuk im Schlosse Peterwitz.

Viele, die nachts am Schlosse zu Peterwitz vorübergegangen sind, wollen darin einen umgehenden Geist gesehen haben. Manche behaupten, daß es eine weiße Frau sei. Es soll die Tochter der früheren Besitzerin, Benigna von Haugwitz, sein. Sie lebte um das Jahr 1375. Die Schloßbewohner selbst haben bis jetzt nichts von dem Spuk gesehen. Der frühere Nachtwächter Jauernig will öfter in der Geisterstunde dort etwas Geisterhaftes bemerkt haben.

Nach mündlichem Bericht von Konrad Arndt, Peterwitz.

Der aufhockende Mann im Soppauer Walde.

Einst ging ein Fleischer bei Nacht nach Soppau Vieh einkaufen. Er kam durch den Soppauer Wald, der heute nicht mehr steht. Da trat aus einem Gebüsch ein Mann mit zwei Laternen hervor. Er sprang dem Fleischer auf den Rücken, und der Fleischer mußte das Gespenst bis nach Hause tragen. Als er in den Hof trat, sprang ihm sein Hund entgegen. Der Hund sah das Gespenst und wollte es fassen. Da sprang es herunter und neckte den Hund. Der Fleischer aber blieb wie erstarrt stehen. Nach einer Weile war das Gespenst verschwunden.

Als der Fleischer wieder einmal nach Soppau ging, kam er in denselben Wald, und das unheimliche Gespenst sprang ihm abermals auf den Rücken. Da er jetzt schon alt war, konnte er die schwere Last nicht ertragen, sein Atem blieb stehen, und er erstickte. Handschriftlich von Marie Leffig, Türmitz.

Der Geist des Verstorbenen im Garten.

Eine Magd in Kittelwitz mußte alle Abende um Rübenkräutig in den Garten gehen. Da sah sie immer einen geisterhaften Mann vor sich. Sie erzählte es in ihrer Angst den Leuten. Einige sagten, sie solle einmal den Geist fragen, woher er sei und was er wolle. Das tat die Magd. Der Mann antwortete ihr nur: „Meine Tochter, wo ich bin, dort herrscht strenge Gerechtigkeit." Dann erschien er nicht mehr.

Handschriftlich von Josefine Fritsch, Soppau.

Von der Sacherin.

Wo die Badewitzer, Kreisewitzer und Sauerwitzer Grenzen zusammenstoßen, hatten die Leute, die dort Acker besaßen, immer Angst. Sie wollten an der Stelle nicht über Mittag bleiben, und auch abends, wenn es anfing dunkel zu werden, machte man schleunigst, daß man nach Hause kam, weil sonst die Sacherin kommen konnte.

Die Sacherin war eine Frau aus Sauerwitz. Sie soll sich im Wehr der Wassermühle ertränkt haben. Sie hatte aber ein Skapulier um, so daß sie zuerst nicht versank. Da hängte sie das Skapulier an einer Weide auf, und dann ist sie ertrunken. Nach früherer Sitte wurde sie an jener Stelle, wo drei Grenzen zusammentreffen, beerdigt.

Man sagt, daß an diesem Orte früher oftmals Pferde gescheut hätten. Wagen wären nicht weitergefahren. Dies schreibt man der unruhigen Seele der Sacherin zu.

Nach Erzählung von Johanna B. handschriftlich von Hildegard Kubig, Sauerwitz.

Der weiße Geist ohne Kopf in Dobersdorf.

Nachts schritt ein Mann am Kirchhofe vorbei. Da begegnete ihm ein weißer Geist ohne Kopf. Der Mann wollte an ihm vorbeigehen; aber der Geist ließ ihn nicht fort. Da kehrte der Mann um und wollte zurückgehen. Als er sich umwandte, stand eine große Menge Hunde ohne Köpfe vor ihm. Sie liefen durcheinander umher und bellten. Der Mann war mitten unter ihnen und durfte weder vorwärts noch rückwärts. Nach einiger Zeit verschwanden die Geister, und der Mann lief auch fort. Er begegnete dem Nachtwächter. Ihm erzählte er, was er erlebt hatte.

Handschriftlich von Eduard Fischer, Dobersdorf.

Der umgehende Mann im rosenroten Kleide.

Wenn man von Roben die Chaussee nach Leobschütz entlang geht, so sieht man rechts die Kriegswiesen liegen. Sie haben ihren Namen von einem Kampfe, der sich hier zwischen den Soldaten Friedrichs des Großen und denen der Maria Theresia abgespielt hat. Das war in den Schlesischen Kriegen. Auf den Wiesen wurden dann die gefallenen Soldaten begraben. Seit der Zeit heißen die Wiesen „Kriegswiesen".

Als die Leute früher des Abends von Roben nach Kreuzendorf gingen, kam auf der Chaussee ein Mann dahergeschritten. Er hatte ein rosenrotes Kleid angezogen. Hinter ihm kamen fünf bis sechs Mädchen und sangen Heldenlieder. Dann gingen sie mit den Leuten in die Häuser und aßen Abendbrot. Als sie fertig waren, gingen sie fort, und auch der Mann war verschwunden.

Handschriftlich von Alfred Polke und Adelheid Mann, Roben.

Anmerkung. Obiger Mann wird in der Aufzeichnung als Feuermann bezeichnet. Es ist eher anzunehmen, daß er ein Held ist, der auf den Kriegswiesen gefallen ist; daher auch das rosenrote (wohl blutige) Kleid und die Heldenlieder. Der Erscheinungsort des Mannes trifft mit den Kriegswiesen zusammen. G.

Knecht Biberall.

Als meine Mutter einmal nachts von Krug nach Wanowitz fuhr, um dort einem Gemüsehändler den Wagen zu stellen, scheuten unterwegs plötzlich die Pferde und wollten nicht weiter gehen. Die Mutter sah nach vorn, was die Pferde so störrisch mache. Da sah sie den Knecht Biberall ohne Kopf, von dem sie schon soviel gehört hatte, vor dem Wagen hin- und herhuschen. Voller Schreck spannte sie die Pferde aus und ging nach Krug zurück. So soll er schon vielen unterwegs erschienen sein.

Mündlich von Franz B., Bratsch.

Der ruhelose Gutsherr.

Der Gutsherr von Krug, Baron von Bibra, war ein sehr strenger und harter Mann. Deshalb haßten ihn auch die Bewohner von Krug. Er hatte sich manche Ungerechtigkeit zuschulden kommen lassen. Zur Strafe dafür fand er im

Grabe keine Ruhe. Manche Leute sind ihm in der Mitternachtsstunde zwischen Krug und Poßnitz bei der Kaluschamühle begegnet.

Ebenso soll ein Herr von Fragstein, dessen Name auf einer Tafel in der Kirche von Poßnitz steht, in dieser Gegend als Gespenst umherschweifen und in der Kaluschamühle bei Nacht die Kühe ausmelken.

Aus der Chronik von Krug, mitgeteilt von Borsutzky.

Das gespenstische Kalb als Hockauf.

Es ist schon lange her, da ging ein Mann von Pommerswitz nach Steubendorf. Als er hinter dem Garten des jetzt lebenden Herrn Johann Reisch I kam, sprang ihm ein Kalb auf den Rücken, daß er stöhnte. Es hatte keinen Kopf. Er mußte es bis zum Teiche des Herrn Andres tragen. Dort verschwand das Kalb. Der Mann lief schnell nach Hause, damit es ihm nicht mehr auf den Rücken springe.

Handschriftlich aus Steubendorf.

Die „Figur" im Tiefen Grunde.

Im Tiefen Grunde auf Kasimir zu erschien von Zeit zu Zeit eine „Figur", meist schon in der Abenddämmerung. So wurde sie oft schon von Einwohnern aus Leisnitz gesehen. Diese „Figur" wandelte nur auf den Feldern hin und her, als ob sie etwas zu suchen schiene. Näheres über sie berichtet die Sage leider nicht.

Handschriftlich von Albert Mucha, Leisnitz.

Das Weinen am Kreuze.

Ein Schäfer kam einst aus der Richtung Teschenau nach Leisnitz vom Felde. Als er bei Richter Hanses Kreuz vorbei ging, hörte er ein Weinen. Er dachte, ein Kind, das die Wasserrübengräber irgendwo hingelegt hatten, weine. Er kam aber dem Weinen immer näher, ohne daß er etwas sah. Sein Hund zeigte deutliche Zeichen großer Angst. Er zwängte sich zwischen die Beine seines Herrn. Da sah der Schäfer endlich am Gutberg-Kreuz eine weiße Gestalt lehnen. Er fragte sie, was sie hier tue. Sie antwortete: „Ich muß

büßen." Nun packte ihn die Angst, und er lief spornstreichs nach Hause, wo er sein Erlebnis erzählte. Man schalt ihn, daß er den büßenden Geist nicht durch ein kurzes Gebet erlöst habe. Er wollte das Versäumte nachholen und ging zurück; aber die Gestalt war verschwunden.

Nach Mitteilung von Albert Mucha, Leisnitz.

Büßende Seelen auf der Leisnitzer Straße.

Auf der Dorfstraße von Leisnitz, in der Nähe der Post, wollen Einwohner schon oft im Sommer des Nachts Klagetöne gehört haben, auch Gestalten gleich Schatten gesehen haben. Es sind diese, so erzählt man sich, Seelen Verstorbener, die bei Lebzeiten auf der Straße gesündigt haben. Sie müssen nun solange hier büßen, bis sie von mitleidigen Menschen durch ein Gebet von ihrer Verbannung erlöst werden. Ihre Klagetöne sollen uns ihre Verlassenheit und Verstoßenheit veranschaulichen und zugleich uns vor Fehlschritten warnen. Noch vor zwei Jahren, 1918, will man solche Seelen teils gesehen, teils gehört haben.

Handschriftlich von Albert Mucha, Leisnitz.

Der schwarze Geist auf dem Kirchturme.

Vom Turme unserer Kirche aus geht, nach Berichten älterer Leute, ein Gespenst, der sogenannte schwarze Geist, im Dorfe Leisnitz während der Nacht um. Er sucht gern böse Menschen und unfolgsame Kinder auf, um sie teils zu schrecken, teils zu strafen. Noch heute zwingt man Kinder mit dem Erinnern an den schwarzen Geist, der auch kurz „Bobo" genannt wird, zum Einschlafen. „Der Bobo kimmt!" heißt es nur, und die Kinder wissen dann schon, was die Eltern meinen.

Handschriftlich von Albert Mucha, Leisnitz.

Anmerkung. Der Bobo scheint an den slavischen Gott Bielbog zu erinnern, der eigentlich der Gott des Lichts, der gute Gott, war, aber durch das Christentum, wie alle Gestalten der heidnischen Glaubenslehre, zum Schreckmittel gestempelt wurde. Im polnisch sprechenden Oberschlesien ist der Bobo unter dem Namen Bebog noch sehr gut bekannt. Von Bebog zu Bielbog ist kein weiter Weg. In Mittelschlesien heißt er Bubak.

G.

Der Spuk bei der „Boschemucke".

In Branitz war früher auch ein Rittergut Kotulla. Zu dem Gute gehörten alle Felder von Branitz bis nach Burg Branitz. Kurz hinter Branitz, da, wo sich die Wege von Bleischwitz, Branitz und Burg Branitz kreuzen, ist ein kleiner Hügel. Auf ihm steht ein Kreuz, von Lindenbäumen umgeben, von uns allen Boschemucke genannt. An dieser Stelle war vor vielen Jahren eine Sandgrube. Sie fiel einmal zusammen und begrub viele Arbeiter. Die Grube wurde zugeworfen und zum Gedächtnis an den Unglücksfall wurde das Kreuz darauf gestellt. Dort soll es auch immer umgegangen sein. Viele Wochen soll man das Stöhnen und Jammern der Verschütteten gehört haben.

Einmal ging auch ein Mann aus Burg Branitz nach Branitz zum Doktor. Es war in der Nacht gegen zwölf Uhr. Als er bis zur Boschemucke kam, lief ein großer Hund auf ihn zu und wollte sich ihm anschmiegen. Da bekam der Mann Angst und wollte dem Hunde mit seinem Stocke eins versetzen. Wie er aber die Hand hebt, bleibt sie ihm plötzlich in der Höhe stehen, und er konnte dem Hunde nichts antun. Er mußte bis zu Kotulla so gehen, dort fiel ihm der Arm wieder herunter, und der Hund verschwand.

Erzählt von A. Schmidt, handschriftlich von Marie Thusek, Burg Branitz.

Menschen im „geistlichen Leibe".

Zwei alte, gesprächige Eheleute aus Fürstlich-Langenau bei Katscher behaupten übereinstimmend, wenn Verstorbene, die aus dem Jenseits zurückkehren und sich den Menschen zeigen, in menschlicher Gestalt erscheinen, so heiße es, sie seien im „geistlichen Leibe". Sie zeigten sich nicht bloß um Mitternacht oder in der Mittagsstunde, sondern auch „außer der Zeit". Der Mann, ein Schuhmacher von einigen 60 Jahren, meint: Menschen, die im Wassermann (November, ein Irrtum von ihm. Die Sonne steht im Zeichen des Wassermannes etwa im Februar) geboren seien, hätten Anfechtungen; er sei auch so einer, und er sehe immer etwas, was andere nicht sähen; unter Tausenden sei einmal einer, der das sähe, was er schon gesehen habe.

Er geht einmal — so erzählt er — nachmittags gegen 4 Uhr im „Hohlgraben" (Hohlweg von Fürstlich-Langenau nach Langenau) hinauf, er kommt auf die Höhe, wo eine Kapelle steht, und geht jenseits wieder abwärts bis an einen Rain und Graben, der seitwärts abbiegt. Da sieht er einen Mann vor sich, so hoch wie doppelte Menschengröße, ganz schwarz gekleidet mit schwarzem Hut. Das kommt ihm unheimlich vor, und er dreht um. Beim Zurückgehen sieht er sich einmal, dann ein zweites Mal um, der Mann ist aber immer hinter ihm her und in immer geringerem Abstande. Endlich hat er die Höhe erreicht, und als er sich wieder umsieht, ist der Mann verschwunden. Versteckt konnte er sich nicht haben; denn auf der einen Seite war ein abgehauenes Feld, auf der andern ein Kartoffelacker. Er war fort, wie in die Erde gesunken, und weit und breit war keine Menschenseele zu sehen. — Nach zwei Jahren geht er wieder einmal dort hinauf über die Kapellenhöhe, und als er den jenseitigen Weg hinuntergeht, sieht er einen Mann im grauen Anzuge mit einer Mütze wie ein Briefträger (d. h. mit rotem Rand), der trägt einen Stock in der Hand. Wieder wendet er sich und merkt, wie der Mann immer rascher hinter ihm drein kommt. Als er sich umsieht, ist der Mann nur noch zwanzig Schritte hinter ihm. Eben hat dieser einen Dornbusch erreicht, an einer Stelle, wo ein Gersten- und ein Haferfeld zusammenstoßen, da ist er plötzlich vor seinen Augen verschwunden. — Endlich geht er wieder einmal dort, und wie er über die Höhe kommt, sieht er eine Frau am Wege grasen. Er denkt sich nichts dabei und geht ruhig auf sie zu. Aber als er einen Augenblick zur Seite sieht, ist die Frau verschwunden. Es war ganz unerklärlich, wo sie hingekommen. Niemand war sonst in der Nähe. Erst als er eine große Strecke weiter gegangen ist, trifft er Leute, denen er die Geschichte erzählt. Aber niemand hatte eine Frau kommen oder gehen sehen.

Kühnau, Sagen I, S. 312. Von Schuhmacher Cl. aus Langenau. bei Katscher.

Pferde sehen einen Spuk bei einem Bildstock.

Zwischen Knispel und Zauchwitz steht ein Bild „der dritte Fall". Da ist früher einmal etwas passiert, und da

haben die Leute eine Säule aufgerichtet, auf der das Bild von des Heilandes drittem Falle auf dem Kreuzwege angebracht ist. Nun kommt einmal ein Bauer nach Katscher mit seinem Wagen gefahren, dem hat seine Frau aufgetragen, ihr Topfwaren aus der Stadt mitzubringen. Ehe er aber mit allen Besorgungen fertig wird, kommt ihm die Nacht über den Hals, und es wird nahe an 11 Uhr, ehe er heimwärts fährt. Ueber „Keslich" (Kösling) und Knispel fährt er und kommt auch an dem Bilde vorüber. Es war schon tief in der 12. Stunde. Plötzlich bleiben die Pferde stehen und gehen nicht von der Stelle. Er schlägt die Pferde, aber sie springen bloß, wollen aber nicht vorwärts. Da wickelt er sich die „Leisel" (Leitseile) um die linke Hand, nimmt die Peitsche in die rechte und schlägt und schlägt. Aber es bleibt, wie es war, die Pferde springen, ziehen aber nicht an. Da wird ihm angst, er springt vom Wagen und schlägt noch einmal, so sehr er kann. Auf einmal fangen die Pferde an zu rasen, die Leisel reißen und schneiden ihm in die Hand. Es bleibt ihm nichts übrig, als die Seile freizugeben und Pferde und Wagen sich selbst zu überlassen. Nun rasen sie, zerschlagen alles Tongeschirr und kommen endlich ins Dorf, wo sie aufgefangen werden. Erst lange nachher kommt auch der Bauer an. Da sieht er die Bescherung auf dem Wagen.

Kühnau, Sagen I, S. 311. Aus Langenau bei Katscher von Frau Schuhmacher Clemenz.

Die türkische Henne im Felde.

Schuhmacher Cl. geht einmal um die Mittagszeit einen Feldweg entlang. Weit und breit lag kein Dorf in der Nähe. Da sieht er auf dem Wege, der zwischen Feldern hinführt, eine türkische Henne; die gluckt dreimal und rennt ins Feld. An derselben Stelle stand ein Kreuz. „Das kann doch keine „gute" Henne gewesen sein; denn so eine hält sich nicht im Felde," sagte er.

Kühnau, Sagen I, S. 313. Von Schuhmacher Cl. aus Langenau bei Katscher, mündlich. 1905.

Das gespenstische Weiblein am Kreuze.

Ein junger Mensch war einmal zu Besuch bei seiner Liebsten über Land. Ihre Eltern hatten ihn eingeladen, weil

sie eben geschlachtet hatten. Es wird spät, ehe er sich auf den Heimweg macht, und die Eltern geben ihm noch ein großes Paket Wurst mit, das er mit nach Hause nimmt. Unterwegs findet sich ein Hund zu ihm, der immer neben ihm herläuft. Als er sich nun einer Stelle nähert, wo ein Kreuz am Wege steht, da ist der Hund plötzlich verschwunden. Dagegen sitzt eine Gestalt unter dem Kreuze. Da denkt er bei sich: Da ist wohl eine Frau müde geworden und hat sich dort hingesetzt. Er spricht also: „Nu, Weibla, es is ja kalt, kommt ock mit!" Da spuckt das Ding dreimal, wie wenn jemand heftig pustet, und reckt sich im Nu in die Höhe, so hoch wie ein Baum. Da reißt er aus, verliert die Mütze, die Wurst, und wie er endlich, um Atem zu schöpfen, anhält, da ist der Hund wieder bei ihm. Der begleitet ihn eine Strecke und verschwindet. Da hat er sich nach dem ausgestandenen Schrecken verschworen, daß er nie mehr nachts zur Liebsten gehen wollte, sondern bloß noch am Tage.

Kühnau, Sagen I, S. 309. Von Schuhmacher Cl. aus Langenau bei Katscher. 1905.

Der Breithut.

Ein Mann aus Zauchwitz holte aus der Mühle ein Viertel Mehl ab und ging im Mondenschein in das Dorf zurück. Als er zwischen Zauchwitz und Hohndorf über einen Berg kommt, drückt ihn die Last ungeheuer schwer. Da bemerkt er an seinem Schatten, daß ihm ein Mann mit einem breiten Schlapphut aufgehockt ist. Dies erzählte als Einzelfall eines verbreiteten Glaubens der verstorbene Rektor Alker aus Zauchwitz. Kühnau, Sagen I, S. 511. Drechsler.

Der schwarze Hund des Ho-ha.

Mit der Sage vom Ho-ha hängt zusammen die Sage vom „schwarzen Hund". Des Fuhrmanns Hund, groß wie ein Kalb, schweift in der Geisterstunde heulend in der Nähe des Höllengrundes umher. Wehe dem, der in seine Nähe kommt! Viele meinten, der Teufel selbst erscheine in Gestalt dieses Hundes. Einst gingen zwei Mädchen in der Nacht nach Hohndorf, als der schwarze Hund auf sie losstürzte. In der Angst begannen die Mädchen zu beten. Knurrend umkreiste

sie der Hund bis zum Dorfe und verschwand dann. Ein Mann ging einst denselben Weg. Plötzlich begann sein Hund zu winseln und lief davon. Der schwarze Hund kam und hängte sich dem Manne auf die Schultern. Er konnte die furchtbare Last nicht abschütteln. Keuchend und in Todesschweiß eilte er davon. Bei einem Kreuz am Wege sprang der Hund von ihm ab und lief heulend davon.

Von Seminarist Franz Peikert aus Hohndorf, Kreis Leobschütz. 1910. (Durch Herrn von Woikowsky-Biedau.) Kühnau, Sagen III, S. 333.

Der Hund auf dem Bachstege.

Wo jetzt durch den Krautenwalder Grund zwischen Jauernig und Landeck die Kunststraße geht, war früher alles Wald. Nur ein schmaler Weg führte abwärts. Ueber den Weg floß ein Bach quer herüber, den der Wanderer auf einem darüber gelegten Brette überschreiten mußte. Wenn man diesen Weg zur Nachtzeit betrat, mochte man nun von oben oder unten kommen, so sah man einen großen schwarzen Hund auf dem Brette hin- und hergehen, der den Uebergang verwehrte. Das war gewiß auch eine Seele, die etwas verbrochen hatte und wiederkam. Wer „geforchtet" war, kehrte um. Die Beherzten aber zogen sich Schuhe und Strümpfe aus und wateten neben dem Brette durch den Bach. Später hat man einen Bildstock dort errichtet mit der Mutter Gottes. Seitdem ist der Hund verschwunden. Der Bildstock steht noch.

Kühnau, Sagen I, S. 329. Von dem alten „Vetter Anton" in Jauernig mündlich.

Die beiden Hunde an der Brücke bei Katscher.

Der Schuhmacher Cl. aus Langenau bei Katscher erzählte: Er kommt einmal bei einem Gange in die Umgegend zu einer Brücke. Er ist ganz allein, hier und da sieht er keinen Menschen. Da kamen über den Kiesweg herüber zwei Hunde, erst ein schwarzer und hinter ihm ein weißer, und wie sie über den Weg herüber sind, sind sie auf einmal verschwunden. „Das konnten doch keine guten Hunde gewesen sein," setzte Cl. hinzu.

Kühnau, Sagen I, S. 329. Mündlich von Schuhmacher Cl. aus Langenau bei Katscher.

Der schwarze Hund an der Grenze.

Ein Bauer fährt in der Nacht mit zwei Pferden und kommt an die Grenze. Da wollen die Pferde nicht weiter. Er haut mit der Peitsche in sie hinein, aber es hilft nicht. Da kommt ein großer schwarzer Hund und reißt dem einen Pferde ein großes Stück Fleisch aus der Hinterbacke. Nun rasen sie wie toll davon. Das hat dann noch große Kosten beim Viehdoktor gemacht, ehe das Pferd wieder kuriert war.

Kühnau, Sagen I, S. 329. Mündlich von Schuhmacher Cl. aus Langenau bei Katscher.

Der Spuk am Schüttgebäude.

An der Grenze zwischen Roben und Dobersdorf stand in alten Zeiten eine Wassermühle. Wenn der Müller bei Tage ins Dorf kam und sich etwas verspätete, so daß er in der Dunkelstunde nach Hause fahren mußte, ließ es ihn an dem Schüttgebäude nicht mehr vorüber, und er mußte im Dorfe übernachten.

Ebenso geschah es den Pferden des alten Erbrichters Tiller. Wenn er in die Mühle fuhr und vormittag wieder nach Hause kommen wollte, blieben die Pferde beim Schüttgebäude stehen und schnauften. Kein Mensch konnte sie vorüber führen, bis die Glocke läutete. Dann gingen sie von selber weiter.

Handschriftlich von Paul Siegmund, Dobersdorf.

Die weiße Gestalt am Wege.

Ein Weib ging von Raden nach Pilgersdorf in die Frühmesse. Am „Opplatichwege" stand eine Gestalt mit einem weißen Strohtuche. Sie hatte schwarze Stiefeln an und war ohne Kopf. Die Gestalt kam auf die Frau zu und wurde immer größer. Und da ist sie bis nach Burgstädtel fortgerannt. Dort hat sie sich umgesehen; aber die Gestalt war schon verschwunden.

Nach mundartlicher Handschrift von Agnes Prauß, Pilgersdorf.

Das Menschengerippe bei Burgstädtel.

Ein Mann kam von Burgstädtel nach Pilgersdorf herein. Da sah er in einem Strauche ein Menschengerippe stehen. Der Mann bekam Angst und lief, was er konnte, davon, das Gerippe aber ihm immer nach. Dann war es plötzlich verschwunden.

Nach mundartlicher Handschrift von Elisabeth Schwarzer, Pilgersdorf.

Die weiße Frau an der Kiefer.

In Pilgersdorf war einmal ein Weib auf dem Felde. Da sah sie bei der Kiefer auf dem „Justabarge" eine weiße Frau. Sie hatte einen schönen weißen Mantel um. Sie winkte dem Weibe immerzu. Sie kam auf sie zu und stieg bis auf den Weg herab. Dann verschwand sie.

Ein andermal stand wieder bei derselben Kiefer eine weiße Frau. Sie kam den Steig herunter und flog wieder in die Erde hinein, und weg war sie.

Nach mundartlicher Handschrift von Dorothea Masurek, Pilgersdorf.

Der Totenteich.

Zwischen Dobersdorf und Pilgersdorf gibt es einen Teich, den nennen die Leute Totenteich. Wenn man in früherer Zeit in der Nacht von 12 bis 1 Uhr dort vorbeifuhr oder -ging, ist immer ein schwarzer Hund neben einem hergelaufen und hat Feuer gespien. Er ist bis Pilgersdorf mitgegangen; dann ist er verschwunden.

Handschriftlich von Hilde Robok, Roben und Adelheid Mann, Roben.

Der gespenstische Hund.

Ein Mann aus Roben ging einmal nach Mocker zum Tanz. Nach Mitternacht kehrte er allein nach Hause zurück. Als er zwischen Mocker und Dobersdorf über den Grenzgraben ging, der Kaline heißt, kam ein großer Hund zu ihm. Da war der Mann sehr erschrocken, denn er wußte von anderen Leuten, daß dort in der Nacht ein großer schwarzer Hund umging. Zuerst schritt der Mann ganz ruhig dahin und ließ den Hund hinter sich herkommen. Er

wollte ihm nichts tun, weil er sich fürchtete. Als er aber nach Dobersdorf kam, versuchte er den Hund zurückzujagen; doch er ging nicht. Er ist hinter ihm hergelaufen bis nach Hause.

Handschriftlich von Emma Beigel, Roben.

Der Hund auf dem Kirchhofe.

Ein Mann aus Pilgersdorf behauptete, daß er keine Angst habe, in der Nacht über den Kirchhof zu gehen. Einst begab er sich in der Mitternacht dorthin. Da kam plötzlich ein großer Hund zu ihm. Er ging mit dem erschrockenen Manne bis nach Hause. Dann war der Hund plötzlich verschwunden. Der Mann ging von der Zeit an nicht einmal abends vor die Tür.

Handschriftlich von Hedwig Krischker, Pilgersdorf.

Zwei große Hunde auf dem Felde.

Eine Frau, die in Pilgersdorf wohnte, ging immer abends auf das Feld, um Getreide zu holen. Als sie einmal wieder auf das Feld kam, liefen zwei große Hunde zu ihr. Sie aber wußte, daß sie Geister waren und sprach: „Geh, geh, ich hoo dir bei Lebtage noch nischt geton. Du wirscht mir woll aa nischt tun." Und die Hunde verschwanden.

Handschriftlich von Ernst Scharberth, Pilgersdorf.

Der Nachtgeist als Verkünder des Todes.

Die Leisnitzer Alten wissen auch vom Nachtgeist zu erzählen. Er kommt gewöhnlich, wenn ein Verwandter oder Bekannter stirbt, unter das Fenster und ruft einen Namen. So zeigt er den Tod des Betreffenden an, der in ferner Gegend oder auch im Dorfe krank liegt. Ruft er einen Namen, soll man nur mit Ja antworten, andernfalls kommt er ins Zimmer und plagt die Schlafenden; in diesem Falle heißen ihn die Leute den Alp. Auch auf andere Weise erscheint der Nachtgeist noch. Man versucht ihn mit Weihwasser und mit den Worten: „Alle guten Geister loben Gott, den Herrn!" zu verscheuchen. Der Geist antwortet gewöhnlich: „Ech oo!" (Ich auch!) Läßt er sich indes nicht vertreiben, so äfft er die Worte nach.

Handschriftlich von Albert Mucha, Leisnitz.

100 Jahre geschlafen.

Es war einmal in Pilgersdorf eine alte Frau, die in den Wald ging, um Beeren zu sammeln. Als es Abend geworden war, wollte sie nach Hause gehen. Da sah sie mitten im Walde ein Haus stehen. Sie ging hinein. Ein Mann war darin. Weil es draußen schon finster war, fragte die Frau den Mann, ob sie hier über Nacht bleiben könnte. Der Mann sagte, sie solle sich hinter den Ofen legen. Als sie am Morgen erwachte, stand kein Haus mehr da. Sie ging nach Hause; aber ihr altes Haus stand nicht mehr, ein neues war an seiner Stelle. Ihre Kinder waren schon Großeltern. Das Haus gehörte anderen Leuten. Da ging sie zum Richter und erzählte ihm, daß sie in den Wald Beeren suchen gegangen war, und am anderen Morgen hätten andere Leute ihr Haus. Der Richter fragte sie nach ihrem Namen. Dann sah er in den Büchern nach und sagte ihr, daß sie hundert Jahre geschlafen habe.

Handschriftlich von Paul Wenzel, Pilgersdorf.

Die Raubritter der Burg Branitz.

Vor vielen Jahren hausten in unserer Gegend die Raubritter. Ihnen gehörten die drei Burgen: Branitz, die Schellenburg und die Burg in Lichten. Die drei Burgen waren durch unterirdische Gänge miteinander verbunden. Von der Burg Branitz kann man jetzt noch ein Stück Wallgraben und den Hungerturm sehen. Als die Raubritter hier waren, wurden die Reisenden ausgeplündert und in den Hungerturm geworfen. Dort mußten sie elend zugrunde gehen. Tag und Nacht hat man das Jammern und das Stöhnen der Schmachtenden gehört.

Als die Burg in Branitz eingerissen wurde, fand man dort sehr viele Skelette, einige sogar noch in Uniform und mit Säbeln.

In dem Hungerturm soll in der Nacht eine weiße Frau umgehen.

Auf der Wiese bei der Mälzerei standen drei Birken. Unter ihnen soll früher immer das Geld der Raubritter gebrannt haben. Man hat dort stets eine bläuliche Flamme in der Nacht gesehen. Es hat geheißen, wer die Flamme

auslöschen kann, der findet das Geld. Man sollte die Flamme mit einem geweihten Rosenkranze auslöschen, sobald man aber näher kam, verlöschte die Flamme.

Die Räuber, die auch in Branitz hausten, hielten sich größtenteils in der Schellenburg auf. Einmal war in Troppau eine große Hochzeit. Braut und Bräutigam fuhren in der Nacht auf einem Wagen nach Jägerndorf. Als sie nicht weit von der Schellenburg waren, wurden sie von den Räubern überfallen und nach der Schellenburg verschleppt. Dort fragte man den Bräutigam, wo er sein Geld habe; aber der schüttelte nur den Kopf, denn er wußte, wenn er es auch sagen würde, ermordeten sie ihn doch. Da nahm der eine Räuber nur ein langes Messer heraus und stieß es ihm in die Brust. Seine Frau, die neben ihm gefesselt lag, fiel sofort in Ohnmacht, von der sie nicht mehr erwachte. Daraufhin ließ die Regierung die Schellenburg durch Militär zusammenschießen. Der Räuberhauptmann war gerade mit einer alten Frau allein in der Schellenburg. Als die erste Kanonenkugel angeflogen kam, setzte er sich aufs Pferd und sprang samt dem Pferde in den tiefen Brunnen, von dem man heute noch die Mauern sieht. Und es heißt: Aus dem Brunnen wächst ein Ebereschenbäumchen; wenn es ein Baum sein wird, kommt der Räuberhauptmann wieder zum Vorschein.

Erzählt von A. Schmidt, handschriftlich von Maria Thusek, Burg Branitz.

Die Räuber in der Hookemühle.

Schon im Jahre 1723 bestand die Hookemühle. Jetzt gehört sie zu Neu-Würbenthal bei Hohndorf. Es war schon vor vielen Jahren, was folgende Sage erzählt. Der damalige Müller ging oft ins Gasthaus nach Hohndorf Karten spielen. Eines Abends saß die Frau wieder allein zu Hause. Da kamen plötzlich neun Räuber zur Tür herein und verlangten, bewirtet zu werden. Die erschrockene Frau setzte ihnen Essen und Trinken vor. Dabei wurde erzählt, und die Räuber lachten und machten Späße über die ängstliche Frau. Sie aber schlug mit einem Male mit der flachen Hand auf den Tisch und dabei tat sie einen Zauberspruch, daß alle Räuber auf den Plätzen sitzen bleiben mußten und sich keiner rühren konnte. Dann lief sie schnell das Tal entlang in das Gasthaus, wo ihr Mann saß und

Karten spielte. Sie sagte zu ihm: „Du sitzt hier und in der Mühle sind Räuber. Ich habe zwar mit der Hand auf den Tisch geschlagen und gesagt, die Räuber sollen sitzen bleiben; aber ob sie noch dort sind, weiß ich nicht.“ Sofort ging der Müller mit einigen Leuten nach Hause. Die Räuber saßen noch da und schliefen. Da wurden sie gefangen genommen und dem Richter übergeben.

Mündliche Mitteilung von Konstantin Mosler, Bauerwitz.

Die Räuber im Mühlwald bei Sauerwitz.

In der Nähe unserer Wassermühle gab es viel Wald, man nannte ihn Mühlwald. Einmal waren bei Fernandas viele zu „Rocka“. Da sah man im Mühlwalde ein Licht. „Dort sind sicher Räuber,“ sagte man zueinander. Es wurde bestimmt, daß diejenige, die zuerst die Spule voll hatte, sehen gehen mußte, was das Licht im Walde zu bedeuten hatte. Es traf die Brauer-Tochter, auch Kratschmertochter genannt. Die Kratschmertochter ging in den Wald, in der Richtung, wo das Licht war. Da kam sie zu einem Hause. Dort wohnten Räuber. Sie hatten eine Braut geraubt und waren gerade darüber her, sie zu töten. Die Kratschmertochter erschauerte, hatte aber doch noch so viel Mut, daß sie sich im Backofen versteckte und dort wartete, bis die Räuber mit ihrer Arbeit fertig waren und schlafen gingen. Als sie noch eine Weile gewartet hatte, kroch sie aus ihrem Versteck hervor. Sie holte sich vom Tische den Schleier und den Brautschmuck, den die Räuber dort hatten liegen lassen. Nur den Ring konnte sie nicht finden, der war unter das Bett gefallen. Sie bemühte sich, den Ring zu finden, doch da hatte schon der eine Räuber gemerkt, daß jemand da sei. Er stieß den anderen, der nicht weit von ihm lag, der aber wollte es nicht glauben. Da schlich die Kratschmertochter leise nach Hause. Dort erzählte sie, was sie gesehen. Nach einiger Zeit wurde bei Kratschmers Tanz gehalten. Die Tochter hatte den eroberten Schmuck angelegt. Man hatte schon vorher gedacht, daß die Räuber auch kommen würden und hatte sich besprochen, was man tun würde. Als die Kratschmertochter einmal vom Saale herunterkam, wartete schon der Räuberhauptmann auf sie: Er packte sie und stopfte ihr ein Tuch in den Mund, daß sie nicht schreien

konnte. Bald waren auch die anderen Räuber da, und nun wurde die Kratschmertochter auch in den Mühlwald geführt. Dort sollte sie dasselbe Schicksal ereilen, wie jene Braut. Die Kratschmertochter aber bat, ihr vor dem Tode noch eine Bitte zu erfüllen. Diese gewährte man ihr. Sie wollte noch etwas beten. In der Hoffnung, daß aus dem Dorfe Hilfe käme, dehnte sie ihr Gebet recht lange aus. Es dauerte den Räubern schon zu lange. Zu Hause hatte man das Verschwinden der Kratschmertochter bald gemerkt. Schnell hatte der Vater die Bauern des Dorfes zusammengerufen und sie zogen bewaffnet in den Mühlwald. Dort töteten sie die Räuber, und die Kratschmertochter wurde gerettet.

Handschriftlich von Hildegard Kubig, nach Erzählung von Berta Tätzler, Sauerwitz.

Der Horkenberg bei Michelsdorf.

Vor vielen Jahren stand auf dem Horkenberge, wie schon sein Name sagt, ein finsterer Kiefernwald. Der Weg, der von Michelsdorf nach Bleischwitz führte, war nicht so schön wie heute; er war bei Regenzeit grundlos, so daß die Bauern oft Mühe hatten, dort hindurchzukommen. In dem Horkenberge soll zu damaliger Zeit ein Männchen gewohnt haben, das den Bauern, wenn sie gut waren, in der Nacht half, den bösen aber anscheinend helfen kam, indem es durch Hinabwerfen der Last den Wagen leichter machen wollte, dann aber höhnisch lachend den Bauern stecken ließ. Er mußte die Pferde ausspannen und sehen, daß er mit heiler Haut davonkam. Wenn er am nächsten Morgen seine gefüllten Mehlsäcke wieder aufladen wollte und nicht bald nachsah, was darin war, mußte er nach der mühevollen Fahrt zu Hause bemerken, daß die Säcke statt des Mehles nur Staub enthielten. So erging es den Geizigen, den Spöttern und den Trinkern. Die Guten aber fuhren mit des Männchens Hilfe leicht aus dem Moraste heraus, und wenn sie zu Hause ankamen, fand sich auf dem Wagen noch allerlei nützlicher Hausrat, den das Männchen von Horkenholz geschnitzt hatte.

Heute ist der Horkenwald verschwunden und mit ihm das Horkenmännlein. So mancher wünscht es noch einmal zurück.

Freie Erfindung. H. G.

Der Teufel holt die geizige Schloßfrau.

Im Schlosse von Pilgersdorf wohnte eine geizige Schloßfrau. Sie behandelte ihre Diener und Untergebenen sehr schlecht. Den Dienstboten gab sie wenig und schlechtes Essen. Den Arbeitern zog sie von dem sauer verdienten Lohne etwas ab. Auf solche Weise erwarb sie sich große Reichtümer. Gegen die Armen war sie sehr hartherzig und jagte sie mit den Hunden vom Hofe. Einmal wurde sie krank. Sie bekehrte sich nicht auf dem Totenbette und starb so. In derselben Nacht als sie starb, hütete ein Schäfer seine Herde. Da sah er den Teufel mit einem feurigen Wagen vorbeifahren. Er hatte die Schloßfrau im Arme und fuhr mit ihr zur Hölle.

Handschriftlich von Gertrud Bartsch, Stirnau.

Das Männchen verlangt ein Opfer.

Es waren einmal drei Knaben. Sie waren in den Wald gegangen. Da kamen sie zu einer Grube. Darin war ein Männchen. Das sagte: „Kommt herein!" Die Knaben sind hineingegangen. Da sahen sie, daß in der Grube Gold war. Das Männchen sagte: „Nehmt euch das Gold!" Die Knaben nahmen sich zuviel Gold. Das Männchen ließ zwei Knaben gehen, den dritten wollte es zurückbehalten. Er aber suchte sich loszuzerren. Da riß es ihm einen Arm heraus.

Handschriftlich von Agnes Strauch, Bratsch.

Das Graumännchen erscheint in der Dämmerstunde.

Wer nach dem Abendläuten die kurze Straße von Kreuzendorf nach Schmeisdorf wandert, dem wird oft von Vorübergehenden gesagt: „Paß nur auf, daß dich nicht 's Groomannel nimmt!" Es treibt sein Wesen lediglich zur Dämmerstunde. Viele Leute aus diesen beiden Dörfern wollen es gesehen haben.

Philo, Schlesien 1884.

Das Graumännchen vorm Kreuzloche.

Es war ungefähr abends 10 Uhr, als mein Vater als Lehrling wieder einmal von Sauerwitz nach Kreuzendorf

wanderte. Auf dem Wege von Kreisewitz herüber, ungefähr dort, wo jetzt an der Chaussee nach Jägerndorf das Zollhaus steht, sah er auf einmal ein kleines, graues Männlein vor sich, in dem mein Vater anfangs einen Bekannten aus Schmeisdorf erkennen wollte, der ebenfalls von so kleiner Statur war und für gewöhnlich einen grauen Mantel trug. Schon ruft er ihm zu: „Vetter Pulde (Leopold), looft ock nich asu und nahmt mich o miete," da biegt das Männchen vom Wege ab und bleibt bei dem „Scholzenkreuze" (es steht heute noch) stehen. Dieses Kreuz war damals gerade vom Winde umgebrochen worden, ein tiefes Loch zum Einsenken des neuen Kreuzes war am Tage gegraben worden, und auch ein großmächtiger Stein lag dabei. Unterdessen war mein Vater näher gekommen, und in seinem falschen Wahne spricht er das Männchen nochmals an: „Na, Vetter Pulde, kommt'r miete?" Da geht das Männchen einigemal um das Kreuzloch herum, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben, worauf es dann stehen bleibt und in das Loch hinabschaut. Jetzt ergreift meinen Vater eine Angst, daß er in schnellster Eile davonläuft. Schon hat er eine lange Strecke Weges zurückgelegt, da sieht er beim Umschauen noch immer das Graumännchen unbeweglich vorm Kreuzloch stehen. Später ist er stets auf einem Umwege an jener Stelle vorbeigegangen, wenn er zur Nachtzeit den Weg zu wandern hatte. (Kreuzendorf.)

Philo, Schlesien 1884. S. 10 f.

Der Mann ohne Kopf bei Leobschütz.

Mein seliger Großvater ging einmal zur Erntezeit auf die Leobschützer Feldmark hauen und kehrte erst spät abends nach Hause zurück. Als er an die Grenzscheide von Leobschütz und Schmeisdorf kam und über den Steg, der über die Zinna gelegt war, gehen wollte, hörte er auf einmal Tritte hinter sich. Es hatte eben etwas geregnet, und so hörte man das „Tratschen" ganz vernehmlich. Mein Großvater steht einen Augenblick still und sagt: „Nu, Anton, kimmst de dennt o schunt?". Es war dies auf einen anderen Hauer aus dem Dorfe gemeint, der noch weiter mähen wollte, als mein Großvater „Feierabend machte". Kaum aber sind die Worte gesprochen, da steht auch schon ein Mann hinter ihm, der

keinen Kopf hat und mit seinen Händen allerlei rätselhafte Bewegungen macht. Schauder und Entsetzen ergreift meinen Großvater, er läuft mehrere Schritte, bis er dann vor Aufregung mit seiner Sense niederfällt. Erst nach einer Weile erholt er sich wieder von dem gewaltigen Schrecken, und als er sich im Weitergehen umblickt, da sieht er, wie der Mann ohne Kopf den Steg immer hin und her geht, ohne ihn, den Geängstigten, weiter zu verfolgen.

Philo, Schlesien, S. 9.

Das Graumännchen und der dreibeinige Hase.

Auf einer Wiese meines Heimatdorfes Kreuzendorf bei Leobschütz, ungefähr dort, wo die Zinna entspringt, weidete einst ein armer Knabe die Kühe eines Bauern. Es war um den Untergang der Sonne. Da kommt ein graues Männchen aus dem Erlengebüsch hervor und mahnt den Knaben, ihm zu folgen. Im dichten Gesträuch erhebt sich im Augenblick ein lautes Geräusch und Geheul, so daß dem Knaben angst und bange wird. Siehe! da steht ein dreibeiniger Hase vor ihm, verheißt ihm große Schätze, wenn er ihm in sein unterirdisches Schloß, dessen Pforte hinter jenem dichten Brombeerengebüsch sei, folgen wolle. Das Graumännchen aber steht ihm zur Seite und warnt mit eindringlichen Blicken, den Lockungen des Hasen zu folgen. Zwischen Furcht und Hoffnung steht der Knabe da, bis er endlich zum Graumännchen hinüberspringt und dessen Hand erfaßt. Im Nu ist der Hase verschwunden — —. Das Graumännchen aber geleitet den Knaben zurück zu seinen Kühen und ermahnt ihn, sich niemals von den Lockungen des dreibeinigen Hasen verführen zu lassen, sondern fromm zu bleiben und besonders fleißig zu beten. —

Diese Sage erinnert an die thüringische von dem getreuen Eckhart, welcher am Venus- oder Hörselberge Wache hält und die Vorübergehenden warnt, den bösen Lockungen der Frau Venus Folge zu leisten. Philo, Schlesien.

Der unvollendete Kirchturm in Kreuzendorf.

Vom Kirchturm meines Heimatdorfes erzählte man sich folgende Geschichte: Der Baumeister der Kirche hatte sich dem Teufel verschrieben und mit ihm einen Pakt geschlossen.

Als der Turm bis zu einer gewissen Höhe aufgerichtet war, bekehrte sich der Baumeister, fiel bald nachher vom Turme und war tot. Nun kam ein frommer Baumeister. Als dieser die Turmspitze aufgesetzt hatte, lag sie andern Morgens auf dem Anger des Spritzenhauses mitten im Dorfe. Wie oft man sie auch wieder aufsetzte, immer wurde sie über Nacht abgehoben. Heut noch steht der Turm ohne Spitze und macht durch seine originelle Form (er sieht aus wie eine alte Burgruine) einen seltsamen Eindruck. „Der Teiwel hoot a Schwanz drüber", sagen die Leute. —

Philo, Schlesien, S. 37.

Bewerfen mit Steinen.

Ein Schuhmacher aus Langenau bei Katscher ist mit Schuhen nach Knispel gegangen, und es ist spät geworden, ehe er zurückkommt. Der Mond scheint, es ist im Oktober, und das Laub von den Bäumen schon ziemlich herunter. Wie er zwischen den Pappeln dahingeht, kommt er in einen Grund. Plötzlich fliegen von einer Pappel Steine auf ihn herunter. Wer aber die Steine eigentlich geworfen hat, konnte er nicht sehen, und er hätte es doch sehen müssen, denn es war ja Mondschein, und Laub war auch nicht auf den Bäumen.

Ein Bauerssohn aus demselben Langenau, der seine Angebetete in einem entfernten Dorfe besucht hatte, kehrt spät in der Nacht zurück, und als er in den Zautzer Grund (Zauditzer Grund) kommt, da wird er von einem Baum aus mit Steinen beworfen. Und obwohl die Bäume nur klein waren, auf denen man leicht jemanden hätte entdecken können, so hat er doch niemanden bemerkt.

Kühnau, Sagen I, S. 471. Mündlich aus Langenau bei Katscher.

Der dreibeinige Hase.

Ein Bauer in unserem Dorfe hatte viele Drescher. Während sie sich miteinander unterhielten, sprach der eine: „Glaubt ihr's, ich kann mich an einem Strohhalme erhängen." Als er das sagte, kam zum Hoftore ein dreibeiniger Hase hereingehüpft. Da rannten sie alle dem Hasen nach, nur der Drescher, der sich erhängen wollte, blieb zurück. Als

sie wieder in die Scheune kamen, da hatte er sich wirklich an einem Strohhalme erhängt. Der dreibeinige Hase hatte ihm dazu verholfen; denn er war der leibhaftige Teufel.

Nach mundartlicher Handschrift von Berta Heidrich, Pilgersdorf.

Der Wilddieb und der sprechende Hase.

Vor Jahren ging einmal ein Wilddieb auf die Felder bei Türmitz, Hasenschlingen aufzustellen. Eines Abends war einer in die Falle gegangen. Schmunzelnd steckte ihn der Wilddieb in den mitgebrachten Sack und ging durch einen finsteren Wald heimwärts zu. Auf einmal rief es wie aus den Bäumen: „Zippen, Zoppen!" Da antwortete es aus dem Sacke: „Doo steck ich ein Socken!" So schrie es einige Male. Da bekam der Wilddieb Angst und warf den Sack mit seinem vermeintlichen Hasen weg. Er dachte, der Leibhaftige selber stecke im Sacke. Von jetzt an ging er nicht mehr wildern.

Handschriftlich von Franz Körner, Türmitz.

Eine ähnliche Sage berichtete Franziska Willmann, Bratsch. Die Erzählung ist obiger in fast allen Stücken gleich. Nur wird dort gesagt, daß ein anderer Hase aus dem Walde den im Sacke gefangenen rief. Die Gegend wird als „hinter Saliswalde" gelegen bezeichnet. Zeit: Vor 100 Jahren.

Der unheimliche Hase.

Ein Bauer aus Bratsch ging einmal auf die Jagd. Er wollte Hasen schießen. Ein Hase kam und setzte sich vor den Wald. Da schoß der Bauer auf den Hasen; der aber schüttelte den Kopf, als ob ihm nichts geschehen wäre. Darauf schoß der Bauer fünf- bis sechsmal, aber der Hase war nicht tot, trotzdem der Bauer ihn nach seiner Meinung getroffen hatte. Da schoß der Bauer noch einmal. Jetzt erst sah sich der Hase um, woher die Schüsse kämen. Der Bauer bekam Angst vor dem unheimlichen Hasen und lief nach Hause. Von jetzt an ging er nicht mehr auf die Jagd.

Handschriftlich von Martha Berger, Bratsch.

Der Stillstandberg.

Als die frühere Herrschaft von Soppau ihren Besitz auf Kosten der Bauern vergrößern wollte, versuchte sie, die Grenze ihrer Feldmark jenseits des Berges zu ziehen. Da stellte sich der beherzte Nachbar Gilge dem herrschaftlichen Beamten entgegen und rief: „Hier ist Stillstand! Keinen Zoll meines Grundstückes lasse ich mir nehmen!" Dabei schwang er drohend seine mitgebrachte Axt. Der Beamte mußte mit seiner unrechtlichen Arbeit aufhören. Seitdem aber heißt der Berg Stillstandberg. Hofrichter, Heimatkunde.

Noch eine andere Geschichte knüpft sich an den Berg. Ein Bauer fuhr einmal nachts von Soppau nach Bratsch an ihm vorbei. Auf einmal blieben die Pferde stehen und wollten nicht von der Stelle gehen, wie sehr sie der Mann auch antrieb. Plötzlich sah er einen dreibeinigen Hasen am Wege sitzen. Als er verschwand, beruhigten sich die Pferde wieder und gingen weiter.

Noch eine dritte Sage wird vom Stillstandberg erzählt. In der Nacht soll aus einem Wasserloche des dortigen Steinbruches ein Fuhrmann mit seinem Gespann erscheinen, Steine auf seinen Wagen laden und wieder dorthin verschwinden, woher er gekommen ist.

Nach mündlicher Mitteilung von Josef Lux, Raden.

Die Pferde als Teufel.

In Bratsch war einmal ein Mann, der immer, wenn er auf etwas schimpfte, sagte, es sei ein Teufel. Einmal fuhr er mit den Pferden auf das Feld. Als sie draußen waren, wollten die Pferde nicht gehen. Da sagte er zu den Pferden: „Ihr seid ja reine Teufel!" Als er das gesagt hatte, waren die Pferde wirklich Teufel. So sollte er jetzt mit den Teufeln arbeiten. Handschriftlich von Hedwig Sigfanz, Bratsch.

Der Teufel als Hase.

Zur Zeit, als von Bratsch nach Sauerwitz noch Wald war, ging ein Mann in der Nacht von Bratsch nach Sauerwitz. Als er mitten im Walde war, lief ein Hase an ihm vorbei. Der Mann rief: „Halt, Teufel, bleib stehn!" Da

blieb der Hase vor ihm stehen und lief nicht weg. Der Mann betete, weinte, schimpfte und fluchte. Der Hase aber blieb immer bei ihm. Er lief, was er laufen konnte, davon. Auf einmal hörte er hinter sich einen Knall, als ob der ganze Wald in Trümmer gehen wollte. Der Mann aber drehte sich nicht um. Als er am anderen Tage wieder nach Hause ging, sah er nichts mehr.

Handschriftlich von Hedwig Peschke, Bratsch.

Der Reiter ohne Kopf mit dem bissigen Pferde.

Um das Jahr 1800 kamen viele merkwürdige Ereignisse vor. Einst ging jemand aus der Gemeinde Türmitz auf der Straße nach Comeise. Da sah er hinter sich einen Reiter angesprengt kommen. Als der Reiter nahe war, sah der Mann, daß es ein Reiter ohne Kopf war. Das Roß sperrte den Rachen, aus dem Feuer sprühte, weit auf. Es wollte den Erschrockenen in die Schultern beißen. Er aber schrie: „Jesus, Maria und Joseph. Alle guten Geister loben den Herrn!" Da wurde aus dem Reiter samt dem Pferde eine Feuersäule, die in die Luft flog und verschwand.

Handschriftlich von Paul Seifert, Türmitz.

Der Wagen mit den feurigen Rossen.

Vor vielen Jahren ging ein Mann von Türmitz nach Bratsch. Als er hinter dem Dorfe war, sah er einen Wagen mit feurigen Rossen vor sich stehen. Wohin der Mann ging, kam der Wagen mitgefahren. Der Mann betete: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" Als er das gesagt hatte, war der Wagen mit den Pferden verschwunden.

Handschriftlich von Josef Heider, Türmitz.

Der Teufel mit dem Strick.

Ein Knabe aus Raden hatte etwas Böses getan. Weil er Angst vor Strafe hatte, ging er in den Taubenwald bei Raden und erhängte sich. Seine Eltern und die Magd wußten nicht, wo er war und sie suchten ihn deshalb überall. Als die Magd auf den Taubenberg kam, sah sie ihn dort hängen. Sie schnitt ihn los und verprügelte ihn, bis er

wieder zum Leben kam. Von derselben Stunde an, als der Junge zum Leben kam, stand immer ein Mann vor ihr und hatte einen Strick in der Hand. Das war der Teufel, der die Seele der Magd haben wollte, weil sie ihm die Seele des Knaben genommen hatte. Sie sah den Mann, bis sie starb.

Handschriftlich von Emil Seidel, Soppau.

Der Teufel als Katze.

Auf dem Soppauer Dominium gingen einmal viele Leute in die Arbeit. Ihr Weg führte auf einem Steige über eine Wiese. Ueber die Wiese floß ein Bach, und über den Bach führte eine Brücke. Als die Leute über sie gingen, sahen sie eine ganz schwarze Katze dort sitzen. Die Leute sagten, es sei der Teufel. Als die Leute vorbeigegangen waren, setzte sich die Katze auf das letzte Weib und es mußte stehen bleiben. Die anderen liefen alle davon. Einige Tage darauf starb die Frau. Niemand getraute sich, wieder auf demselben Wege zu gehen.

Handschriftlich von Konrad Rotter, Soppau.

Das Männchen in der Sandgrube.

Die beiden Söhne von Silka gingen einmal nach Leobschütz. Als sie am Abend auf dem Nachhausewege waren, sahen sie ein Gespenst. Es war ein Männlein, etwa so groß wie ein Finger. Es fuhr auf einem kleinen Wagen. In einem Sandloche lenkte es den Wagen noch dreimal im Kreise herum und verschwand.

Handschriftlich von Konrad Rotter, Soppau.

Das Männchen in der Stube.

Als die Mutter eines Abends allein beim Tische saß und nähte, tat sich plötzlich die Tür auf. Ein winziges Männchen trat herein, schüttelte sich und war weg.

Handschriftlich von Josefine Fritsch, Soppau.

Der Antichrist in der Teufelskutsche.

Als sicherstes Zeichen des nahen Weltunterganges gibt das Volk dieses an: Es kommt die Zeit, wo durch dreißig Jahre nur Mädchen geboren werden. Nach diesen dreißig

Jahren werden wieder nur Knaben geboren. Der erste Knabe von diesen — seine Mutter wird ein lediges Judenmädchen sein — ist der Antichrist. Sobald er dreißig Jahre ist, kommen wieder abwechselnd Knaben und Mädchen zur Welt. Er aber wird im Lande herumfahren mit vier schwarzen Rossen und aus seinem Wagen lauter Goldstücke unter das Volk werfen, um es für sich zu gewinnen. Wer dann so ein Goldstück aufhebt, gehört schon dem Teufel an. Henoch, der jetzt hinter der Mauer des alten Paradieses schlummert, und Elias werden zwar durch ihre Predigten viele bekehren — die Mehrzahl aber wird dem Antichrist, der sie durch Gold zu blenden sucht, anhangen.

Philo, Schlesien, 1884. S. 41 f.

Die Teufelskalesse auf der Troppauerstraße bei Katscher.

Ein Schusterjunge sollte einmal von Katscher, wo er bei seinem Meister wohnte, nach Troppau gehen, um dort Besorgungen zu machen. Der Meister hatte ihm gesagt, er solle sich um drei Uhr in der Nacht auf den Weg machen, er würde ihn schon zur rechten Zeit wecken. Aber der Meister versieht sich an der Uhr und weckt ihn statt um drei Uhr schon um ¼12 Uhr, indem er die beiden Zeiger verwechselt. Der Junge macht sich also auf den Weg „auf das Troppau". Er ist kaum ein Stückchen gegangen und draußen vor der Stadt Katscher, da kommt eine schöne, vornehme Kalesse hinter ihm her. Wie er sie an sich vorbeifahren sieht, denkt er: Du könntest ja mitfahren, die Nacht ist keines Menschen Freund, du bist so sicherer. Du setzt dich hinten auf das Schnatterbrettel; die drinnen werden 's nicht merken. Nun sitzt er hinten auf dem Brettel der Kalesse, und ein schwarzer Hund läuft immer hinterher. Wie sie kurz vor Troppau sind, da hört der Junge im Wagen ein fürchterliches Geschimpfe, das war so ordinär, daß der Junge denkt, das können doch keine feinen Herrschaften sein, die sich so aufbieten. Und da wird ihm angst, er springt herunter, und im Augenblick ist die Kalesse verschwunden. Das wundert ihn schon, aber er denkt nicht weiter nach, sondern geht vollends nach Troppau hinein. Da hörte er, wie der Nachtwächter gerade zwölfe pfeift. Nun wird er stutzig, es kann doch nicht dreie gewesen

sein, als ihn der Meister weckte. Er war vielmehr von Katscher bis nach Troppau, diese ganze weite Strecke, in einer Viertelstunde gefahren, und es war keine richtige, sondern eine Teufelskalesse, mit der er gefahren war. Wäre er nicht zur rechten Zeit abgesprungen, so wäre er verloren gewesen. So hat es ihm auch der Nachtwächter gedeutet, der ihn fand, als er sich vor eine Haustür setzte, um dort die ganze lange Nacht zu harren. Ihm erzählte er seine ganze Geschichte, und der gutmütige Mann nahm den Jungen mit sich nach Hause, als er abgelöst wurde.

Nach der Erzählung der Schuhmacher Cl.-schen Eheleute aus Langenau bei Katscher. Die Geschichte wiederfuhr einem ihnen bekannten, noch lebenden Schuhmachermeister, als er noch Lehrjunge war. 1905.

Kühnau, Sagen II, S. 570.

Der Teufel als Eichenführer.

Von einer bekannten oberschlesischen Grafenfamilie wird erzählt: Der Graf ging eines Tages auf den Feldern spazieren, als er einen Robotbauer, der den Acker pflügte, erblickte. Er ruft ihn in frevelhaftem Uebermut heran und spricht: „In einer Stunde bringst du jene große Eiche in meinen Schloßhof; wo nicht, so bist du des Todes.“ Der Bauer fiel auf die Kniee vor dem Grafen und bat um Gnade, aber vergebens, der Graf blieb bei seiner Forderung und ging in sein Schloß. Als der Bauer verzweifelnd die Hände ringt, kommt aus der Eiche ein kleines graues Männchen hervor und sagt freundlich zu ihm: „Nimm die Axt, es wird schon gehen.“ Der Bauer blickte das Männchen ungläubig an, hieb aber auf seine abermalige Aufforderung auf die Eiche los, und diese fiel zu seinem Erstaunen schon nach wenigen Streichen um. Wie sollte aber der schwere Baum nach dem 2000 Schritt entfernten Schloßhof geschafft werden? Das Männchen ermunterte den Bauern von neuem, er faßte die Eiche an, und sie folgte ihm federleicht nach. Im Schloßhofe sprang der Bauer mit ihr herum, und der Graf, der beim Gelage saß, wird ans Fenster gerufen und fragt ihn erstaunt, wie ihm das möglich geworden sei. Da tritt das Männchen aus dem Baume heraus und ruft ihm zu: „Du Verruchter, dir sollen deine Augen geöffnet

sein!" Da sieht der Graf auf jedem Zweige einen der zahlreichen Verstorbenen seines Geschlechtes, Greise, Kinder, Männer und Frauen, die vor übergroßer Anstrengung keuchen. Das Männchen aber rief ihm zu: „Zur Strafe für deinen Frevel soll stets einer aus deiner Familie krank am Verstande sein!" Stäsche. Kühnau, Sagen II, S. 735.

Die Brautlinde in Leobschütz.

Ein Zeuge mehrerer Jahrhunderte, die sogenannte Brautlinde in der Nähe der katholischen Pfarrkirche, ist der Neuerung zum Opfer gefallen. Ueber die „Brautlinde" leben im Volke mehrere Sagen fort. So wird erzählt, daß eine Braut kurz nach ihrer Trauung beim Heraustreten aus der Kirche tot zur Erde fiel und unter der Linde ihre letzte Ruhestätte fand, welch letzteres sehr wahrscheinlich ist, da der Friedhof das Gotteshaus umgab. Der riesige Umfang der Linde, die bedeutende Stärke der Aeste, sowie die ganze Beschaffenheit des Baumes bieten die Garantie für ein sehr hohes Alter. Von dem Schicksal der Linden, innen hohl zu werden, war auch die Brautlinde nicht verschont geblieben. Um der Stadt die Denkwürdigkeit zu erhalten, ist die innere Höhlung mit Ziegelsteinen und Zement ausgefüllt und die einzelnen Aeste sind mit eisernen Bändern befestigt worden. Gegenwärtig wird die Pfarrkirche einer gründlichen Renovation unterzogen und ein Erweiterungsbau angefügt. Um Platz für ihn zu schaffen, mußte die Brautlinde umgelegt werden. Den die Niederlegung vornehmenden Personen war die in der Sage erwähnte Tatsache bekannt. Nach vorsichtiger Arbeit wurden die Ueberreste einer weiblichen Leiche zutage gefördert, deren Haare noch wohl erhalten und mit einem deutlich erkenntlichen Netze überzogen waren. Die exhumierten Teile des Skeletts wurden in geweihter Erde bestattet. Ueber die Brautlinde laufen noch andere Sagen um, die später an anderer Stelle mitgeteilt werden sollen.

Kühnau, Sagen I, S. 510.

Die steinerne Braut von Leobschütz.

An der Nordseite der katholischen Pfarrkirche von Leobschütz breitete seit Jahrhunderten eine mächtige Linde ihr Blätterdach weithin aus. Ihr gegenüber sieht man in der Mauer

des Gotteshauses ein verwittertes Steinbild eingemauert, das eine Jungfrau in der Tracht aller Zeiten darstellt.

Linde und Stein aber gemahnen uns an ein schauriges Ereignis, das sich einst in der Stadt zugetragen hat.

An dem Neumarkte, gerade gegenüber der Stelle, wo dann die Linde in ihrer Jugend gepflanzt wurde, wohnte vor Jahrhunderten eine liebliche Jungfrau, die den Verlobungsring am Finger trug und mit Sehnsucht des Tages harrte, an dem der Priester sie für immer mit dem Bräutigam vor dem Altare zusammengeben sollte. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt.

Eines Tages lag die Jungfrau starr und steif auf dem Totenbette und wurde nach Verlauf von drei Tagen in den kühlen Schoß der Erde versenkt.

Der Totengräber aber hatte, als der Sarg noch geöffnet daheim stand, bemerkt, wie das Mädchen mit reicher Kleidung angetan und mit kostbarem Geschmeide geschmückt war. Da ergriff ihn die Habsucht, und er schritt, als die stille, dunkle Nacht hereingebrochen war, mit Schaufel und Hacke zum Grabe, entfernte die Erde und öffnete den Sarg.

Kaltblütig ging er an das grausige Werk, die Tote zu berauben. Wie er ihr aber die kostbaren Ringe von den Fingern ziehen will, erhebt sich die vermeintliche Tote und faßt ihn am Arme.

Fürchterliches Entsetzen bemächtigte sich nun des Räubers, und er eilte hinweg, so schnell ihn die zitternden Füße trugen. Die Jungfrau aber, die nur scheintot gewesen war, entstieg dem Grabe, wandelte mit der Laterne des Totengräbers dem Vaterhause zu und klopfte an dessen Tür.

Das Entsetzen, als man die Totgeglaubte erblickte, verwandelte sich bald in laute Freude über die wunderbare Rückkehr aus dem Grabe, aus dem sonst niemand wiederkommt.

Zum Andenken daran aber wurde jene Linde gepflanzt, und das Steinbild der Braut in der Kirchenwand eingemauert.

Knötel: „Oberschlesische Sagen"

Die Linde der Verlobten.

Romantisierte Sage aus den Leobschützer Archiven von F. Minsberg 1833. Enthalten in dem zweiten Bändchen des polnischen Werkchens: „Aus der Vergangenheit Schlesiens", Seite 344, von Viktor Sosski. Katolik-Verlag, Beuthen Oberschlesien. 1899. Uebersetzt von A. Przyklenk-Hohenlinde.

Am Anfange des 17. Jahrhunderts lebte in Leobschütz, welches damals zum Fürstentum Jägerndorf gehörte, ein tugendhafter und vermögender Bürger, Anton Hamm, welchen die Liebe und das Vertrauen seiner Mitbürger zum Bürgermeister machte. Eine Zierde seines Hauses war seine Tochter Adelgunde, schön und gut, aber von schwacher Gesundheit. Ihr Liebreiz erregte allgemeine Bewunderung, in dem Herzen der Jünglinge aber wurden besondere Gefühle geweckt. Es entbrannte in Liebe zu ihr der fürstliche Kassenverwalter, Joseph Wiesner, ein anständiger, fleißiger und achtbarer Jüngling. Ein Zufall war die Ursache einer Annäherung.

Es war dies während des Ablaßfestes Portiunkula am 2. August in der Franziskanerkirche. Die nicht große Kirche erfüllten große Volksmassen, denn, sobald einer konnte, kam er aus der Stadt und Umgegend, um den Ablaß zu empfangen. Unter den Andächtigen befand sich auch Adelgunde. Sitzend in der Bank, betete sie inbrünstig, und dabei verlor sie in der dumpfen Schwüle ihr Bewußtsein; ohnmächtig sank sie zum Fußboden nieder. In der Nähe stand Wiesner, im Gebete sehr vertieft. Die plötzliche Unruhe, hervorgerufen durch diesen Vorfall, verlieh ihm sofortige Geistesgegenwart. Erfassend, was sich zutrug, drängte er sich schnell zur Ohnmächtigen hin, nahm sie in seine kräftigen Arme und trug sie zu den Eltern ins Haus.

Von dieser Zeit an verweilte er öfters in der Hamm'schen Familie. Es entspann sich daraus ein Liebesverhältnis zwischen den jungen Leuten.

Aber Wesner hatte einen gefährlichen Rivalen, und dies war sein Vorgesetzter, der höchste fürstliche Beamte in Leobschütz, der städtische Richter Adam Malik. Auch ihm fiel die schöne Adelgunde in die Augen, auch er besuchte öfters die Bürgermeisterfamilie.

Malik war aber ein vermessener, roher, eigenwilliger Mensch und deshalb bei den Mitbürgern verhaßt. Aber so

einem Würdenträger konnten die alten Hamms den Zutritt doch nicht verwehren; die Tochter jedoch empfand einen Widerwillen gegen ihn.

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Eltern und die Tochter dem Wiesner sehr zuneigten und somit seine Bemühungen umsonst waren, beschloß er, sich an Wiesner zu rächen. Eine Gelegenheit dazu fand sich bald.

Der brandenburgische Markgraf und der Leobschützer Fürst Johann Georg befreite die Stadt Leobschütz durch ein Privileg vom Jahre 1609 von einem gewissen hohen Tribut. Dieses Privileg bestätigte später im Jahre 1622 der Fürst Karl Lichtenstein, nachdem das Fürstentum Jägerndorf in seinen Besitz übergegangen war.

Zehn Jahre später warf der fürstliche Landpfleger dem Leobschützer Magistrat vor, daß er sich dieses Privileg zu Unrecht übermäßig viel zum Nutzen der Stadt auslegte; er suchte die Bedeutung und zu weite Auslegung zu schmälern. Diesem Ansinnen trat Hamm offen entgegen und verteidigte energisch die Interessen der Mitbürger. Daraus zog Malik den Nutzen, daß er den Bürgermeister vor dem Landpfleger anschwärzte, als ob er die Städter zur Auflehnung gegen die rechtmäßige Behörde aufreizte und dadurch Unruhen stiftete. Infolgedessen setzte der Fürst den Hamm als Bürgermeister ab, obgleich man ihm keine strafwürdige Tat nachweisen konnte.

Jetzt kam die Reihe auch an Wiesner, welcher sich in dieser Zeit mit Adelgunde verlobt hatte. Man ergriff ihn plötzlich und schleppte ihn in Fesseln nach Jägerndorf

Das war eine Tat des niederträchtigen Malik, welcher dem Landpfleger zutrug, daß Wiesner fürstliche Gelder veruntreute. Es zeigte sich, daß in der Kasse viel Geld fehlte. In Wirklichkeit glaubte niemand an Wiesners Schuld, denn man kannte ihn als einen sehr gewissenhaften und rechtliebenden Menschen. Auch Wiesner behauptete standhaft, daß er das ihm zugetraute Verbrechen nicht begangen habe. Es nutzte ihm aber nichts. Man warf ihn ins Loch, aus welchem ihn die energischsten Schritte der Leobschützer nicht zu befreien vermochten.

Die Schande, welche dadurch auf den Namen des Verlobten fiel, löste eine niederdrückende Traurigkeit bei Adelgunde aus. Im Anfange tröstete sie sich mit der Hoffnung, daß

seine Unschuld wie Olivenöl bald an der Oberfläche erscheinen würde, aber als einige Zeit verfloß, Wiesner aber immer noch im Gefängnisse schmachten mußte, da ergriff sie Verzweiflung und die Lebensblüte veränderte sich bald und fing an zu welken. Mit dem größten Schmerz schauten die Eltern auf die schwindenden Kräfte der geliebten Tochter, welche an nichts mehr Freude empfand. Es schien bald so, als ob jeden Augenblick das Lebenslicht ausgehen wollte.

Eines Sonntag abends saßen die Eltern mit der Tochter in ihrer Wohnung der Pfarrkirche gegenüber. Tiefe Traurigkeit beherrschte das Zimmer. Plötzlich klopfte es an der Tür und unverhofft erschien der glückstrahlende Wiesner. Aber die übermäßige Freude konnte der sehr geschwächte Organismus des Mädchenkörpers nicht bewältigen, die plötzliche Erschütterung tötete sie.

Wiesner erhielt die Freiheit, denn es erwies sich, daß Malik selbst der Dieb war. Aber, was hatte jetzt Wiesner von der Freiheit, was vom Wiedererlangen eines ehrlichen Namens, wenn doch sein größter Schatz, seine Adelgunde tot war!

Die ganze Stadt kam zur Beerdigung. Jünglinge in Kränzen trugen die Tote im offenen Sarge auf den nahen Friedhof, wo sie einige Schritte von der Kirche entfernt beerdigt werden sollte. Schon war das letzte Grablied verklungen, schon gab der Priester das Zeichen, um den Sarg zu schließen, da stürzte sich die verzweifelte Mutter zum letzten Kuß an den Sarg heran und benetzte das Gesicht der Toten mit reichlichen Tränen. Und, o Schrecken! In diesem Augenblick öffnete die vermeintliche Tote langsam die Augen, begann zu atmen, sich zu rühren — kurz, sie wurde lebendig

Die Freude der Eltern und des Verlobten kannte keine Grenzen. Man nahm sie aus dem Sarge heraus und trug sie ins Haus. In Kürze erhielt sie die Gesundheit wieder und wurde die Frau Wiesners, mit welchem sie lange und glücklich lebte. An der Stelle aber, wo sie begraben werden sollte, pflanzte man zum Andenken an diesen Vorfall eine Linde, welche mit der Zeit sich zu einem mächtigen Baume auswuchs und den Namen: „Linde der Verlobten" erhielt.

Und bis zu unseren Tagen, wenn auch der untere Baumstamm bald ganz vermodert war, bedeckte sich diese Linde alljährlich mit dem üppigsten Laubwerk. Jeder Leobschützer

betrachtete sie stets mit empfindlichem Nachsinnen, denn er kannte sie von Jugend auf, da er als Kind in ihrem Schatten weilte; sie war beinahe die größte Linde Schlesiens und der älteste Baum in Leobschütz.

Plötzlich, vor etlichen Jahren, beschloß der Kirchenvorstand die Linde zu fällen aus Furcht, daß ein Windstoß sie umreißen und die Sakristei beschädigen oder sonst ein Unglück verursachen könnte. Als sich die Nachricht verbreitete, entstand eine allgemeine Unruhe in der Stadt. Auf der Seite des Kirchenvorstandes waren nur sehr wenige, die meisten waren für die Erhaltung dieses Baumes. Zwei Leobschützer Zeitungen vertraten jedoch eine gegenteilige Meinung. Es begann ein heißer Kampf. Es fielen scharfe Worte, es erregten sich die Gemüter leidenschaftlich und bei dieser Gelegenheit hat eine von den Zeitungen diese alte Sage von der Linde veröffentlicht.

Zusatz der literarischen Vereinigung vom Jahre 1896: Das Ende vom Liede war, daß die Liebhaber der Linde gesiegt haben mit ihrem Führer an der Spitze, Herrn Sanitätsrat Dr. Kober, welcher sie auf einer Auktion für 20 Mark erstand. Man ließ einen Professor der Botanik aus Breslau kommen, und da dieser begutachtete, daß diese Linde noch etliche Jahrzehnte ohne Stütze stehen könne, trat der Kirchenvorstand von seinem Vorhaben zurück. Um aber ängstliche Gemüter zu beruhigen, befahl die Stadt, den hohlen Stamm mit Erde auszufüllen und von einer Seite durch eine Mauer zu stützen. Die Kosten dazu betrugen etliche hundert Mark.

Die Ochsenkapelle in Leobschütz.

Am Ende der Langen Straße steht die sogenannte Ochsenkapelle. Das ist für eine Kapelle ein sonderbarer Name. Zur Erklärung dieser Bezeichnung erzählt man sich folgende Sage:

Hinter der Kapelle lag früher ein tiefer Teich. Ein Knecht mit einem Ochsengespann befand sich nebenan auf dem Felde. Die Tiere wurden störrisch und der Knecht konnte sie nicht mehr beherrschen. Sie liefen stracks in den Teich, blieben im Schlamm stecken und ertranken. Auch der

Knecht fand dabei den Tod. Der Besitzer ließ zur Erinnerung an diesen Unglücksfall bei dem Teiche die sogenannte Ochsenkapelle errichten. Hofrichter. „Aus vergangenen Tagen."

Vom Kesselteich.

Die Wiese gleich hinter Taumlitz, zwischen der Gröbniger Chaussee und der Zinna, war in früherer Zeit ein Teich und hatte den Namen Kesselteich. Diese Wiese ist jetzt Eigentum der Weberbauerschen Brauerei. Zu Beginn des Winters wird sie bewässert und dient dann zur Gewinnung von Eis zum Kühlen des Bieres.

Von dem ehemaligen Kesselteich wird folgende Sage erzählt: Ein Graf von Askanien hatte bei Leobschütz die Hunnen in einer zweitägigen Schlacht geschlagen. Um seinen mit Feindesblut überronnenen Körper zu reinigen, begab er sich in den Kesselteich. Da nahm er wahr, daß dieser voll von Kleinodien lag, die der Feind darin verborgen hatte. Er ließ das Wasser des Teiches ab, und er und seine Krieger bereicherten sich an den vielen Schätzen.

Im 30jährigen Kriege versteckten auch die Schweden einen Teil ihrer Beute in diesem Teiche. Als sie unsere Stadt verließen, nahmen sie die Kostbarkeiten wieder heraus, aber manches Stück blieb doch darin stecken. Ein Gerichtsschreiber erzählt, daß nachher beim Durchwühlen des Schlammes immer noch Gold- und Silbersachen gefunden wurden. Von Leobschützer Leuten, die sich in kurzer Zeit Reichtümer sammelten, sagte man: „Sie sind gewiß im Kesselteich gewesen." Hofrichter, „Aus vergangenen Tagen."

St. Johann auf der Brücke in Leobschütz.

1744 wurde Prag den Preußen zur Beute. Es wurde jedoch wieder durch die Oesterreicher befreit, und die eherne Statue des hl. Johannes von Nepomuk, die auf der Brücke steht, veränderte mit einem heftigen Krachen und Geräusch ihre vorige Lage und Stellung und wendete das Gesicht gegen die Hauptkirche der Stadt.

Hofrichter, „Aus vergangenen Tagen."

Der Ortsname Königsdorf.

Königsdorf hat früher Straduna geheißen. Wie es zu seinem heutigen stolzen Namen gekommen ist, davon wissen drei Sagen folgendes zu melden:

Im Stradunadorf lebte vor grauen Zeiten ein kluger, geschickter und frommer Bauer. Eines Tages wurde er von einer glänzenden Gesandtschaft gerade, als er das Feld pflügte, weggeholt und zum Könige über ein großes Reich gemacht. Zum Andenken an dieses seltene Glück sollen die zurückgebliebenen Genossen seinem Geburtsorte ebenfalls den Königstitel beigelegt haben; daher der Name — „Königsdorf".

Eine andere Sage erzählt so: Die Tochter eines schlesischen Herzogs, die mit einem böhmischen Königssohne verheiratet war, und der Leobschütz gehörte, kam einmal nach unserem Orte zur Jagd. Nach Beendigung derselben kehrte sie in die heutige Janetzkosche (früher Schubertsche) Wirtschaft an der Berndauer-Gasse zurück. Hier schenkte sie einem Prinzen das Leben. Dieser wurde nach seinem königlichen Großvater Primislaus genannt. An dem Schubertschen Hause, in dem der Prinz das Licht der Welt erblickte, hat lange Zeit hindurch zum Gedächtnis eine Inschrift mit goldenen Buchstaben gestanden. Der Ort selbst hat von da an den Namen „Königsdorf" bekommen.

Die dritte Sage lautet wie folgt: In der Stadt Leobschütz hielt sich vor „unendlichen Zeiten" (1278—1285) die böhmische Königin Kunigunde gern auf. Ihr gehörte auch unser Ort, und oft hat sie hier geweilt. Die gute Luft, die prächtigen Wälder, überhaupt die gesunde Lage haben sie vielleicht angezogen. Sie soll auch hier ein Jagdschloß besessen haben. Es dürfte an der Stelle der heutigen Janetzkoschen Wirtschaft gestanden haben. Die Königin Kunigunde war recht freigebig. Sie machte den damaligen Seelsorgern unseres Ortes — es sollen die Leobschützer Kreuzherren gewesen sein — reiche Geschenke, nämlich die Stein- und die Spittelmühle. Aus Dankbarkeit mögen die Priester unserem Orte den Namen der Königlichen Wohltäterin beigelegt haben. In alten Urkunden wird der Ort tatsächlich „Kunigisdorf" genannt. Letztere Bezeichnung kann von „Kunigundisdorf" abgeleitet worden sein, woraus der Volksmund im Laufe der Jahrhunderte Königsdorf gemacht hat.

Handschriftlich von Purschke, Königsdorf.

Der Hungerberg bei Roben.

Als Roben ringsum noch dicht mit Wald bestanden war, ging einmal ein Mann von Roben nach dem Nachbardorfe Große, um Brot zu kaufen. Es war stockfinstere Nacht, als er den Heimweg antrat. Mit dem Brote unterm Arm wanderte er durch den düsteren Wald. Der schien gerade heute kein Ende zu nehmen. Stundenlang schritt der Mann dahin. Umsonst! Er hatte sich verirrt.

Nach einigen Tagen fand man den Mann tot im Walde liegen. Trotzdem ihn der Hunger geplagt hatte, war das Brot nicht angeschnitten. Die Leute meinten, der Mann müsse erhungert sein. Warum er das Brot nicht gegessen hatte, weiß niemand. Später nannte man die Höhe, wo man den Toten gefunden hatte, Hungerberg. Die Leute mögen mit dem Namen auch aus dem Grunde recht haben, weil die auf der Höhe gelegenen Ackergrundstücke recht kläglichen Ertrag liefern.

Handschriftlich von L. K., geb. in Roben, und Emma Beigel, Roben.

Der Eichberg bei Comeise.

In Comeise lebte einmal ein Bauer. Er war sehr streng. Die Leute mußten seinen Wald fällen. Da der Bauer die Leute noch mehr zur Arbeit antrieb, liefen sie eines Tages davon. Der Bauer lief ihnen weit nach. Da versanken die Leute auf einmal vor seinen Augen in die Erde. Verwundert ging der Bauer zurück. Er wollte jetzt das Holz ausmessen. Als er in den Wald kam, war kein Holz mehr zu sehen, sondern es war zu einem hohen Berge geworden. Das war die Strafe für den hartherzigen Bauer und für den wenigen Lohn, den er seinen Leuten gegeben hatte. Später wurden auf den Berg Eichen gepflanzt. So ist der Eichberg entstanden.

Handschriftlich von Josef Hildebrand, Comeise.

Warum die Kirche in Sauerwitz am Anfange und nicht in der Mitte des Dorfes steht.

Die Leute des Unterdorfes klagen oft, besonders im Winter, daß sie so weit zur Kirche hätten. Da wird von alten Leuten noch heute folgende Sage erzählt:

Als die Kirche gebaut werden sollte, waren zwei Parteien. Die eine Partei wollte die Kirche in die Mitte des Dorfes bauen, dorthin, wo heute die Trautmann-Schmiede ist. Die andere Partei nahm den Platz im Oberdorfe, wo heute die Kirche steht und früher ein leerer Platz war, in Aussicht, da in der Mitte des Dorfes ein Kirchhof schlecht anzulegen war. Schließlich einigte man sich für die Mitte des Dorfes. Man fing an, Material herbeizuschaffen. Steine wurden angefahren, Holz wurde gezimmert. Da sah man eines Tages mit Staunen, daß sämtliches Material verschwunden war, es war auf dem Platze, wo heute die Kirche steht. Mit vieler Mühe wurde es wieder zurückgeschafft. Am nächsten Tage war es wieder oben. Kein Mensch wußte, wer es hinaufbrachte. Dreimal schaffte man das Material zurück. Dann ließ man es oben. Die alten Leute meinen, eine menschliche Macht hätte dies nicht leisten können. Da niemand gesehen wurde und auch niemals sich etwas herausgestellt habe, glaubt man, Engel hätten auf Gottes Befehl das Material hinaufgeschafft. Gott selbst habe der Kirche den heutigen Platz gegeben.

Nach Erzählung von Johanna B.
Handschriftlich von Hildegard Kubig, Sauerwitz.

Die Nikolauskirche von Eiglau.

Man muß sich wundern, daß die Eiglauer Kirche ganz abseits des Dorfes steht. Von ihrem Bau wird dasselbe erzählt wie von der Sauerwitzer Kirche.

Nach mündl. Bericht von Kubetzko, Eiglau 1910.

Vom Heidenkirchel in Leobschütz und vom Buchwald.

Unweit der Pfarrkirche zu Leobschütz befindet sich das sogenannte „Schwedenkirchel" oder „Heidenkirchel" — sonst ist es wohl auch „Angst-Christi-Kirchel" geheißen. Von diesem Kirchel will man ganz bestimmt wissen, daß es die Schweden im „Schwedenkriege" (30 j.) zu ihren heidnischen Opferungen erbaut hätten. In seiner Nähe ist die Schwedenlinde, ein uralter, mächtiger Baum, in dessen Höhlung wohl ein kleiner Tisch Raum fände. Die schwedischen Soldaten pflanzten ein Lindenbäumchen, als sie von Leobschütz abzogen; daraus ist die „Schwedenlinde" emporgewachsen.

Zur Stadt Leobschütz gehört der mächtige Forst „Buchwald". Er erstreckt sich längs der Caussee nach Hotzenplotz wohl eine Meile lang und ist im Sommer der liebste Ausflugsort der Leobschützer. Diesen Wald soll der König Ottokar von Böhmen der Stadt als „Patenknispel" geschenkt haben. Zum Danke dafür nannte man die Straße, welche nach dem „Buchwalde" hinaus führt, die „König-Ottokar-Straße".

Philo, Schlesien S. 53.

Der Ecce-homo-Stein.

An dem alten Fahrwege von Kösling nach Katscher, der an der linken Seite der Zinna hinläuft, steht ein ziemlich verwitterter Gedenkstein, den die Bewohner von Kösling „Ecce-homo-Stein" nennen. Man spricht von diesem Orte mit einer gewissen Scheu und sucht es möglichst zu meiden, zur Nachtzeit hier vorüberzugehen.

Um das Jahr 1700, so erzählen Leute, standen sich an jener Stelle zwei Söhne eines Bauern aus Kösling, namens Hanke, mit gezücktem Schwerte gegenüber. Sie waren um das väterliche Erbe in Zwist geraten; nun sollte der Streit in blutigem Kampfe zum Austrag gebracht werden. Der eine blieb tot auf dem Platze, der andere wurde schwer verletzt in das elterliche Haus gebracht, wo er bald seinen Wunden erlag. Der gebeugte Vater ließ an dem Ort der unseligen Tat im Jahre 1710 ein Denkmal errichten.

Auf einem zwei Meter hohen Unterbau, der in der jüngsten Zeit erneuert worden ist, befindet sich eine Steinfigur, die den Heiland mit der Dornenkrone darstellt. Die eine Seite des Sockels trägt eine Tafel mit den Namen aller Besitzer jener Wirtschaft von 1710 an; auf der entgegengesetzten Seite ist folgender Spruch zu lesen:

„Wohin, mein lieber Wandersmann?
Mach' hier ein wenig Stillestan!
Betracht' zuvor Jesum, seinen blut'gen Schweiß,
Danach geh' hin und verrichte deine Reis'!"

Die Verpflichtung, das Denkmal in Ordnung zu halten, ruht auf der Hankeschen Besitzung.

Hofrichter, Heimatkunde des Kreises Leobschütz.

Von den Schwedenschanzen,

deren es bekanntlich viele in unserer Schläsing gibt, geht allgemein die Sage: daß sie von den schwedischen Soldaten im 30jährigen Kriege als Schutz gegen die Feinde aufgeworfen seien. Jeder Soldat trug einen Helm voll Erde herbei — da war die Schanze schon fertig: so viel Schweden gab's damals in unserem Lande.

In neuerer Zeit hat man nachgewiesen, daß diese Erdwälle nicht von den Schweden herrühren, sondern ursprünglich alte Ringwälle oder vielleicht heidnische Opferstätten und Begräbnisplätze waren.

Philo, Schlesien S. 63.

Meinhard von Nayhauß.

Zu der Zeit, als die Königin Kunigunde auf Grätz über das Troppauer Land herrschte (1278—1285), war das Tal der Oppa noch mit Wald bedeckt. Von den Höhen schauten düstere Steinfesten, von Raubrittern bewohnt, und in den finsteren Schlupfwinkeln lauerten Wegelagerer zum Schrecken der Wanderer.

Wohl durchstreiften von der Landesherrin abgesandte Kriegsleute das Gelände, und die ertappten Raubgesellen wurden mit abschreckender Strenge bestraft. Doch diese Maßnahmen waren noch immer unzureichend.

Zu dieser Zeit war es, als der Lehnsträger Seifried von Bibran auf Branitz die dort vorüberkommenden Reisenden überfiel, sie beraubte oder von ihnen schweres Lösegeld forderte.

Einst reiste die Gräfin Jutten von Rosenberg, umgeben von bewaffneten Dienern, von Karnow (Jägerndorf) nach Oppawa (Troppau). Seifried von Bibran hatte von ihrer Abreise durch seine Späher Kenntnis erhalten und überfiel die Gräfin. Zwischen den Dienern und Seifrieds Knechten entspann sich ein harter Kampf. Da erschien noch zur rechten Zeit eine Anzahl bewaffneter Reiter, die von der Königin zum Schutze des ihr gemeldeten Besuchs abgesandt worden war. Diese griffen mutig in den Kampf ein und überwältigten die Räuber. Seifried selbst wurde tödlich verwundet.

Der Führer der wackeren Streiter war der Ritter Meinhard von Nayhauß. Sein Vater war ein treuer Waffengefährte

Ottokars II. und hatte mit diesem zusammen auf dem Marchfelde den Heldentod gefunden.

Kurze Zeit darauf entschloß sich Meinhard, den Hof der Königin, zu deren treuesten Rittern er gehörte, zu verlassen, um in den Orden der Templer einzutreten und im fernen Osten für das Christentum zu streiten. Ungern sah ihn Kunigunde scheiden; doch seine edle Absicht, in des höheren Herrn Dienst zu treten, wollte sie nicht vereiteln.

Nach achtjähriger Abwesenheit kehrte Meinhard zurück, um seine Stammburg in Böhmen zu beziehen. In seiner Begleitung befand sich ein bejahrter fränkischer Ritter, namens d' Aifort, mit seiner anmutigen Tochter Renata. Sein Weg führte ihn zunächst nach Grätz zu seinem Freunde Nikolaus, dem Sohne Ottokars, der inzwischen den Thron Böhmens bestiegen hatte. Nikolaus war über die Ankunft Meinhards hocherfreut, behielt ihn längere Zeit bei Hofe und verlieh ihm dann das seit dem Tode Seifrieds von Bibran immer noch unbesetzte Lehen Branitz. Meinhard nahm dieses Anerbieten dankbar an und bezog den Gutshof Branitz. D' Aifort und dessen Tochter folgten ihm.

Renata widmete sich ganz der Pflege ihres bereits hinfälligen Vaters. Nach wenigen Monden schon betete sie für die Ruhe seiner abgeschiedenen Seele. Die Beisetzung des Ritters erfolgte in der Kapellengruft zu Branitz. Gleich darauf begab sich Meinhard zum Könige Nikolaus, um ihm ein Geheimnis zu offenbaren, das ihn schwer bedrückte. Der König empfing ihn freundlich und hörte Meinhard gern an.

„Um meinen Eifer für das Christentum im Gewande des Templers zu betätigen," so erzählte er, „kämpfte ich zur See gegen die Sarazenen. Führer unseres Fahrzeuges war Hugo d' Aifort, Sohn des nun zum ewigen Frieden heimgegangenen französischen Ritters. Stundenlang schlugen wir die verschiedenen Anfälle der Feinde zurück, aber der Mut allein vermochte uns nicht zu retten. Hugo wurde durch einen Pfeil tödlich verwundet. Durch Einsetzen der Segel suchten wir in schneller Flucht unsere Rettung und erreichten die Küste von Cypern. „Bruder," sagte dort Hugo sterbend, „Dir will ich mein Herz und mein Vermächtnis anvertrauen. In Erikome, unsern Nikosia, lebt in Verborgenheit Renata Suleima, meine Braut. Sie fiel im

Kampfe mit den Sarazenen in meine Gewalt. Dir übergebe ich sie. Bringe sie zu meinem Vater nach Frankreich; dort mag sie dessen, was an irdischem Reichtum ich geborgen, sich erfreuen." — Bald nach dieser Mitteilung hauchte der Erschöpfte sein Leben aus.

Wie Hugo mir geboten, suchte ich Renatens Zufluchtsstätte auf. Sie willigte, da sie Christin geworden war, gern in die Reise nach Frankreich. Es gelang mir, sie in der Kleidung eines arabischen Knechtes mit unter den Troß zu mischen, der uns 60 Ritter nach Gallien begleitete. Nach der Landung an der französischen Küste führte ich meinen Schützling nach Alfort in den Cevennen zu ihrem Schwiegervater. Ihm hatten aber valesische Raubgesellen, die nicht nur die Templer, sondern auch deren Familien mit Haß verfolgten, Burg und Güter verwüstet. Durch die Nachricht von dem Tode seines Sohnes wurde er tief gebeugt. Da nahm ich mich des Kinderlosen und Verarmten an und brachte ihn samt seiner Schwiegertochter hierher, um für beide weiterhin zu sorgen. Nun steht Renata allein und verlassen in der Welt. Soll ich sie, deren Auge mit besorgtem Blicke bittender Liebe an mir hängt, hinausstoßen in die rauhe, nordische Welt, weil es mir als Templer nicht ziemt, mit einem Weibe zu leben? Herr, nicht Rausch der Sinne, sondern etwas Höheres kettet mich mit unauflöslichen Banden an die Verlassene. Gestattet darum gnädigst, daß der Kirche Segen uns zu rechtlicher Ehe verbinde!"

Mit Aufmerksamkeit hatte der König die Worte des edlen Ritters vernommen. Sichtlich gerührt, gab er gern seine Einwilligung zur Vermählung Meinhards mit Renata, zumal Papst Klemens, wie der König mitteilen konnte, das Gelübde der Templer gelöst hatte. Am Hofe zu Troppau wurde die Hochzeit gefeiert. Das fromme und dankbare Paar half Armen und Elenden in dem Tale der Oppa und suchte das Glück zu verdienen, das ihm der Himmel nach langer Prüfung beschieden.

Zum Andenken, daß einst ein Templer das Lehen in Branitz innehatte, ließ Meinhard die Sinnbilder des Ordens in Stein hauen und an der Seitenmauer der Burgkapelle befestigen. Zerstörungssüchtiger Mutwille hat vor etwa 150 Jahren das Denkmal zertrümmert.

Hofrichter, Heimatkunde S. 333.

Die Sage von Eusebia von Poppen.

Zu der Zeit, als Nikolaus V. Herr des Oppalandes war, lebte Helmold von Poppen in seinem schlichten Gutshause in Bradisch (Bratsch). Vor noch nicht zwei Jahrzehnten hatte er den Besitz erworben und mit seiner kaum ein Jahr alten Tochter und einer betagten Wärterin bezogen. Seine einzige Beschäftigung war die Bestellung seiner fruchtbaren Äcker, die ihn zu einem der wohlhabendsten Landinsassen machten.

Doch war und blieb er ein Sonderling. Er sprach wenig, und in seiner Einförmigkeit war jeder Tag dem vorigen gleich. Sein Widerwille gegen Prunk und seine Anhänglichkeit an das Stilleben bestimmten ihn, jede Einladung der benachbarten Gutsherren, sowie auch des Fürstenhofes im nahen Jägerndorf abzulehnen.

Nur dem Kreuzigerpfarrer in Zoppaw (Soppau), war Helmold in aufrichtiger Freundschaft und Verehrung zugetan. Er durfte zu jeder Zeit das Haus des Gutsherrn betreten und fand stets freundliche Aufnahme. Der Pfarrer vergalt aber auch das ihm geschenkte Vertrauen durch innige Teilnahme an allem, was Helmold betraf, und unterrichtete, wenn es ihm die Zeit gestattete, die heranwachsende Tochter des Gutsherrn in allen nützlichen Wissenschaften.

So geschah es nun, daß das Mädchen in den Besitz von Kenntnissen gelangte, die nicht in dem Gesichtskreise jener Zeit lagen. Das schien aber dem schlichten Helmold nicht so recht zu gefallen.

Achtzehn Jahre zählte Eusebia bereits und kannte außer ihrem Vater nur ihren Lehrer, ihre Wärterin und die wenigen Menschen, die sich zur Arbeit in dem einsamen Landhause einfanden. War Eusebia auch nie in Gesellschaft erschienen, so war doch allgemein bekannt, daß sie alle Jungfrauen an Schönheit überstrahlte, und mancher Jüngling gab sich alle erdenkliche Mühe, das Mädchen zu schauen. Auch der junge Herzog Ottomar hatte Eusebias Schönheit preisen hören. Die Sehnsucht, sie zu sehen, zog ihn nach Bradisch.

Eines Tages, als sie im Schatten der duftenden Linden vor dem Gehöft ihr Lieblingslämmchen bekränzte, sprengte ein stattlicher Reiter heran. Sein glänzender Jagdanzug ließ ihn als einen der Herren des Fürstenhofes erkennen.

Freundlich bat er Eusebia um einen Trunk Wasser. Schweigend ging Eusebia davon und kehrte mit einem blitzblanken Trinkgeschirr zurück und reichte schüchtern mit gesenktem Blick dem höflichen Jäger die Labung. Lange trank dieser, um sich hinreichend des Anblicks der seltenen Schönheit zu erfreuen. Dann reichte er Eusebia dankend den Becher und entfernte sich erst, als Eusebia seinen Blicken entflohen war.

Im darauffolgenden Frühjahr nahm Helmold einen jungen Gärtnerburschen, namens Valentin, in seine Dienste. Eusebia kam eines Morgens in den Garten und war erfreut über die vorteilhafte Veränderung, die der junge Mann an Beeten und Wegen vorgenommen hatte. Wie erschrak sie aber, als sie in die Nähe des emsig arbeitenden Gärtners trat und in ihm trotz seines gebräunten Gesichtes und der schlichten Arbeitskleidung den Ritter erkannte, dem sie vor Monaten unter den Linden einen Labetrunk gereicht hatte.

Als der junge Mann merkte, daß Eusebia ihn erkannt hatte, warf er den Spaten von sich, erfaßte zitternd ihre Hand und sprach das Geständnis, daß er durch ihre Anmut und Schönheit die Freiheit des Herzens verloren habe und keine Mühe scheue, um einen so holden Preis zu erwerben. Nun sei er glücklich, in ihrer Nähe atmen zu können. „Den Himmel meiner Seele", setzte er begeistert hinzu, „will ich durch Euch empfangen; Ihr werdet mich nicht verstoßen, zu Euch blicke ich vertrauend empor".

Tief errötend, den Blick zur Erde gesenkt, hatte Eusebia die Worte des Jünglings vernommen. Obwohl sie von der ehrlichen Absicht des Ritters überzeugt war, vermochte sie doch aus Furcht vor ihrem gestrengen Vater keine hoffnungerweckende Antwort über ihre Lippen zu bringen. Doch in ihrem mild und freundlich blickenden Auge glaubte der Jüngling lesen zu dürfen, daß die Jungfrau seinen Worten doch ein gewisses Vertrauen schenkte. Nach wenigen Minuten befand sich Eusebia in Gedanken versunken, auf ihrem Zimmer. und der vermeintliche Gärtnerbursche hatte inzwischen seine gewohnte Arbeit wieder aufgenommen.

Wie oft der verkappte Ottomar noch Gelegenheit fand, Eusebia zu wiederholen, was er ihr bei dem ersten Zusammentreffen beteuert hatte, wissen wir nicht. Nur soviel meldet die Sage, daß Ottomar mit bewunderungswerter Ausdauer das harte Los eines Dienenden fast zwei Jahre

lang trug. Das eisige Blut des verstandeskalten Herrn von Poppen war nicht zu erwärmen. Valentins schweigsames Mühewalten erntete zwar unausgesetzt Helmolds Beifall, aber seine Hoffnung schwebte noch immer im Ungewissen.

Am Abend vor dem Feste Johannes des Täufers versammelten sich die Bratscher auf der Höhe des Huhlen, um große Haufen dürren Reisigholzes in lustigem Feuer auflodern zu lassen und mit brennenden Strohwischen und Besen, auf lange Stangen gesteckt, die Aufmerksamkeit der Bewohner des Tales auf den weithin sichtbaren Berg zu lenken.

Da erhob sich plötzlich ein heftiger Sturm und trug einige Funken auf die Dächer der Hütten des verlassenen Ortes; und noch ehe die Erschrockenen das Dorf erreichten, standen schon mehrere Häuser in Flammen. Blitzschnell hüpfte der fliegende Drache von Haus zu Haus und spottete aller Anstrengung der Dorfbewohner.

Bald stand auch der Gutshof in hellen Flammen. Beim Zusammenbruch des Hauses fand Helmold seinen Tod, jedoch Eusebia wurde durch Ottomar gerettet, der mitten durch die Flammen und Dampfwirbel unter Gefahr des eigenen Lebens die Halberstickte davon trug.

Trotz der von Ottomar angeordneten sorgfältigen Pflege erholte sich Eusebia nur langsam von dem Schreck und dem Schmerz, den die grausige Nacht über sie gebracht hatten. Der junge Herzog selbst überhäufte sie mit Aufmerksamkeiten, um sie das Leid vergessen zu machen.

Es bedarf keiner Versicherung, daß Ottomar und Eusebia glückliche Gatten wurden. Sie selbst erkannten in ihrem Schicksal die Fügung der göttlichen Vorsehung, errichteten den verunglückten Bewohnern von Braditsch neue und bessere Wohnungen am Abhange des Huhlen und bauten in frommem Dankgefühl am Orte ein Gotteshaus.

Hofrichter, Heimatkunde S. 344.

Die geheimnisvollen Worte.

In jungen Jahren kam der österreichische Kaiser Franz Joseph I. auch durch den jetzigen Kreis Leobschütz, als dieser noch zur Krone Oesterreichs gehörte. Es war zur Zeit der Feldbestellung, als eines Tages der jugendliche Fürst mit seinem Leibdiener in der Gegend von Pilgers-

dorf einem Landmanne begegnete, der Erbsen säte. Dies war dem Fürsten nichts Neues; nur eine Eigentümlichkeit des biederen Bäuerleins fiel ihm auf. Bei jedem Schritt nämlich, wenn der Sämann dabei die Körner ausstreute, sprach er folgende Worte vor sich hin: „Kommen sie, so kommen sie nicht, und kommen sie nicht, so kommen sie." Die rätselhaften Worte des Bauern setzten den Fürsten und seinen Diener in großes Erstaunen; aber keiner getraute sich, den geheimnisvollen Mann um die Bedeutung der Worte zu fragen.

Lange Zeit war seitdem vergangen. Oft hatte der Kaiser an die Worte des Bauern gedacht, konnte aber den Sinn nicht deuten.

Einmal wurde am kaiserlichen Hofe ein großes Fest gefeiert. Da erinnerte sich der Kaiser wieder an den Spruch des Bauern. Er wollte endlich wissen, was dahinter steckte. Durch Eilboten ließ er noch am gleichen Tage das Bäuerlein zu sich kommen. Er versprach ihm eine hohe Belohnung, wenn er die Worte, die er einstmals beim Säen vor sich hin gesprochen habe, erkläre. Als der Bauer eingewilligt hatte, fragte er ihn laut vor allen Fürstlichkeiten und sonstigen Hofgästen, die im Festsaale waren: „Was bedeuten die Worte: Kommen sie, so kommen sie nicht, und kommen sie nicht, so kommen sie?" Der Bauer entgegnete darauf: „Kommen sie, die Tauben nämlich, dann kommen sie, die Erbsen nämlich, die ich säte, nicht. Und umgekehrt, kommen sie, nämlich die Tauben, nicht, dann kommen sie, die Erbsen." Da lachten der Kaiser und sein Hof, und reich beschenkt kehrte der Bauer nach Pilgersdorf zurück.

Handschriftlich von Emil Hillebrand, Peterwitz.

Die List des alten Fritz.

Nach der siegreichen Schlacht bei Leuthen verfolgte Friedrich der Große die Oesterreicher. Mit einem Häuflein seiner tapferen Soldaten war er bis nach Peterwitz gekommen. Die Oesterreicher hatten sich bei Jägerndorf gesammelt. Sie waren an Zahl den Preußen weit überlegen. Es wäre dem alten Fritz an den Kragen gegangen, wenn die Feinde seine Schwäche gekannt hätten. Aber wie immer, so wußte sich Friedrich der Große auch hier Rat.

Er verstand es, auf folgende Weise die Feinde zu täuschen. Der alte Fritz hatte am Mühlberge und am Ziegelberge bei Peterwitz sein Lager aufgeschlagen und Schanzen geworfen. Die Oesterreicher nahmen ihre Stellungen auf den Bergen bei Jägerndorf ein. Von Stunde zu Stunde verschlimmerte sich die Lage der Preußen. Es fehlte an Munition, und die Soldaten fingen an zaghaft zu werden. Da ersann der alte Fritz, nachdem er noch einmal seine Stellung überschaut hatte, im letzten Augenblick eine List. Er sammelte schnell seine Mannschaften hinter dem Mühlberge und ließ sie hintereinander um den Berg herummarschieren, bis sich alle zu einem Kreise geschlossen hatten. Die Oesterreicher sahen einige Zeit dem vermeintlichen Anmarsch der Soldaten ruhig zu. Bald aber ergriff sie Angst und Schrecken, und in Eile zogen sie sich nach Böhmen zurück. Warum aber?

Die Oesterreicher sahen von dem marschierenden Kreise immer nur einen Teil, während der andere durch den Berg verdeckt wurde. Sie glaubten also, es kämen unaufhörlich neue Truppen an, und deshalb ergriffen sie die Flucht.

Handschriftlich von Emil Hillebrand, Peterwitz.

Ein Zieten-Stück.

Auch der berühmte Reitergeneral Zieten kam während der Schlesischen Kriege durch Peterwitz. Er soll im Schlosse, das jetzt noch zum Teil steht, gewohnt haben. Man kann da noch das Zietenzimmer sehen. Nach den siegreichen Gefechten in Niederschlesien folgte er mit seiner verwegenen Reiterschar den Oesterreichern auf den Fersen. Hierbei nahm er seinen Weg durch Leobschütz, Soppau und rückte durch das Tal des Mühlbaches über Peterwitz nach Jägerndorf ein. In seinem Eifer merkte er nicht, daß ihm Gefahr drohte. Bei Soppau hatten sich nämlich hinter seinem Rücken versprengte ungarische Reiterabteilungen gesammelt, die ihm den Rückzug abschnitten. Die Preußen schienen rettungslos verloren und hätten sich den Ungarn ergeben müssen. Wie aber dem alten Fritz am Mühlberge, so kam auch hier Zieten in der höchsten Not ein rettender Gedanke. In Eile ließ er ungarische Uniformen sammeln, die man den Gefallenen auszog oder den Gefangenen abnahm. Mit

diesen Uniformen bekleideten sich die Preußen und ritten schnurstracks auf die Ungarn zu. Die ahnten nichts Schlimmes. Da sie glaubten, es seien ihre Leute, ließen sie Zieten ungehindert vorbeireiten. So entgingen Zieten und seine getreuen Reiter dem sicheren Tode.

Handschriftlich von Emil Hillebrand, Peterwitz.

Die schlauen Robener 1806—07.

Als in den Jahren 1806/07 Napoleon Preußen unterwarf, wollte er auch die damalige Festung Roben einnehmen. Er ließ deshalb eine Kanone auf dem Hungerberge auffahren, um Roben auszuhungern oder dem Erdboden gleich zu machen. Die Robener Bauern fuhren in ihrer Verzweiflung ihre einzige Kanone auf den nahegelegenen Eichberg auf und verschossen ihren ganzen Vorrat an Erbsen, Bohnen, Linsen und Hirse, so daß sich Napoleon in seiner großen Bedrängnis, verschüttet zu werden, eiligst umwandte und nach Brandenburg ging.

Handschriftlich von Hans Dittrich, Roben.

Der Geiger in der Wolfsgrube.

Vor vielen Jahren waren die Felder zwischen Sauerwitz und Kreisewitz mit Wald bestanden. In Kreisewitz sollte Kirmes sein, und die Sauerwitzer Musikkapelle zog lustig hin, um aufzuspielen. Es wurde viel getanzt. Kurz vor dem Morgengrauen zogen die Musikanten heim. Auf dem Rückwege blieb einer etwas zurück. Er holte die andern nicht mehr ein, sondern kam vom Wege ab. Er irrte im Walde umher, ohne sich zurecht zu finden.

In jener Zeit gab es in den Waldungen noch Wölfe. Um die Wölfe zu fangen, waren an verschiedenen Stellen Wolfsgruben ausgehoben. Man erkannte sie aber nicht, denn sie waren mit Reisig zugedeckt. Der Musikant wußte als Sohn des Jägers von den Gruben. Er suchte deshalb recht vorsichtig auf den rechten Weg zu kommen. Bei dem Hin- und Hersuchen gab plötzlich der Boden unter seinen Füßen nach und er fiel in eine Wolfsgrube. Von dem Falle noch nicht recht zur Besinnung gekommen, bemerkte er zu seinem größten Schrecken, daß er nicht allein in der Grube

war, denn von der entgegengesetzten Seite leuchteten ihm zwei Lichter unheimlich zu. Auch knurrte es von dorther. Da wußte er, daß auch ein Wolf in der Grube gefangen war.

In der großen Angst und Verzweiflung kam ihm ein sonderbarer Gedanke. Er griff schnell zur Geige, die er im Fallen in der Hand gehalten hatte; aber ach, zwei Saiten waren beim Sturz in dem Reisig hängen geblieben und gerissen, auch die dritte wollte keinen rechten Ton mehr geben. Trotzdem spielte er, und bald erklang die alte Melodie:

Ach, du mein lieber Gott,
hilf mir aus dieser Not!

Er spielte unverdrossen, denn er hoffte, daß ihn seine Kameraden hören würden. Aber er hatte sich getäuscht. Sie waren längst zu Hause. Je größer die Angst des Geigers wurde, desto lauter spielte er. Die Hoffnung, daß ihn seine Gefährten hören würden, schwand immer mehr dahin; jedoch bemerkte er beim Spiel, daß sein unheimlicher Genosse sich immer mehr verkroch, auch das Brummen hatte nachgelassen.

Dem Musikanten war es klar geworden, daß nur das Spiel ihm aus dieser verzweifelten Lage Rettung bringen könnte. Er spielte immer stärker. Der Morgen graute. Da wuchs die Hoffnung des Musikanten, daß ihn ein Waldarbeiter oder ein Fuhrmann hören werde. Die Zeit verging langsam. Die Hände wollten erlahmen; doch ein Geräusch aus der Ecke, wo der Wolf lag, trieb ihn, mit verdoppelter Kraft zu spielen. Mit aller Anstrengung führte er den Bogen über die Saiten. Laut und deutlich klang die Melodie hinauf:

Ach, du mein lieber Gott,
hilf mir aus dieser Not!

Fuhrleute hörten das Fiedeln und die wehmütige Melodie. Sie gingen dem Klange nach und fanden den armen verunglückten Musikanten in der Grube. Sie zogen ihn heraus. Der Wolf wurde erschlagen, und unser Musikant trollte fröhlich dem nahen Heime zu.

Handschriftlich von Hubert Weiß, Sauerwitz.

Dasselbe wird von einem Musikanten aus Saliswalde und einem aus Pilgersdorf erzählt.

Es war einmal . . .

Der Mann ohne Herz.

Es lebten einmal sieben Brüder, die waren arme Waisen und hatten keine Schwester. Sie mußten alles im Hause allein tun. Das gefiel ihnen nicht länger. Sie wollten jeder eine Frau haben. Aber dort, wo die Brüder wohnten, gab es keine jungen Mädchen. Da wollten die Brüder in die Fremde ziehen, sich dort ihre Frauen zu suchen. Nur der jüngste sollte daheim bleiben und das Haus hüten. Sie wollten ihm auch dafür eine schöne Braut mitbringen. Der jüngste war damit zufrieden, und die anderen sechse machten sich auf den Weg. Sie kamen zu einem kleinen Häuschen. Vor ihm stand ein alter Mann. Er rief die Brüder an und fragte: „Heda, wohin denn so lustig und so schnell?“ — „Wir wollen uns jeder eine schöne Braut holen und dem jüngsten Bruder auch eine!“ antworteten die Brüder. Der alte Mann sprach: „Bringt mir auch eine hübsche, junge Braut mit!“ Die Brüder gingen weiter und kamen in eine Stadt. Dort fanden sie sieben Schwestern, so jung und hübsch, als sie sich nur wünschen konnten. Die jüngste nahmen sie dem jüngsten Bruder mit. Sie kamen auf dem Rückwege wieder zu dem Häuslein. Der alte Mann stand schon vor ihm und wartete auf sie. Als er sie sah, sprach er: „Ihr guten Jungen, das lob' ich mir, daß Ihr mir so eine junge und hübsche Braut mitgebracht habt.“ Die Brüder antworteten: „Nein, die gehört nicht Euch, die ist für unseren Bruder.“ Der Alte aber nahm ein weißes Stäbchen, sagte einige Zauberworte und verwandelte die Brüder und ihre Bräute in graue Steine. Die jüngste nahm er sich zum Weibe. Das Weib

hatte Angst, daß der Mann bald sterben würde; denn dann wäre sie ganz allein in dem Häuslein. Die Frau sagte das dem Manne; er aber sprach: „Fürchte Dich nicht! Ich sterbe ja nicht. Sieh, ich habe kein Herz in der Brust. Sterb' ich aber, da siehst Du über der Tür mein weißes Zauberstäbchen. Mit ihm rührst Du die grauen Steine an, und da sind Deine Schwestern und ihre Freier erlöst. Da hast Du Gesellschaft genug." Die junge Braut fragte ihn: „Wo hast Du denn Dein Herze?" Er erwiderte: „Weit fort, in einer uralten Kirche. Die ist mit einem tiefen Wallgraben umgeben; über den führt keine Brücke. In der Kirche fliegt ein Vogel herum, der ißt und trinkt und stirbt nicht. Niemand kann ihn fangen. So lange er lebt, leb' auch ich; denn in dem Vogel ist mein Herz."

Einmal ging ein junger Wandergesell an dem Häuschen vorüber. Die junge Braut fragte den Gesellen, wohin er reise. Der Geselle war ganz traurig und sprach: „Ich habe sechs Brüder gehabt, die sind in die Fremde gezogen, sich Bräute zu suchen und mir wollten sie auch eine mitbringen; aber keiner ist zurückgekommen. Darum will ich sie suchen gehen." „Lieber Geselle," rief die Braut aus, „Du brauchst gar nicht weiter zu gehn. Jetzt iß und trink und dann laß Dir erzählen." Er aß und trank zuerst; dann hat sie ihm alles erzählt. Daß der Alte kein Herz in der Brust hatte, erzählte sie ihm auch. Der Bräutigam sagte: „Ich will den Vogel fangen." Die Braut sprach: „Ja, das tu; dann sind Deine Brüder und meine Schwestern wieder Menschen." Dann versteckte sie den Bräutigam. Am anderen Morgen, als der Alte schon fort war, gab sie dem Bräutigam wieder zu essen und zu trinken. Sie packte ihm auch mancherlei für die Reise ein. Als der Geselle schon eine große Strecke gegangen war, fiel es ihm ein, daß es Zeit zum Essen war. Er nahm sein Essen heraus und rief: „Hallo, nun wollen wir schmausen! Herbei, wer mein Gast sein will!" Ein roter Ochse stand sofort hinter ihm und sagte: „Du hast eingeladen. Ich möchte wohl Dein Gast sein!" Der Geselle antwortete: „Sei willkommen und lang nur zu, so gut ich's habe." Da legte sich der Ochse auf die Erde und ließ sich's gut schmecken. Als er satt war, sagte er: „Hab großen Dank, und wenn Du einmal jemanden brauchst, Dir in großer Not und Gefahr zu helfen, dann ruf nur in Gedanken nach mir!"

Er erhob sich und verschwand im Gebüsch. Der Geselle packte die Speisereste zusammen und ging weiter. Als der Mittag kam, setzte er sich wieder auf die Erde und rief: „Jetzt melde sich, was mitessen will!" Da rauschte es in den Sträuchern und ein wildes Schwein kam heraus; das grunzte: „Oui, Oui! Es hat mich jemand zum Essen gerufen. Ich weiß aber nicht, ob Du es warst, und ob ich gemeint bin?" Der Geselle sagte: „Lang nur zu, was da ist, gebe ich Dir gerne!" Wie sie satt waren, erhob sich das Schwein und sprach: „Hab Dank, bedarfst Du mein, so rufe dem Schwein!" Und es ging wieder in die Sträucher hinein. Der Geselle wanderte weiter und zur Vesper rief er wieder: „Wer Lust hat zum Essen, soll kommen!" Ein großer Vogel Greif kam herangeflogen. Er aß mit, und wie er satt war, rief er: „Brauchst Du mich, so rufe mich!" Er hob sich in die Lüfte und verschwand. Ei, dachte der Geselle, der hat 's eilig. Er hätte mir den Weg nach der Kirche zeigen können. Er nahm seinen Kram zusammen und wanderte vor dem Schlafengehen noch ein Stück weiter. Wie er noch nicht zu weit gegangen war, sah er die Kirche vor sich. Um die Kirche erblickte er den breiten Graben, der ohne Brücke war. Da suchte er sich ein Ruheplätzchen und schlief bis früh. Am Morgen wünschte er sich, daß der rote Ochse da sein sollte, und wenn er nur großen Durst hätte, daß er den Graben aussaufen könnte, damit er trocken hinübergehen könnte. Kaum war dieser Wunsch gedacht, stand der Ochse da und trank das Wasser aus. Nun stand der Geselle an der Kirchenmauer. Die war gar dick. Da dachte der Geselle: Das starke wilde Schwein könnte vielleicht eher etwas ausrichten, als ich. Das Schwein kam denselben Augenblick hergerannt und wühlte ein großes Loch in die Mauer. Der Geselle stieg in die Kirche hinein und sah den Vogel darin umherfliegen. Der Geselle dachte: Wenn der Vogel Greif da wäre, der würde dich schon fangen. Gleich war der Greif da und fing den Vogel, in dem das Herz des alten Mannes war. Der Geselle erwürgte den Vogel, und da ist der Mann gestorben. Der Geselle hat sich das junge Mädchen geheiratet. Das Mädchen hat die Schwestern und ihre Freier wieder lebendig gemacht. Da wurde eine große Hochzeit gehalten, und sie lebten miteinander gut und glücklich viele Jahre lang.

Nach mundartlicher Handschrift von Dorothea Masurek, Pilgersdorf.

Die schöne junge Braut.

Einmal ging ein Mädchen in den Wald, um für ihre Kuh Futter zu holen. Als sie das Gras abmähen wollte, kam eine Schar Räuber und nahm das Mädchen gefangen. Sie führten es in einen dunklen Wald. Dort war ein Haus, das ihnen gehörte. Das Mädchen mußte ihnen das Essen kochen, backen oder schmoren.

Einmal waren alle Räuber auf Raub ausgezogen, keiner blieb zurück, damit er gelänge. Als sie fort waren, machte das Mädchen eine Strohpuppe und zog ihr seine Kleider an. Dann nahm es Honig und bestrich sich ganz und gar damit. Dann wälzte es sich in Federn umher. Die Strohpuppe steckte es zum Fenster hinaus. Das Mädchen aber lief dann, so schnell es konnte, fort. Als es aber auf einer Anhöhe angelangt, kamen zwei Räuber daher. Sie sagten: „Wohin, wohin, Herr Federsack? Was macht die schöne junge Braut?" Weil sie es selber war, sprach sie mit tiefer Stimme: „Sie fegt und säubert unser Haus und sieht manchmal zum Fenster hinaus." Als die Räuber aber in das Haus traten, war niemand darin als die Strohpuppe.

Handschriftlich von Paul Wenzel, Pilgersdorf.

Das versteinerte Brot.

In einem Lande war einmal eine große Hungersnot. Ein Armer ging in ein andres Land, um sich Brot zu verdienen. Auf der Reise kam er zu einem Kloster und bat um ein Stück Brot. Die mitleidigen Klosterschwestern gaben ihm zu essen, und sie gaben ihm noch ein Brot auf die Reise mit. Unterwegs begegnete ihm eine arme Frau mit zwei Kindern. Die Frau bat ihn um ein Stückchen Brot für ihre hungrigen Kinder. Der Mann aber sprach: „Ich habe kein Brot, es ist nur ein Stein." Als er selber Hunger hatte und das Brot anschneiden wollte, war es wirklich zu Stein geworden.

Handschriftlich von Marie Bartsch, Stirnau.

Das Ungeheuer.

Es war einmal ein Kaufmann, der hatte sechs Kinder, drei Knaben und drei Mädchen. Der Kaufmann war einmal fortgereist und sollte jedem Jungen und jedem Mädchen

etwas mitbringen. Die alten Töchter waren häßlich und faul. Das Jüngste, das dem Vater das Liebste war, wünschte sich eine Rose und die anderen schöne Kleider. Für die zwei Töchter hatte er schon viel gekauft, aber für die kleinste fand er nichts. Da kam er in einen großen Wald, und er wußte gar nicht, wo er sich zur Ruhe niederlegen sollte. Da sah er von weitem ein schimmerndes Licht. Das kam aus einem Schlosse. Er ging immer näher und näher, und endlich war er dort. Er ging in das Schloß hinein und kam in einen großen Saal. Es war niemand darin. Dort stand aber ein schönes Bett. Weil er müde war, legte er sich hinein und schlief bis früh. Als es am Tage um halbneun war, kam ein Ungeheuer herein, und das sagte, wie er hierher gefunden habe. Er antwortete: „Weil ich müde war, bin ich hergekommen, und weil ich da ein solch schönes Bett fand, legte ich mich hinein." Und das Ungeheuer verschwand wieder. Als der Mann in den Hof ging, sah er schöne Rosen dort stehen. Er dachte sich: Da kann ich mir ja eine für mein Töchterlein mitnehmen. Er pflückte eine ab. Da kam auf einmal wieder das Ungeheuer. Es schimpfte ihn sehr aus. Aber der Kaufmann bat das Ungeheuer, es solle ihm die Rose lassen, damit der Wunsch seines Töchterleins erfüllt sei. Und das Ungeheuer verschwand wieder. Als er in den Saal kam, lag ein Haufen Gold und Silber dort, und er tat sich's in seine Tasche. Dann zog er nach Hause. Dort packte er alles aus, was er mitgebracht hatte. Nicht lange darauf reiste er wieder fort. Die jüngste Tochter nahm er mit. Als er wieder in den Wald kam, gingen sie in das Schloß. Sie legten sich in die Betten, um zu schlafen. Da kam das Ungeheuer, und der Kaufmann mußte die Tochter dalassen. Traurig ging er davon. Alle Tage kam das Ungeheuer zu dem Mädchen. Als es schon lange im Schlosse war, fragte das Ungeheuer das Mädchen, ob es seine Frau werden wolle. Aber das Mädchen sagte: „Nein!" Es wollte lieber nach Hause fahren. Das Ungeheuer sagte: „Du kannst fahren! Aber bleib nicht lange, sonst sterb' ich." Das Mädchen fuhr fort und kam nach Hause. Da waren die beiden Schwestern neidisch und wollten es verführen, daß es nicht in das Schloß zurückkehren sollte. Als acht Tage vorüber waren, sollte es wieder zurückkommen; aber es blieb noch zwei Tage. Dann fuhr es fort. Wie es zum Schloß kam, lag das Ungeheuer

im Garten und wollte sterben. Das Mädchen, das es immer bei ihm gut gehabt hatte, wollte es nicht sterben lassen, da sagte es zu dem Ungeheuer: „Ich will deine Frau werden.“ Da verschwand das Ungeheuer, und es stand ein schöner Prinz da. Sie machten nun eine fröhliche Hochzeit, und der Vater war auch dabei. Sie lebten glücklich bis an ihr Ende.

Nach mundartlicher Handschrift von Demand, Mocker.

Der Müller und der Totenkopf.

Es war einmal ein frommer Müller, der ging jeden Abend dreimal um die Kirche. Einmal ging er auch so dahin, und da stolperte er über etwas. Als er hinsieht, da ist es ein Totenkopf, der da spricht: „Gevotter, Gevotter, wos wellst dn?“ Der Müller spricht voller Schreck: „Komm heit zu mir Owedassa (Abendessen!).“ Der Totenkopft sagt: „Gut!“ und war weg. Zum Abend besorgt der Müller auch alle, daß sie schlafen gehen, und er bleibt auf. Wie er ein bißchen sitzt, da klopft jemand an die Haustür. Der Müller geht vor lauter Angst nicht aufmachen. Es dauert nicht lange, da klopft 's an die Küchentür, und der Totenkopf kommt herein. Der Müller gibt ihm das Essen. Wie der Totenkopf fertig ist, da spricht er: „Weil du mich heit zum Owedassä eigelott host, do lod ich dich mon (morgen) zum Mettichassä ei!“ und er ging fort. Der Müller konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Den anderen Tag ging er dorthin, wo der Totenkopf lag. Er kommt und sieht ihn in einem Grabe. Der setzt ihm ein Ei vor und spricht: „Ich geh etz fott! (Ich geh jetzt fort.) Wenn war kemmt und dich em Helf bett, doo helf em nech! Aß derweil. Ei zwee Stondä komm ich wieder.“ Der Müller hat sich das Ei in zwei Teile geteilt; aber er konnte vor Angst nichts essen. Nach einer Weile, da kam eine dicke Kröte und setzte sich auf einen Stiefel. Er gibt ihr die eine Hälfte von dem Ei. Wie sie das aufgefressen hatte, war sie weg. Es dauert nicht lange, da kommt eine zweite; der wirft er die andere Hälfte hin. Sie macht 's gerade so, wie die erste. Dann kommt ein Weib und ein Mann, die schleppten beide große Packen. Sie bitten den Müller, er solle ihnen helfen. Weil aber der Totenkopf gesagt hatte, er solle niemandem helfen, da tat er 's nicht.

Nach einer Weile kam der Totenkopf zurück. Er frägt den Müller, was er alles gesehen hat. Der Müller erzählt ihm alles. Da spricht der Totenkopf: „Die zwee Hetschä won zwee geiziche Peirichenä. Und die andan zwee won Diewe, wo 's off Adä gestohlä huun, dos missä se etz immer schleppä." Dann hat er den Müller wieder hinausgeführt, und der Müller ging nach Hause. Wie er zu Hause ankommt, waren lauter Fremde auf der Mühle. Die sagten, sie kennten ihn nicht. Da ging er zum Vorsteher und erkundigte sich. Da erfuhr er, daß es schon zweihundert Jahre her seien, seit er fort war. Dann hat der Müller noch drei Tage gelebt.

Nach mundartlicher Handschrift von Marie Schmusch, Zauchwitz.

Das verwunschene Schloß.

In unserer dörflichen Umgebung soll es in uralten Zeiten viele und dichte Waldungen gegeben haben, namentlich in der Gegend von Leisnitz nach Kreuzwald zu. Ein dem edlen Weidwerk obliegender Leisnitzer verirrte sich und sah sich plötzlich in tiefdunkler Nacht einem hell erleuchteten Schlosse gegenüber, dessen Tor offen stand. Da er des Wanderns in Wald und Dunkel müde war, gedachte er im Schlosse um Obdach zu bitten für diese Nacht. Er betrat den Hof, schritt ins Haus, begab sich in jenes Zimmer, in dem nach außen das meiste Licht erstrahlte, und ließ sich auf einem Sitz in der Nähe eines Tisches nieder, auf welchem es Speise in Hülle und Fülle gab. Doch kein Mensch erschien. Da unser Weidmann nicht nur müde, sondern auch hungrig war, langte er endlich, des Wartens überdrüssig, tüchtig zu. Kaum war er mit der Speisung zuende, da erschien eine alte Frau, die mehr einer Hexe ähnlich schien, und fragte nach seinem Begehr. Auf die Bitte um Gewährung eines Nachtlagers bedeutete sie ihm, er könne im Schlosse übernachten, wenn er stark genug dazu wäre. Der Weidmann, der nicht wußte, was die Frau damit sagen wollte, erwiderte, er sei stark genug, da zu übernachten, selbst wenn es „nicht recht geheuer hier wäre." Er folgte der alten Frau in ein verödetes Zimmer, in welchem außer einem Bett wenig Hausrat stand. Ermüdet legte er sich denn auch bald hin und schlief fest, bis in der Mitternachtsstunde allerlei Geräusche und Tritte ihn weckten. Er sah,

wie sich die Tür öffnete, ein großer Hund auf ihn zukam und nach ihm schnappen wollte. Zwölf schwarzgekleidete, tief verschleierte Gestalten blieben wie erwartungsvoll im Hintergrunde des Zimmers stehen. Der große, sich wild gebärdende Hund ängstigte den Schläfer in jeder Weise eine Stunde lang. Unser Weidmann, sonst so mutig und unerschrocken, fürchtete sich denn doch, zitterte am ganzen Leibe, schwitzte, wie er im ganzen Leben noch nie geschwitzt, verhielt sich sonst aber ruhig, wagte nicht zu schreien und kaum zu atmen. Schlag 1 Uhr verging der Spuk, doch dauerte es lange, bis sich der Geängstigte beruhigte und wieder einschlief. Bei Tagesgrauen erwachte er, machte sich daran, das geheimnisvolle Schloß zu verlassen, fand aber das Tor verriegelt. Er ging nun in alle Zimmer, die Bewohner aufzusuchen, aber erst im Garten fand er jene Frau vom vergangenen Abend wieder, die er bat, ihm das Tor zu öffnen, da er so schnell als möglich von hier wegzukommen wünschte. Die Frau erwiderte aber, er sei hier in einem verwunschenen Schlosse und müsse hier bleiben; zwölf Tage und 12 Nächte müsse er die Geisterstunden nun auf seine Behauptung hin, er sei stark genug, aushalten. Gelänge es ihm, sich in den Geisterstunden ruhig zu verhalten, dann seien die verwunschenen Bewohner gerettet. Nach dieser Erklärung verschwand die Alte spurlos und er blieb allein im Schlosse zurück, abgeschieden von der Außenwelt, in die Einsamkeit verbannt auf zwölf Tage und zwölf Nächte und auf zwölf Geisterstunden. Doch nein! Eine Nacht und eine Geisterstunde war ja schon vorüber, aber diese Erkenntnis tröstete ihn wenig, ebenso wenig tröstete ihn der zu den jeweiligen Tageszeiten von unsichtbarer Hand reich gedeckte Tisch. Doch die Tage vergingen meist schneller für ihn als er es selber wünschte, nur die Nächte mit ihren Geisterstunden schienen ihm immer länger und schrecklicher zu werden. Die zweite Nacht erschien ihm ein Riese, die dritte Nacht ein Stier, in der vierten Geister, in der fünften ein Pferd usw. Am Tage nach der sechsten Nacht fand er die alte Frau im Garten. Sie überreichte ihm einen Ring und äußerte, die nächsten Geisterstunden werden schrecklicher sein und namentlich die letzte würde die schwerste Probe für ihn bringen; er solle aber getrost sein, sie selbst werde jetzt diesen Nächten beiwohnen und wo ihn die Ruhe zu

verlassen drohe, solle er diesen Ring drehen, sie selbst werde ihm in der Gefahr winken. Wie die Frau vorhergesagt, so blieb es auch. In den nächsten Geisterstunden erschienen ihm allerlei wilde Tiere, Riesen und dergleichen, in der letzten Nacht aber ein Ungetüm, wie er ein solches noch nie gesehen. Flammen begleiteten es, ein nerventötender Geruch umgab es, der Anblick ließ ihn schon erschaudern; als aber das Ungetüm sich ihm nahte, ihn zu vernichten (verschlingen oder dergl.) drohte, verließ ihn die Fassung. Schon wollte er fliehen, da sah er, wie im Hintergrunde des Zimmers die alte Frau stand und ihm winkte; sofort besann er sich auf den Ring, drehte ihn und der Spuk war verschwunden. Statt der alten Frau stand eine Schloßherrin ihm gegenüber, an ihrer Seite jener Riese, ihr Gemahl (jetzt Schloßherr). Statt der zwölf schwarzgekleideten, tiefverschleierten Gestalten nun zwölf blühende Jungfrauen, der Besitzer Töchter. Eine von ihnen bot ihm den Willkommensgruß für immer. Mit dieser schloß er den Bund fürs Leben und lebte lange Jahre recht glücklich und zufrieden auf dem Schloß, er vergaß des edlen Weidwerks. Handschriftlich von Albert Mucha, Leisnitz.

Das erlöste Männlein.

Ein Flötenspieler tat immer wandern. Einmal kam er in ein Dorf auf einen Pächterhof. Dort wollte er übernachten. Der Pächter nahm ihn freundlich auf und erzählte ihm, daß gerade neben dem Pächterhof ein Schloß stehe, das schon hundert Jahre nicht bewohnt war. Viele Handwerksburschen seien schon hineingegangen und wären nicht mehr herausgekommen. Der Flötenspieler machte sich auf und ging mit zwei Laternen hin. Dort drinnen spielte er Flöte, bis er Hunger bekam. Danach kochte er sich Linsensuppe, weil alles schon dort war. Dann aß er. Auf einmal kamen zwei Männer mit einem Sarge herein, stellten ihn hin und gingen, ohne ein Wort zu sagen, wieder hinaus. Der Flötenspieler sah in den Sarg hinein. Ein verschrumpeltes Männlein lag darin. Er nahm es heraus und wärmte es am Feuer. Mit Linsen sättigte er es. Dann gingen sie miteinander in einen Keller. Das Männlein zeigte dem Flötenspieler einen großen Geldhaufen. Den mußte er in zwei Teile teilen, daß nichts übrig bleiben

sollte. Der Flötenspieler teilte das Geld in zwei Haufen; aber ein Kreuzer blieb übrig. Den zerhackte der Flötenspieler und warf jede Hälfte auf einen Haufen. Da rief das Männlein: „Du glücklicher Mann hast mich erlöst. Viele Hunderte hab' ich schon erwürgt! Zum Lohne für deine Ehrlichkeit kannst du dir die eine Hälfte des Geldes behalten, die andere verteile unter die Armen." Dann verschwand das Männlein.

Der Flötenspieler tat, wie ihm geheißen war. Dann ließ er das alte Schloß niederreißen und ein neues aufbauen. Wenn er nicht gestorben ist, dann lebt er heute noch dort drin. Siehst, da läuft eine Maus! Die Geschichte ist aus.

Nach mundartlicher Handschrift von Dorothea Masurek, Pilgersdorf.

Die Graumännlein.

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne, die hießen Josef, Franz und Hans. Der Vater war sehr fromm und ging alle Wochen in die Kirche. Jede Woche mußte ein Junge zu Hause bleiben. Als nun der Vater in der Kirche war, kamen die sechs Graumännlein und verlangten Brot und Kleider. Die Knaben gaben ihnen, was sie verlangten. Als der Bauer nach Hause kam, schimpfte er sie aus und gab ihnen ein paar Maulschellen. Hans wollte das nicht mehr tun und sagte: „Ich werde es ihnen schon anstreichen!" Er machte sich die Axt zurecht und stellte sich hinter die Tür. Als die Männlein kamen, hackte er eins in den Kopf. Da liefen alle auf einmal fort. Er ging der Blutspur nach und kam in einen großen Wald. Dort stand eine große Eiche, die war hohl. Hans kroch in die Eiche hinunter und kam zu einem Zwergenschloß. Er ging hinein und kam in viele Stuben. Dort waren lauter seidene Sessel. Als er in die sechste Stube kam, lag das Männlein mit verbundenem Kopfe dort. Hans erschrak und lief weiter. Als er in eine andere Stube kam, lag lauter Gold dort. Er sackte sich die Taschen voll und kletterte wieder aus der Eiche heraus. Er kam nach Hause und zeigte dem Vater das Geld. Der Vater wollte noch mehr haben und ging in den Wald; aber oben, wo die Eiche stand, saß eine alte runzelige Hexe, die schlug ihm mit einem Stecken über den

Rücken, daß er nicht wußte, wo er stand. Wie er zu Hause ankam, hat ihn Hans ausgelacht und gesagt: „Ich hab' doch mehr Geld, als Ihr!" Da verprügelte ihn der Vater, daß er krank wurde und starb. Der Vater baute sich ein schönes Schloß. Vor dem Schlosse stand immer ein Graumännchen Wache. Der Vater war glücklich und lebte noch lange.

Nach mündlicher Mitteilung handschriftlich von Demand, Mocker.

Die goldenen Spindeln.

Es war einmal ein Haus an einem Waldesrande. In dem Hause wohnten ein Vater, die Mutter und zwei Kinder. Neben dem Hause lag ein großer schöner See. Die beiden Mädchen gingen einmal neben dem See Blumen pflücken. Aus dem See kam von Zeit zu Zeit eine Nixe an die Oberfläche, die die Leute die in der Nähe waren, reich beschenkte. Wie die beiden Mädchen die Blumen pflückten, hörten sie auf einmal ein Geplätscher in dem See. Da sahen sie, wie die Nixe aus dem Wasser stieg. Die Mädchen wollten fortlaufen. Die Nixe aber winkte, sie sollten zu ihr hinkommen. Die Mädchen gingen hin, und die Nixe gab jeder eine goldene Spindel und sagte: „Hebt sie euch gut auf! Ihr werdet sie einmal gebrauchen." Die Mädchen liefen voller Freude nach Hause Die Mutter hob die Spindeln gut auf.

Es dauerte nicht lange, da starben Vater und Mutter. Die Kinder kamen in große Not. Da dachten sie an die goldenen Spindeln. Das älteste Mädchen nahm seine Spindel und ging damit in die Stadt. Sie verkaufte sie für viel Geld. Für das Geld kaufte sie sich ein schönes Haus in der Stadt und lebte einen guten Tag. Aber das Geld war bald verjubelt und das Mädchen mußte aufs Haus Schulden machen. Es dauerte nicht lange, da war das Haus verschuldet. Die Schuldleute kamen und nahmen ihr das Haus weg. Da machte sich das Mädchen auf den Weg zur Schwester. Durch und durch naß kam es bei ihr an. Sie zog ihre schlechten Kleider aus und bekam neue. Dann aß sie ein gutes Abendessen. Danach suchte die Schwester ihre goldene Spindel. Sie spann damit, und es wurden goldene Fäden. Die Fäden trug sie zu Markte und bekam viel Geld dafür. Da lebten sie gut, bis sie gestorben sind.

Nach mundartl. Handschrift von Gustav Scharberth, Pilgersdorf.

Das Schatzmännchen.

Es waren einmal ein Vater und eine Mutter, die hatten drei Söhne. Der eine wurde Schuster, der zweite Schmied, der dritte Schneider. Als sie alle drei ausgelernt hatten, wanderten sie in die Fremde. Nach längerer Zeit kamen sie in einen großen Wald; dort stand ein Häuschen. Sie gingen hinein, und da sahen sie, daß niemand darin wohnte. Da sagten sie zueinander: „Wir werden hier bleiben. Einer hütet immer das Haus, und die beiden anderen gehen hinaus, um Brot zu verdienen."

Der Schneider blieb den ersten Tag daheim. Als er Feuer machen wollte, kam ein Männlein und sagte: „Schneiderlein, Schneiderlein, ich blas dir aus dein Feuerlein!" Es blies in den Ofen, das Feuer ging aus, und der Schneider konnte auch keins mehr machen.

Als die beiden Brüder nach Hause kamen, war kein Essen fertig. Der Schneider erzählte ihnen, was das Männlein getan hatte. Da sagte der Schuster: „Morgen bleibe ich daheim!" Als er zum Mittagessen Feuer machte, kam das Männlein und sagte: „Schusterlein, Schusterlein, ich blas dir aus dein Feuerlein." Und es blies in den Ofen, daß das Feuer ausging, und er kein Feuer mehr machen konnte. Wie die beiden anderen nach Hause kamen, hatte er kein Essen fertig. Der Schuster erzählte ihnen, was ihm widerfahren sei.

Den nächsten Tag blieb der Schmied zu Hause. Zu Mittag kam das Männlein wieder und sprach: „Schmiedelein, Schmiedelein, ich blas dir aus dein Feuerlein!" Der Schmied aber nahm ein Zange und hielt das Männchen beim Arme damit fest. Das Männlein schrie: „Laß mich los, Schmiedelein, ich blas dir nimmer aus dein Feuerlein!" Der Schmied aber sprach: „Ich laß dich nicht eher los, bis du mir alles gesagt hast, was du von dem Hause weißt." Da ging das Männlein mit ihm in einen Keller. Dort lag ein großer Haufen Kupfergeld. Und das Männlein sagte: „Schmiedelein, Schmiedelein, laß mich los, das alles will ich dir geben." Der Schmied aber erwiderte: „Nein, ich laß dich nicht los. Du mußt mir noch mehr zeigen!" Da ging das Männlein in einen zweiten Keller. Dort lag ein großer Haufen Silbergeld. Und das Männlein sagte wieder zum

Schmied: „Schmiedelein, Schmiedelein, laß mich los! Das alles will ich dir geben.“ Der Schmied aber sagte: „Nein, ich laß dich nicht los! Du mußt mir noch mehr zeigen!“ Da ging das Männchen in einen dritten Keller. Dort lag ein großer Haufen Goldgeld. Das Männlein sagte wieder: „Schmiedelein, laß mich los! Das alles will ich dir geben.“ Der Schmied führte das Männlein hinaus und ließ es frei. Da war es gleich verschwunden. Der Schmied kochte nun zuerst ein gutes Mittagessen, und als seine Brüder nach Hause kamen, zeigte er ihnen alles, was er hatte, und sie waren die reichsten Leute in der Welt.

Handschriftlich von Emma Scharberth, Pilgersdorf.

Die dumme Frau.

Es war ein Mann, dem die Frau starb. Er heiratete eine andere. Als er früh in die Arbeit ging, sagte er, daß sie ihm zum Abendessen Kraut und Fleisch kochen sollte. Als er abends nach Hause kam, fragte er, ob sie ihm Kraut und Fleisch gekocht habe. Sie antwortete, sie habe das ganze Fleisch ins Kraut auf das Feld getragen, da seien lauter kleine Männchen in weißen, schwarzen, braunen und grauen Kleidern gekommen und hätten das Fleisch fortgeschleppt. Da sagte er: „Bist du aber aber dumm!“

Eines Tages brachte er Garn mit. Da sprach er zur Frau: „Trag das zum Weber!“ Als sie auf dem Wege bei einem Teich vorbeikam, schrien die Frösche: Quak, quak. Das Weib aber verstand: Garn, Garn. Da warf sie es in den Teich. Als sie nach Hause kam, sagte er: „Hast du es zum Weber getragen?“ Sie antwortete, daß sie bei einem Teiche vorbeigegangen sei, darin habe jemand immer gerufen: Garn, Garn! Da hätte sie es dort hinein geworfen. Der Mann sprach: „Das waren ja nur die Frösche.“

Als sie am Pfingstfesttage zur Kirche gehen sollten, sagte er: „Geh heute nicht zerlumpt in die Kirche. Auf dem Boden hängt von meiner Verstorbenen noch ein schönes Kleid, das zieh dir an!“ Die Frau ließ sich das nicht zweimal sagen und ging auf den Boden. Der Mann hatte für das Pfingstfest einen Ochsen geschlachtet. Das Fell hing auf dem Boden. Die Frau dachte nun: Das wird das Kleid sein, und sie zog es an. Als sie so in die Kirche kam, sahen sich

alle Leute um; denn sie hatten vor dem Ungeheuer, das da kam, Angst. Der Priester brachte den Weihkessel herbei und besprengte die Frau. Da drehte sich der Mann um und er sah, daß das Ungeheuer seine Frau war. Da sagte er: „Setzt euch nur, ihr lieben Leute; denn das ist ja meine Frau."

Handschriftlich aus Türmitz.

Der Müller und der Teufel.

Es war einmal ein Müller. Eines Tages ging er spazieren. Er sann nach, wie er sich von seinen Schulden befreien könnte. Da sah er auf einmal einen Mann vor sich stehen. Das war der Teufel. Er fragte den Müller, worüber er so nachsinne. Der Müller klagte ihm sein Leid. Da sprach der Teufel: „Ich will dir aus deiner Not helfen, wenn du deinen Namen auf das Blatt hier mit deinem eigenen Blute schreibst." Anfangs wußte der Müller nicht, woher er das Blut nehmen sollte. Aber als er nach Hause kam, schnitt er sich in den Finger und schrieb seinen Namen auf das Blatt.

Über Jahr und Tag bekam der Müller einen Sohn. Er hieß auch so wie der Vater. Als sie bei der Taufe waren, ließ der Teufel nicht zu, daß das Kind getauft wurde. Sie tauften es nicht. Bald darauf mußte der Müller in der Nacht um zwölf Uhr zum Priester kommen. Der Priester zog in seiner Stube mit geweihter Kreide einen Kreis. Er betete, und der Teufel kam. Der Teufel wollte in den Kreis hineintreten und den Müller, der darin stand, herausholen. Wenn er aber hineingehen wollte, besprengte ihn der Priester mit Weihwasser. Der Priester besprengte ihn solange, bis er den Schein mit der Unterschrift des Müllers herausgab. In demselben Augenblicke, als der Teufel den Schein dem Priester gegeben hatte, starb das Kind. Der Vater hatte nämlich dem Teufel die Seele des Knaben verschrieben.

Handschriftlich von Ludmilla Heinrich, Türmitz.

Die drei Seejungfrauen.

Vor Jahrzehnten wanderten drei Burschen in die Fremde. Sie kehrten in einem Dorfe ein, und ihr Absteigequartier nahmen sie in einer Mühle. Eines Tages blieben sie in

einer Schenke bei lustiger Unterhaltung lange aus. Als sie dann auf dem Heimwege waren, schlug ein herrlicher Gesang an ihr Ohr. Sie fragten den Müller, wer hier so schön singen könne. Er antwortete: „Das sind Seejungfrauen." Die Burschen horchten auf, und neugierig fragten sie, ob sie die Jungfrauen auch sehen könnten. Der Müller bejahte die Frage und sagte: „Nur bei sternklarer Mondscheinnacht." Die Burschen konnten vor Neugierde kaum die Zeit abwarten, bis wieder eine Mondscheinnacht war. Als sie anbrach, setzten die Burschen ihre Wanderung fort. Und als sie außerhalb des Dorfes waren, sahen sie einen großen Teich. Horch, die Uhr schlug die zwölfte Stunde, sogleich begann der liebliche Gesang. Sie lauschten und schritten dem Gesange entgegen. Plötzlich hemmten sie ihre Schritte; denn sie erblickten drei der schönsten Mädchen. Sie waren zur Hälfte im Wasser. Der obere Teil war Mensch, der untere Fisch. Sie winkten den Burschen, näher zu treten. Sie aber folgten den Seejungfrauen nicht. Um ein Uhr waren sie wieder verschwunden. Die Burschen kehrten hierauf in die Mühle zurück.

Handschriftlich von Gertrud Wanke, Türmitz.

Der Krieg zwischen Hund und Fuchs.

Der Domer Vetter hatte einen alten Hund, dem fast alle Zähne ausgefallen waren. Da ging er immer in die Katzenberge Knöchlein klauben. In den Katzenbergen wohnten früher Füchse und Wölfe. Sie gingen nach Sauerwitz zu den Bauern Hühner stehlen. Deswegen hatte es in den Katzenbergen Knöchlein.

Einmal ging Domers Hund wieder in die Katzenberge, da erwischte ihn der Fuchs und erklärte dem Hunde ganz ernstlich den Krieg. Das ging dem alten Hunde sehr zu Herzen, und er ging ganz traurig nach Hause. Er legte sich auf den Dünger. Da kam die Katze und fragte den Hund, warum er denn so traurig sei. Und der Hund erzählte ihr sein Leid. Die Katze tröstete den Hund und sprach zu ihm: „Laß es nur gut sein, ich komm' mit und helfe dir." Der Hahn, der im Hofe spazieren ging, hatte zugehört. Gleich war auch er mit der Katze einverstanden und er sagte: „Ich komm' auch mit!"

Die Katze meinte es mit dem Hunde gar gut, und den anderen Tag, ehe sie miteinander ausrückten, kochte die Katze dem Hunde sein Leibgericht, nämlich Krentunke und Rindfleisch. Die Krentunke hatte die Katze noch mit ihrem Schwänzel gerührt, daß sie nur ja recht gut schmecken sollte. Als sie alle drei satt waren, zogen sie in aller Frühe aus. Sie gingen hinten hinaus, auf die Katzenberge zu, immer einer hinter dem anderen im Gänsemarsch. Zuerst ging der Hund, dann die Katze, zuletzt der Hahn. Sie mußten den Berg hinauf- und dann wieder hinuntergehen. Unten auf der anderen Seite lagen in den Sträuchern die Füchse. Die Katze war schon sehr in der Wolle. Sie machte einen Buckel und ließ den Schwanz ganz senkrecht in die Höhe stehn. Wie sie schon auf dem Berge oben waren, bewegte sie den Schwanz gleichmäßig wie ein Uhrpendel hin und her, herüber und hinüber. Die Füchse gaben schon acht. Sie sahen nichts auf dem Berge als den Schwanz der Katze, wie er sich hin- und herbewegte. Sie wußten aber nicht, was das wäre. Sie dachten, es käme ein ganzes Regiment, und das tät sich schon die Säbel wetzen. Sie bekamen Angst und liefen in die Katzenberge zurück. Und der Hund durfte wieder Knöchel klauben kommen, wie früher.

Nach mundartl. Erzählung von Theresia W.
Handschriftlich von Hildegard Kubig, Sauerwitz.

Proskes Hahn und Klaß Bräuers Gänse.

Wo heute Nietsch wohnt, lebte vor vielen Jahren ein Bauer namens Proske. Schräg über die Straße wohnte der Klaß Braier. Klaß Braiers Gänse machten dem Proske in der Gerste viel Schaden. Darüber wurde der Bauer Proske sehr böse. Eines Tages nahm er eine lange Stange, ging hinten auf das Feld hinaus und sagte: „Wort, ich wär eich Loft macha! Ich derschloo eich olle!“ (Wartet, ich werde euch Luft machen. Ich erschlage euch alle!)

Das hatte der Hahn gehört, der im Hofe umherstolzierte und weil er es mit den Gänsen gut meinte, flog er auf den Scheunengiebel und wollte die Gänse warnen. Es dauerte nicht lange, da kamen sie. Der Hahn krähte und sprach: „Gockerockgockse, heit wird's eich schlecht giehn, tut lieber aheem ziehn!“ Doch die Gänse wollten es nicht glauben.

Sie sprachen: „Gackgerackga!“ und gingen weiter. Darüber ärgerte sich der Hahn so sehr, daß er voller Wucht mit dem rechten Fuße auf den Scheunengiebel stampfte. Der Giebel ging entzwei, und der Hahn fiel bis auf die Tenne hinab.

Als die Frau Proske in der Scheune Stroh holte, fand sie den Hahn mit verstauchtem Fuße dort liegen. Sie lief schnell zur Nachbarin, und die heilte den kranken Fuß wieder.

Erzählt von Theresia W., handschriftl. von Hildegard Kubig. Sauerwitz.

Hanisch will einen Fuchs färben.

Der alte Hanisch Vetter hatte hübsche saubere Kühe. Es waren ein Paar Schecken. Er hatte in den Katzenbergen Acker, wo Hanisches heute noch ihren Acker haben. Mit den Füchsen, die in den Katzenbergen wohnten, war er gut Freund. Sie taten ihm nichts.

Einmal war er wieder auf dem Felde; da kam ein Fuchs zu ihm und sagte: „Je, Honsch Vetter, hott ihr schiene Kiehe! Wer hot eich denn die aso schien gefarbt?“ Da sagte der Hanisch Vetter: „Dos mach ich mir alleene.“ Und der Fuchs meinte: „Möcht' ihr mich nie aa amool so schien farba?“ „O ja,“ sagte der Hanisch Vetter, „komm och morne zu mir, doo war ich 's schont macha!“

Zu Hause erzählte er die Unterredung mit dem Fuchse seiner Frau und sagte ihr, sie solle kochendes Wasser bereithalten. Als am nächsten Tage der Fuchs kam, mußte er zuerst in einen Sack kriechen. Unterdessen wurde ein Trog bereitgestellt. Dort hinein sollte der Fuchs angeblich in die Farbe gelegt werden. Die Frau brachte einen Topf mit kochendem Wasser. Doch kaum hatte man einen Schwupp auf ihn gegossen, da gebärdete sich der Fuchs wie ein Toller. Er sprang auf, zerriß den Sack und lief hinten hinaus, in die Katzenberge. Dort hielten dann die Füchse Rat, wie sie sich am Hanisch Vetter rächen könnten. Bald waren sie einig.

Hanisch Vetter war Musiker und ging öfter nach Badewitz „Musich macha“. Die Füchse wollten ihm auflauern und ihn umbringen. Eines Sonntags ging Vetter Hanisch wirklich wieder nach Badewitz. Als er zurückkam, erwarteten ihn schon drei oder vier Füchse. Hanisch kroch so schnell als möglich auf einen Baum. Da beschlossen die Füchse, den

Baum zu entwurzeln, und sie fingen schon an, mit ihren Krallen zu kratzen. Hanisch aber sann auf dem Baume nach einem Mittel, wie er entkommen könnte. Da fiel ihm etwas ein. In seiner Tasche hatte er ein Fläschchen mit Schnaps. Er nahm davon einen Schluck und spuckte ihn hinunter. Das wiederholte er einige Male. Da dachten die Füchse, es finge an zu regnen, und sie schlichen sachte in die Katzenberge zurück. So konnte auch Vetter Hanisch wieder ruhig nach Hause gehen.

Nach Erzählung von Theresia W., handschriftlich von Hildegard Kubig, Sauerwitz.

Der Fuchs und die Krähe.

Nicht nur in den Katzenbergen, auch in Richter's Grund wohnten früher Füchse. Auf der kleinen Seite hatte eine Frau Käse gemacht, die stellte sie mit dem Brett in ein Fenster an die Sonne zum Trocknen. Eine Krähe sah das und holte sich jeden Tag einen Käse. Als die Krähe wieder einmal mit einem Käse im Schnabel auf einem Baum saß, kam ein Fuchs. Gar zu gern hätte er den Käse gehabt, wie sollte er das anfangen? Mit verlangenden Blicken sah er zur Krähe hinauf und sagte: „Ach, Krähe, was bist du für ein schöner Vogel, laß mich doch auch deine Stimme hören." Die Krähe achtete anfangs nicht auf den Fuchs. Als der Fuchs aber immer wieder seine Worte wiederholte, schmeichelte es der Krähe, und sie fing an mit ihrem „Kroa, kroa". Der Käse fiel herunter und der Fuchs hob ihn auf, verzehrte ihn und kümmerte sich nicht mehr um die Krähe.

Nach Erzählung von Theresia W., handschriftlich von Hildegard Kubig, Sauerwitz.

Schwiderinsla, der Himmel fällt ein.

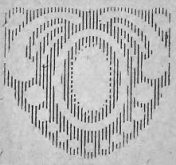
Schulmeisters Gänslein ging immer in Langers Garten Aepfel klauben. Das eine Mal, wie es wieder klauben war, fiel ihm ein Apfel auf den Schwanz. Da bekam das Gänslein Angst, es rannte zum Garten auf die Straße hinaus und schrie immerfort: „Schwiderinsla, schwiderinsla, der Himmel fällt ei!" Es lief immer geradeaus weiter, da kam Werners Katze, und da sagte es ebenso. Die Katze

erschrak und lief dem Gänslein nach. Bei Plenars kam der Hund heraus, und wie er das hörte, lief er auch noch mit. Und da liefen die drei auf der Bratscher Straße hinaus bis beinahe auf den Huhlberg. Dort wohnten früher Füchse. Sie trafen einen Fuchs und sagten wieder so. Der Fuchs sprach: „Kommt mit mir mit, ich werde euch beschützen." Da gingen die drei mit bis in die Fuchshöhle am Huhlberge, und dort hat sie der Fuchs gefressen.

Handschriftlich von Hildegard Kubig nach Erzählung von M. F. Tätzler.

Das kurze Märchen.

Es war einmal ein Mann, der pflügte auf dem Felde. Er hatte einen Nagel ausgeackert. Wenn der Nagel länger gewesen wäre, da wäre auch das Märchen länger geworden.



Inhaltsverzeichnis

Was der Sagenborn rauscht:

Seite

Die versunkene Stadt 7
Die beiden untergegangenen Dörfer in den Schmeisdorfer Erlen . . 7
Der versunkene Demogreihof 8
Das versunkene Gasthaus 8
Sau—wudl—Burg—sand 9
Die ausgewühlte Glocke von Deutsch-Neukirch 9
Der Prophetenbrunnen in Leisnitz 10
Der Graupenbrunnen bei Türmitz 10
Das Graupenbrünnel bei Leobschütz 10
Der Escherbrunnen in Kreuzendorf 11
Das Graupebörnel 11
Von Ho-ha, dem versunkenen Bäcker bei Hohndorf 12
Der Glaube an verborgene Schätze in Schlesien, besonders in Kreuzendorf 12
Der Schatz unter der Kapelle in Comeise 14
Der Teufel hindert als Briefträger die Hebung des Schatzes . . . 15
Der eingemauerte Schatz 15
Hebung verborgener Schätze 15
Der Nachtjäger und das wütende Heer 16
Der Nachtjäger bei Trenkau 17
Die Totenhand des wilden Jägers 17
Der Nachtjäger zwischen Bratsch und Türmitz 17
Die Hündlein des Nachtjägers 18
Der Nachtjäger und seine aufhockenden Hunde 18
Der Nachtjäger auf den Türmitzer Feldern 18
Der Waldjäger bei Pilgersdorf 19
Vom Nachtjäger und dem dreibeinigen Pferde 19
Der wilde Jäger in Steubendorf 20
Der Reiter ohne Kopf im Walde 21
Der grüne Jäger 21
Der Schimmelreiter von Poßnitz 21
Der Schimmelreiter in Nocker 22
Der Gutsherr mit dem abgeschnittenen Kopfe 22
Der Reiter ohne Kopf in Dobersdorf 22

Seite
Der erfüllte Wunsch des Jägers 23
Die Windin in Peterwitz 23
Melusine, die Windin 24
Die Erlösung der Melusina 25
Die Fengsmännel und Fengsweibel in den Fenislöchern bei Leobschütz 25
Die Bergmännchen in den Schachtbergen bei Hohndorf 26
Die Bergmännchen im Tonberge bei Wanowitz 28
Die Heinzelmännchen in der Eiche bei Roben 30
Krautplätze der Fennesweibchen 30
Der Rauchplatz wie ein Brotschieber 31
Die Fingsweiblein in Gröbnig 31
Das Fenesweibchen in Bleischwitz 32
Das Venusweiblein trinkt Petersilienwasser 32
Das gefangene Feenesweiblein 32
Fenisweibchen bei der Musik in Türmitz 34
Die Femesmännchen in Soppau 34
Von den Fennismännchen 35
Die Bergmännchen und die Fänismännchen zu Hohndorf 35
Die Venirweiblein als Gehilfen 36
Der Kuchen der Heinzelmännchen 36
Der giftige Kuchen der Fenskeweibel 37
Plietsche, Plaatsche, Raacheplatze 37
Die Fänske-Dinger in Leisnitz 38
Das Heulpeterle bei den Erdmännchen 39
Fenisweibchen vertauschen ein wunderschönes Kind 40
Wie die Fenis-Weiblan Hochzeit feierten 40
Wie die Fenis-Weiblein ein Kind vertauschten 41
Die Vertreibung des Wechselbalges durch Schlagen mit einem stumpfen Besen 41
Rauferei zweier Fenirweibchen 42
Den Wechselbalg muß man tüchtig durchhauen 43
Der Wechselbalg 43
Die Verbannung der Bergmännchen aus den Schachtbergen . . . 44
Wo die Fenis-Weiblein jetzt sind 45
Der Wassermann fordert jedes Jahr ein Menschenopfer 46
Wassermänner zu Hohndorf 46
Der Wassermann als Jüngelchen 46
Der Wassermann auf der Brücke oder auf der Schütze 46
Der Wassermann als Gans 47
Der Wassermann als Hund und als Mann auf dem Wasser hinrennend 47
Der schwimmende Wassermann und der Wassermann als Ziegenbock 47
Der gute und der böse Wassermann 48
Der Wassermann in Gestalt eines Schimmels 48
Wie man sich des Wassermanns erwehrt 49
Der Wassermann in der Umgegend von Katscher 49
Der Wassermann stiehlt ein Kind 50
Besuch zweier Burschen in Wassermanns Heim 50
Das Wassermännchen in Bleischwitz 51
In Wassermanns Reich 51
Die Rache des Wassermannes 52

Seite
Der alte Wassermann und der Floosch 53
Der Wassermann im Backhause 54
Wassermanns Töchter in Bauerwitz 54
Der Wassermann an der Zinnabrücke 54
Die beiden Wassermänner in Leisnitz 55
Der rauchende Wassermann in Bleischwitz 55
Vom Wassermann in Michelsdorf 56
Die Wassermädchen 56
Das Geschenk von Wassermanns Töchtern 56
Wassermanns Töchter beim Tanz in Hohndorf 56
Eine Wasserjungfer in Bratsch 57
Eine Mühlmagd als Gevatterin des Wassermannes 57
Wie ein Mädchen ein Wassetweib wird 58
Der Wassermann beim Müller 59
Wassermanns Töchter in Stolzmütz 60
Der Wassermann als Hund in Stolzmütz 60
Der Wassermann als Band, Taube und Schlange in Stolzmütz . . 61
Feuermänner in der Leobschützer Gegend 61
Der Feuermann in Kreuzendorf 61
Der Feuermann und die Feldarbeiter 62
Der Feuermann bei Katscher 62
Feldausmessende Feuermänner bei Katscher 63
Der Feuermann und die Schwärzer an der österreichischen Grenze . 64
Feuermänner wie brennende Strohhütten 64
Die Feuermännchen in Bleischwitz 65
Der Feuermann als Wegeleuchter 65
Die drei Feuermänner 67
Feurige Männer beim Schüttboden 67
Der Feuermann als Leuchte 67
Der Feuermann an der Grenze 67
Die Feuermänner am Huhlberge 68
Dem Feuermann muß man danken 68
Der Feuermann sammelt Bezahl's Gott 68
Der Feuermann auf dem Felde 68
Die verbannten Feuermänner 69
Der erlöste Feuermann 69
Der Feuermann auf der Grenze zwischen Roben und Kreuzendorf . 69
Der Feuermann geleitet eine Frau zur Roratemesse 70
Die Feuermänner fahren in die Bleischwitzer Mühle mit 70
Der Feuermann an der Boschemucke 71
Der Feuermann beim Erlteiche in Sauerwitz 71
Feuermänner und Irrlichter im Kreise Leobschütz 71
Irrlichter im Kreise Leobschütz 72
Das Irrlicht bei Bauerwitz 73
Irrlichter bei Pilgersdorf 73
Die Irrlichter bei Roben 73
Das Irrlicht auf dem Mühlberge bei Roben 73
Das Irrlicht am Kreuze 74
Zwei Irrlichter auf der Wiese 74
Die Rache der Irrlichter 74
Das Irrlicht bei Badewitz 75
Irrlichter beim früheren Schlosse in Michelsdorf 75

Seite
Die irregeführte Kutsche 76
Der Feuerspuk in Leisnitz 76
Die Hexen zu Leobschütz im Jahre 1581 77
Hexenprozesse in der Leobschützer Gegend gegen Ende des 16. Jahrhunderts 77
Die Hexenbirkstraße 78
Glaube an Hexen 78
Hexenzauber und Gegenzauber in Fürstlich-Langenau 79
Die Schulbarbara 80
Der Wanderer und die Hexe 81
Die Hexe im Stalle 81
Das Gespenst im alten Hause 82
Die Hexe als Katze 82
Der furchtlose Bursche und die Hexe 82
Die behexten Kühe 83
Der Katerberg bei Peterwitz 83
Vom Bannen der Hexen 84
Die Verbannung der Sechlamutter in Steubendorf 84
Der Feuerreiter 84
Blaubart, der Mädchenmörder 85
Vom Mitspielen und Aufstechen 85
Die Zigeuner können mehr als Brot essen 87
Der Kawernatz in Sauerwitz 88
Vo Kawer-Natzan 89
Der Knüpfmeister 90
Eine bekannte Frau in Soppau als Alp 90
Der Alp hebt das Bett 91
Die Mora drückt einen Knecht 91
Die Seele einer Magd zu Langenau bei Katscher in Mausgestalt . 92
Der Alp als Maus wird getötet 92
Der Alp als Strohhalm 93
Der Alp holt sich das Versprochene 93
Der Alp kommt um Kraut 93
Der angenagelte Alp 94
Der eingesperrte Alp 94
Vom Alpdrücken in Waissak 95
Der vertriebene Alp 95
Die versprochene Butterschnitte 96
Kinder, die zu Aelpern werden 96
Tierverwandlungen des Alpes zu Langenau bei Katscher 96
Der Alp drückt die Birke auf dem Katerberge 97
Der Alp drückt die Birke im „alten Dorfe“ 97
Die Birke des Alps in Pilgersdorf 97
Die ruhelose Magd 98
Die Bäuerin muß im Walde die Kiefern drücken 98
Die Bischofsmesse in der Robener Kapelle 98
Die Geistermesse in der Josefskirche von Bauerwitz 99
Die Versammlung der Verstorbenen 99
Gespenstischer Priester 100
Die Pielweeß 101
Der in seiner Ruhe gestörte Ritter in Waissak 101
Der Geist des Verstorbenen 102

Seite
Der Blumengeruch am Grabe 102
Der Selbstmörder beschützt sein Grab und wird später wilder Jäger 102
Der Hecketaler wird ins Wasser geworfen 103
Talerschink 104
Gestalt und Geschäft des Drachen 104
Der Drache, die Pipa, in Bauerwitz 105
Der Drache schüttet Geld 105
Die Hausotter 106
Die Otternkönigin 106
Die Spillaliese oder Spillalutsche 106
Die Sibylle 108
Die Strzyga in Bauerwitz 108
Von der Wünschelrute 109
Die böse Gräfin von Deutsch-Neukirch 109
Die drei Blutflecken 112
Mutterliebe übers Grab hinaus 113
Die weiße Frau erscheint dem Dechanten Rücker in Leisnitz . . 113
Die weiße Braut im Schlosse zu Katscher 113
Der Spuk in der Schloßküche 114
Der Poltergeist im Schlosse Dobersdorf 114
Der verstorbene Gutsherr geht im Stalle um 114
Der Poltergeist auf dem Schüttboden 115
Die verwunschene Gräfin 115
Der Spuk im Hennerwitzer Schlosse 116
Die Betten eines Toten 116
Der Spuk im Kuhstalle 116
Der umgehende Bauer reitet seinen Schimmel 117
„Ihr kocht, aber essen werdet ihr's nicht!" 117
Prophezeiungen vom Keller des Wanke'schen Hauses zu Leobschütz 118
Die Seele einer Verstorbenen als Kröte und als weißes Vögelchen 118
Die Seele einer Verstorbenen als graues Männchen 119
„Wo tu ich's hin?" 119
Die Dirschelmutter 119
Der versunkene Mann 124
Der Geist eines Erhängten 124
Der Sägemüller als Reiter ohne Kopf 124
Der Geistermüller vom Mahlberge 125
Der verwunschene Graf von Burg Branitz 126
Der verwunschene Gutsherr von Dobersdorf 127
Die schwarze Schloßfrau und der Schloßherr ohne Kopf in Dobersdorf 128
Weg-Spuk in Kreuzendorf 128
Er will seine Mütze haben 129
Noch einmal: Er will seine Mütze haben 129
Unheimliche Orte in und um Leobschütz 130
Die wilden Tulpen 130
Der Geisterzug nach St. Annaberg 131
Vom Umgehen 132
Unheimliche Stellen in der Nähe von Leobschütz 133
Das aufhockende Schwein 133
Die ruhelose Seele der meineidigen Frau 134
Der Schneider und der schwarze Hund 134

Seite

Das Soldatengrab unter der Pappel 135
Der Geisterweg 135
Der weiße Geist 135
Der Geisterhund in Bratsch 136
Der Biß des Geisterhundes 136
Der schwarze Hund ohne Kopf 136
Der riesengroße Hund mit den feurigen Augen 136
Das Klopfen und Rufen an der Kiefer 137
Die Zigeunerin als Kröte und der umgehende Lehnert 137
Der Spuk im Schlosse Peterwitz 138
Der aufhockende Mann im Soppauer Walde 138
Der Geist des Verstorbenen im Garten 139
Von der Sacherin 139
Der weiße Geist ohne Kopf in Dobersdorf 139
Der umgehende Mann im rosaroten Kleide 140
Knecht Biberall 140
Der ruhelose Gutsherr 140
Das gespenstische Kalb als Hockauf 141
Die „Figur" im Tiefen Grunde 141
Das Weinen am Kreuze 141
Büßende Seelen auf der Leißnitzer Straße 142
Der schwarze Geist auf dem Kirchturme 142
Der Spuk bei der „Boschemucke" 143
Menschen im geistlichen Leibe 143
Pferde sehen einen Spuk bei einem Bildstock 144
Die türkische Henne im Felde 145
Das gespenstische Weiblein am Kreuze 145
Der Breithut 146
Der schwarze Hund des Ho-ha 146
Der Hund auf dem Bachstege 147
Die beiden Hunde an der Brücke bei Katscher 147
Der schwarze Hund an der Grenze 148
Der Spuk am Schüttgebäude 148
Die weiße Gestalt am Wege 148
Das Menschengerippe bei Burgstädtel 149
Die weiße Frau an der Kiefer 149
Der Totenteich 149
Der gespenstische Hund 149
Der Hund auf dem Kirchhofe 150
Zwei große Hunde auf dem Felde 150
Der Nachtgeist als Verkünder des Todes 150
100 Jahre geschlafen 151
Die Raubritter der Burg Branitz 151
Die Räuber in der Hookemühle 152
Die Räuber im Mühlwald bei Sauer 153
Der Horkenberg bei Michelsdorf 154
Der Teufel holt die geizige Schloßfrau 155
Das Männchen verlangt ein Opfer 155
Das Graumännchen erscheint in der Dämmerstunde 155
Das Graumännchen vorm Kreuzloche 155
Der Mann ohne Kopf bei Leobschütz 156
Das Graumännchen und der dreibeinige Hase 157

Seite
Der unvollendete Kirchturm in Kreuzendorf 157
Bewerfen mit Steinen 158
Der dreibeinige Hase 158
Der Wilddieb und der sprechende Hase 159
Der unheimliche Hase 159
Der Stillstandberg 160
Die Pferde als Teufel 160
Der Teufel als Hase 160
Der Reiter ohne Kopf mit dem bissigen Pferde 161
Der Wagen mit den feurigen Rossen 161
Der Teufel mit dem Strick 161
Der Teufel als Katze 162
Das Männchen in der Sandgrube 162
Das Männchen in der Stube 162
Der Antichrist in der Teufelskutsche 162
Die Teufelskalesse auf der Troppauer Straße bei Katscher 163
Der Teufel als Eichenführer 164
Die Brautlinde in Leobschütz 165
Die steinerne Braut von Leobschütz 165
Die Linde der Verlobten 167
Die Ochsenkapelle in Leobschütz 170
Vom Kesselteich 171
St. Johann auf der Brücke in Leobschütz 171
Der Ortsname Königsdorf 172
Der Hungerberg bei Roben 173
Der Eichberg bei Comeise 173
Warum die Kirche in Sauerwitz am Anfange und nicht in der Mitte des Dorfes steht 173
Die Nikolauskirche von Eigiau 173
Vom Heidenkirchel in Leobschütz und vom Buchwald 174
Der Ecce-homo-Stein 175
Von den Schwedenschanzen 176
Meinhard von Rayhauß 176
Die Sage von Eusebia von Poppen 179
Die geheimnisvollen Worte 181
Die List des alten Fritz 182
Ein Zieten-Stück 183
Die schlauen Robener 1806—07 184
Der Geiger in der Wolfsgrube 184

Es war einmal . . .

Der Mann ohne Herz 186
Die schöne junge Braut 189
Das versteinerte Brot 189
Das Ungeheuer 189
Der Müller und der Totenkopf 191
Das verwunschene Schloß 192
Das erlöste Männlein 194
Die Graumännlein 195

Seite
Die goldenen Spindeln 196
Das Schatzmännchen 197
Die dumme Frau 198
Der Müller und der Teufel 199
Die drei Seejungfrauen 199
Der Krieg zwischen Hund und Fuchs 200
Proskes Hahn und Klaß Bräuers Gänse 201
Hanisch will einen Fuchs färben 202
Der Fuchs und die Krähe 203
Schwiderinsla, der Himmel fällt ein 203
Das kurze Märchen 204

Druck: „Schlesische Volkszeitung", Druckerei und Verlag, G. m. b. H., Breslau 1, Hummerei 39-41.

Von Hugo Gnielczyk erschienen ferner:

Aus schweren Tagen.

Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege. Phönix-Verlag, Berlin.

Märchen und Geschichten.

Gebrüder Böhm, Kattowitz.

Der Riese vom Huhlberge.

Volksmärchen. 2.—4. Auflage. Bergstadt-Verlag, Breslau.

Die Mondscheinstadt.

Novellen. 1.—3. Tausend. Hausen, Saarlouis.

Das zerbrochene Ringlein.

Eine Eichendorffnovelle. 1.—3. Auflage. Heimat-Verlag Oberschlesien, Gleiwitz.

In Vorbereitung sind:

Valentin sucht das Glück.

Erzählung.

Unterm Lindenbaum.

Schwänke, Festspiele, Lieder, Sprüche, Reime, Regeln, Redensarten, Sitten und Gebräuche aus dem Kreise Leobschütz.

Das silberne Waldhorn.

Novellen.

Die Mutter des Judas.

Roman.